Säch

Natürliche und bürgerliche

Geſchichte

von

Californien

nebſt einer neuen Charte dieſes Landes und der benachbarten Meere.

Aus dem Engliſchen überſetzt

und herausgegeben

von

Johan Christoph Adelung

Sächſiſch-Gothaiſchen Rath und der Churfürſtl. Mainziſchen Academie zu Erfurt Beyſitzer.

Dritter und letzter Theil.

Lemgo,

in der Meyerſchen Buchhandlung, 1770.

der

Grü

gel e

gebür

den w

unter

ſich na

che die

welche

Califor

Lucas

Verzeichniſs,

der Materien, die in dem dritten Theile enthalten ſind.

Des dritten Buchs.

Achzehnter Abſchnitt.

Entdeckung der Inſeln los Dolores von dem P. Tarraval. Beſchreibung der andern Inſeln, welche durch den Canal St. Barba in dem Südmeere gebildet werden. Gründung der Miſſion St. Roſa durch eben dieſen Pater. Empörung der Coras aus Mangel einer Garniſon.

Neunzehnter Abſchnitt.

Das Kriegesſchif von den philippiniſchen Inſeln kommet zum erſtenmal am Vorgebürge St. Lucas an. Das Schifsvolk erfriſchet ſich daſelbſt, und die Kranken werden wieder hergeſtellet. Die Patres Carranco und Tamaral erlangen die Märterkrone unter den Periques. Der P. Taraval rettet ſich. Vier Miſſionen gehen unter.

Zwanzigſter Abſchnitt.

Alle Miſſionsprediger ſetzen ein Mistrauen in die nördlichen Indianer und ziehen ſich nach Loretto. Merkwürdiges Beyſpiel der Treue der Yaquis. Die Maasregeln, welche die Patres getroffen haben, die ſüdlichen Indianer wieder zu beruhigen. Das Unglück, welches der philippinſchen Gallion begegnet. Der Gouverneur von Cinaloa begiebt ſich nach Californien. Todt des Paters Julian von Mayorga. Die Pericues werden beruhiget, und zu St. Lucas eine neue Miſſion angeleget.

Verzeichnis der Materien, die in den dritten Theile enthalten ſind.

Ein und zwanzigſter Abſchnitt.

Wiederherſtellung der ſüdlichen Miſſion. Die vortreflichen Maasregeln Seiner Majeſtät des Königs Philipps des fünften zur Ausbreitung der Unterwerfung Californiens. Ferdinand der ſechſte genehmiget ſie ohne Einſchränkung.

Zwey und zwanzigſter Abſchnitt.

Die Anſtalten welche man zu Mexico zur Befolgung der königlichen Befehle macht. Verſuche in die Provinz Maqui einzudringen. Der P. Sedelmayer begiebt ſich auf die Flüſſe Gila und Colorado. Unterſuchung Californiens bis an dieſe Flüſſe. Feldzug des P. Courſai wider die Apaches. Die lezten Nachrichten von den californiſchen Miſſionen bis zum Jahre 1752.

Zuſätze zu der Geſchichte von Californien.

Einleitung.

Erſter Zuſatz.

Kurze Beſchreibung der Küſte Californiens von Gomara.

Zweiter Zuſatz.

Reiſebeſchreibung des Schiſshauptmanns Sebaſtian Viſcaino vom Jahre 1602, da er nemlich die äußere oder weſtliche Küſte Caliſoniens auf dem Südmeere unterſuchte.

Dritter Zuſatz.

Beſchreibung der Reiſe, welche der P. Ferdinand von Conſag, Californiſcher Miſſionsprediger, im Jahr 1746 auf Befehl des P. Chriſtoph von Eſcabar und Clamas, Provincial von Neuſpanien, zur Unterſuchung der öſtlichen Küſte des californiſchen Meerbuſens bis an dem Flus Colorado vorgenommen hat.

Vierter Zuſatz.

Beſchreibung Californiens durch den engliſchen Schiſshauptmann Woods Rogers, nebſt der Erzählung ſeiner Reiſe nach der Südſee im Jahre 1710.

Fünfter Abſchnitt.

Auszug einiger Stellen aus der Reiſe des Admiral Anſon.

Dritten

Dritten Buchs

Achtzehnter Abſchnitt.

Entdeckung der Inſel Los Dolores von dem P. Taraval. Beſchreibung der andern Inſeln, welche durch den Canal St. Barba in dem Südmere gebildet werden. Gründung der Miſſion St. Roſa durch eben dieſen Pater. Empörung der Coras aus Mangel einer Garniſon.

Zwey Monate, nachdem die Patres Echeveria und Tamaral zu der Bekehrung, von der ich geredet habe, abgereiſet waren, ſo langte der P. Sigismund Taraval, den man zur Gründung der Miſſion St. Roſa unter den Coras ernennet hatte, in der Abtey Loretto im Monat May 1730 an. Dieſer Pater war mit allen zu einer ſo ſchweren Unternehmung erforderlichen Gaben ausgerüſtet. Er war erſt dreyßig

Jahr alt, und hatte alle Wiſſenſchaften und Kentniſſe, welche zur guten Ausführung ſeines Amtes nöthig waren. Er war zu Todi im mayländiſchen von Don Miguel von Taraval und der Donna Tereſia von Andrade gebohren. Sein Vater hatte mit vielem Ruhm im Kriege gedient, und ſtarb auch in demſelben an ſeinen Wunden als General Lieutenant, bis zu welcher Stelle er durch ſeine Verdienſte geſtiegen war. Sein Sohn trat in ſeinem achtzehnten Jahr in dem Collegio Ocana, wo er Penſionair war, in den Jeſuiterorden; er begab ſich nach Madrid, um daſelbſt die Jahre ſeines Noviciats auszuſtehen; und nachdem er ſich in den allerhöchſten Wiſſenſchaften unter dem P. Alexander Laguna im Collegio zu Alcala hervor gethan hatte; ſo reiſete er nach Mexico, um ſeine Studia daſelbſt zu vollenden, woſelbſt er wegen ſeiner großen Gaben zum Urheber einer neuen Miſſion in Californien erwählt wurde. Der P. Provincialis Johann Anton von Oviedo that ihm den Auftrag, die nöthigen Materialien zu einer Miſſionsgeſchichte zu ſamlen, und wir haben ſeiner Aufmerkſamkeit und ſeiner Beurtheilungskraft die beſondern Umſtände zu verdanken, die ich im folgenden erzählen werde.

Die Miſſion St. Roſa konte dieſes Jahr noch nicht gegründet werden; weil der P. Taraval den P. Tamaral bey der Miſſion la Conception ablöſen muſte, welcher die Inſeln längſt der Küſte zu unterſuchen verreiſet war.

Der P. Tamaral reiſete nebſt einigen Indianern an dem Feſte des heiligen Xaver ab, und langte am ſechsten Tage bey einer Landecke oder einem Vorgebürge auf der Küſte Anara an, wo ſich eine Bay anfängt, die viele Meilen breit iſt, und welcher er den Namen St. Xaver beylegte. Weiter hin entdekten ſie zwey Inſeln, welche ſechs bis ſieben Meilen von der Küſte entfernet waren; ſie machten ein Flos und begaben ſich auf die erſte, welche von den Einwohnern die Küſte Afegua d. i. die Vogelinſel genant wird. Sie iſt ſehr klein, nur ein und eine halbe Meile lang, und kaum eine halbe Meile breit. Man findet keinen einzigen Einwohner auf derſelben, weil ſie weder Waſſer noch irgend ein Gewächſe hat. Es begiebet ſich eine erſtaunende Menge Vögel dahin, und eben daher hat

ſie

ſie den Namen erhalten. Unter dieſen Vögeln giebt es außer bekanten Arten auch zwey ſehr merkwürdige. Der eine iſt ein wenig größer als ein Sperling, und ganz ſchwarz; den Tag über lebt er im Meer, und des Abends begiebt er ſich auf das Land, wo er ſich, wie die Caninchen, ein Neſt in die Erde bauet; welches aber nur vier Fuß tief iſt, daher man auch dieſen Vogel leicht fangen kan. Der andere hat die Größe einer Ganß; ſchwarze Flügel, eine weiſſe Bruſt, und Krallen und Schnabel wie die Raubvögel. Dieſer macht ebenfalls ſein Neſt in die Erde, aber neun bis zwölf Fuß tief, und begiebt ſich nur im ruhigen Wetter in dieſelben; denn Tag und Nacht, ſo lange es ſtürmiſch iſt, bleibt er auf der See. Die Indianer auf der Küſte, wie auch die von den benachbarten Inſen begeben ſich oft dahin, um dieſen Vogel zu fangen.

Die andre Inſel heiſt in der Landesſprache Amalgua d. i. Nebelinſel, und liegt vier bis fünf Meilen von der erſtern. Sie begaben ſich auch auf dieſelbe und fanden, daß ſie faſt in der Figur einem Dreyeck gleichkam. Die öſtliche Spitze iſt von der ſüdlichen zwei Tagereiſen entfernt, und an der kleinſten Seite der Inſel gehet ebenfalls eine Querſeite hin; in der Mitte iſt ein ſehr hoher und kegelförmiger Berg; auf der Inſel ſind auch ſüße Quellen, und in drey kleinen Bayen viele Brunnen, welche ſich die Indianer ſelbſt gegraben haben: doch ſind dieſe Bayen enge, und man liegt nicht für dem Meer in Sicherheit, welches ſich in dieſen Gegenden ſehr hoch erhebt. Dieſe Inſel giebt auch einiges rothes Wildpret, welches kleiner iſt als das kaliforniſche; aber längere und dichtere Haare hat, als die Kaninchen. Unter andern giebt es ein ganz ſchwarzes kleines Thiergen, deſſen Haarfell noch viel weicher als das Bieberfell iſt; es vermehrt ſich außerordentlich, und die Indianer tödten ſehr viele davon. Dieſe Inſel wird auch von vielen Seewölfen und verſchiedenen Arten von Vögeln beſucht, welche die Indianer zu ihrer Speiſe nehmen. An Statt des Brodes bedienen ſie ſich der Meſcalen, welche mehr Saft haben als die Manſons in Californien. Auf der Küſte trift man viele Muſcheln an, unter denen einige ſo ſchön blau ſind, daß

man ſich nichts ſchöners vorſtellen kan. Auch giebt es in dieſem Meere Wallfiſche, welche die Indianer oft mit Harpunen tödten.

Von dem mitten auf der Inſel ſtehenden Berge entdeckt man zwei andre kleine Inſeln, gegen Oſten, welche etwa acht bis zehn Meilen weg liegen. Auch in der großen Bay St. Xaver ſind noch drei andre Eylande, welche nur von Seewölfen und Bibern bewohnt werden. Allen dieſen Inſeln zuſammen gab der Pater den Namen Los Dolores. Weiter hin gegen Norden entdeckten ſie andere große Inſeln welche ihnen drei Tagereiſen von der Bay entfernt zu ſeyn ſchienen. Man glaubt, daß es diejenigen ſind, welche den Canal St. Barba formiren, und deren erſter der Hauptmann Viſcaino den Namen St. Catharina gab. Sie ſind ſo weit entfernt, daß ſie dieſelben weder zählen, noch ihre Lage beſtimmen konten.

Die Einwohner der Inſel Amalgua kennen dieſe Inſeln nicht, weil ihnen ihre alten Zauberer nicht nur auf dieſelben zu ſchiffen, ſondern auch ſie anzuſehen verboten haben. Man traf einige Indianer auf derſelben an, die man ſehr leicht dahin brachte, daß ſie ſich entſchloſſen, ſich in die Miſſion St. Ignatius zu begeben, um daſelbſt in der chriſtlichen Religion unterwieſen zu werden. Ein einziger Zauberer widerſetzte ſich dieſem Vorſatze; ſie droheten ihm aber ſo wohl als ſeiner Frau, ſie allein auf der Inſel zu laſſen. Da er nun ſahe, daß ſich alles zur Abreiſe fertig machte; ſo gab er endlich nach, und willigte darein, Geſellſchaft zu leiſten. Das ſchlechte Wetter nöthigte ſie in der wüſten Inſel Aſegua ans Land zu treten; wo ſie einige Tage blieben; da aber das Wetter ſich wieder aufgeheitert hatte; ſo begaben ſie ſich auf das feſte Land, ohne daß ihnen ein anderer, als der folgende Zufall begegnete. Da ſie am Ufer hinfuhren, ſo wurden ſie auf den Sandbänken viel Meerwölfe gewahr. Der Zauberer, welcher ſein Misvergnügen zu verbergen ſuchte, und ſich auf ſeine Geſchicklichkeit verlies, warf ſich in die See, ſchwamm an dieſe Sandbänke, um einen Seewolf zu tödten; aber ſie flohen, ſo bald ſie ihn nahe kommen ſahen. Er wollte wieder an die Barke zurückſchwimmen: aber ein Seevielfraß packte ihn im Geſicht der ganzen Geſellſchaft an. Indeſſen entwiſchte er

er ihn doch noch, denn diß Volk iſt von Natur ſehr geſchwind, und kam mit einer Wunde davon.) Er warf ihm einige Handvoll geronnen Blut zu, um ihn aufzuhalten; aber dieſer gefräßige Fiſch ergrif ihn noch einmal mit ſo großer Gewalt, daß er ihn unters Waſſer zog, ohne daß ihm ſeine Cameraden zu Hülfe kommen konten.

In der Reiſebeſchreibung des Hauptmanns Sebaſtian Viſcaino findet man dieſe mit dem neuen Namen Los Dolores belegten Eylande nicht; welches entweder daher kommen mag, weil ſeine kleine Flotte bey der Nacht vorbey fuhr und ſie nicht merkte, oder weil ſie aus dem Hafen San Diego in der Annen Bay, welche nachher den Namen St. Xaver erhalten hat, ſehr weit von der Küſte wegfuhr. Eben dieſer Hauptmann traf auf ſeiner Reiſe nach dem Hafen Monte-Rey dieſer Bay gegenüber eine Inſel, der er den Namen St. Catharina gab, wie auch die andern Inſeln an, die den Canal St. Barba formiren. Von dieſen ſagt der P. Taraval weiter nichts, als daß er ſie von den hohen Bergen der Inſel Amalgua entdeckt hat. Ihre Einwohner, wie auch die Einwohner des Vorgebürges St. Xaver, haben mit dieſen Inſulanern, wie auch mit den Bewohnern der andern Seite der Bay keinen Umgang. In dem ſiebten Abſchnitt des erſten Theils hat man den Unterſchied zwiſchen den Nachrichten des P. Taraval von der Religion und den Sitten der Inſulaner auf Amalgua und den Nachrichten des Capitan Viſcaino von den Inſulanern in St. Catharina geſehen.

Es wäre zu wünſchen, daß man die Inſeln, welche der Capitain Viſcaino erfand, und die Küſten des feſten Landes bis an das Gebürge St. Lucia, welches man im Geſichte hat, wenn man von den philippiniſchen Inſeln herkommt, beſſer kennen möchte, und diß um deſto mehr, da er uns dieſe Völker als ſehr geſellig vorſtellet: bishero iſt es aber deswegen unmöglich geweſen, weil die Miſſion St. Ignatius und der Canal St. Barba ſo weit von einander weg liegen.

Endlich kam die Zeit heran, daß der P. Taraval auf Befehl des P. Clement Guillens als des neuen Viſitatoris die Miſſion St. Roſa gründen ſollte. Man

hatte dieſer Miſſion ihre Stelle in der Bay Las Palmas ohnweit des Vorgebürges Californiens, welches ſo wie die Bay St. Joſeph bey dem Vorgebürge St. Lucas von den Coras bewohnt war, angewieſen. Dieſe Miſſion war um deſto nöthiger, da die Coras dieſes Cantons nicht von der Miſſion St. Jago, welches die nächſte war, regieret werden konte; denn dieſe Miſſion beſtund meiſt aus Guaicuras, und zudem erforderte auch die wilde, unruhige, falſche Gemüthsart dieſer Indianer eine gröſſere Anzahl von Miſſionspredigern und eine beſtändige Gegenwart derſelben, damit ſie deſto eher im Zaum gehalten und den Rebellionen, die ſie erregen möchten, vorgebeugt würde. Inzwiſchen reichten dieſe Maasregeln noch nicht zu. Nachdem man alſo in Loretto die nöthigen Anſtalten getroffen hatte, ſo reiſete der P. Sigismund zu der Bay la Paz ab, begab ſich von da nach der Miſſion S. Jago in die Bay Las Palmas, und legte ſeine Miſſion an eben dem Orte an, wo der P. Napoli einige Jahre zuvor die Miſſion S. Jago hatte ſtiften wollen. Er fand die Indianer auf dieſer Küſte viel geſitteter, als er ſich vorgeſtellet hatte; welches Theils der Sorgfalt des P. Napoli, theils den Beſuchern der Pater Carranco und Tamaral zuzuſchreiben iſt. Indeſſen widerſetzten ſich einige Indianer, welche ein viehiſches Leben zu führen gewohnt waren, ſeinem Unternehmen ſo ſehr, daß es von ihm unvorſichtig gehandelt geweſen wäre, wenn er die drei ihm zur Begleitung gegebenen Soldaten hätte zurückſenden wollen. Er brachte es durch ſeinen Fleis und Geſchicklichkeit ſo weit, daß er vor dem Ausgange des Jahres die meiſten heidniſchen Einwohner dieſer Gegend taufte: und der Gewogenheit und Treue dieſer Leute hatte er die Erhaltung ſeines Lebens bey dem allgemeinen Aufſtande der Nation zu danken. Man erhielt in den zwei Miſſionen St. Jacob und St. Joſeph die Nachricht von dieſer Empörung in eben dieſem 1733ſten und zu Anfange des 1734ſten Jahres. Der Urheber derſelben war der Vorſteher von St. Jago, der mit ſeinem indianiſchen Namen Boton hies. Man hatte ihn wegen des Anſehens, das er durch ſeine vorzüglichen Gaben erlangt hatte, zu dieſem Poſten erhoben. Er war der Sohn eines Mulatten und einer Indianerin.

Man

Man hatte geglaubt, er würde ſein Leben ändern, wenn man ihm die Pflichten, die das Chriſtenthum auflegt, vorſtellen würde; aber man betrog ſich, und er verfiel in ſeine erſte Schandthaten. Da man nun ſahe, daß die Ermahnungen, die man ihm beſonders und allein gab, nichts helfen wollten; ſo glaubte man, daß man ihm öffentlich Verweiſe geben müſte; da auch dieſes nichts helfen wollte, ſo ſetzte ihn der P. Carranco ab, und lies ihn beſtrafen. An Statt aber in ſich zu gehen, faßte er vielmehr ſo einen Groll gegen den Miſſionsprediger, daß er die Neubekehrten oft dahin zu bringen ſuchte, daß ſie ihn ermordeten; es würde ihm auch gelungen ſeyn, wenn der Pater nicht auf ſeiner Hut geweſen wäre. Indeſſen ſtreuete er den Saamen des Aufruhrs in der ganzen Miſſion aus, und dieſe Unruhen würden ſo bald nicht geſtillet worden ſeyn, wenn Boton ſich nicht zu den Gemeinheiten St. Joſeph del Colo begeben hätte, welche aus Heyden vermengt waren. Unter dieſen war ein Mullatte, Namens Chicori, welcher mit vielen Weibern lebte, von denen eine durch den P. Tamaral unterrichtet, und zum Chriſtenthum gebracht worden war; die dieſer Mulatte nach der Zeit entführt und mit Gewalt nach Yeneca gebracht hatte. Der Pater verſchmerzte diſe That einige Zeit, damit nicht noch gröſſer Unheil draus erfolgen möchte; als er aber Gelegenheit gefunden hatte, zu dieſer Gemeinheit zu kommen; ſo gab er dem Mulatten wegen dieſer Schandthat ſehr freundſchaftliche Verweiſe. Jener antwortete ihm trotzig; ſie wäre ſeine Frau, und er hätte alſo Recht ſie hinzuführen wo er hin wollte. Der Pater antwortete hierauf, wenn diß die einzige geweſen wäre, ſo würde er ſie nicht bey ſeiner Miſſion behalten und ſo gleich getauft haben; da er aber viele andre hätte, ſo ſey es unrecht von ihm, daß er ſie entführt habe. Er ermahnte ihn das Chriſtenthum anzunehmen, und mahlte ihm das ſchändliche Leben, ſo er führte, mit lebendigen Farben ab. Kurz, er gab ſich die äußerſte Mühe ihn dahin zu bringen, daß er ſeine Aufführung änderte. Der Indianer wurde dadurch nur noch verhärteter; und weil er ſich fürchtete, ſeine andern Weiber möchten ihn verlaſſen: ſo beſchlos er, den Pater bey der erſten Gelegenheit zu tödten, und die Californier dahin zu bewegen, daß ſie alle Miſſionsprediger ermordeten.

Mit dieſen Gedanken ging der Mulatte Chicori eben damals um, als der verruchte Boton in dieſe Gemeinheit ankam; nachdem er die Indianer der Miſſion St. Jacob in groſſer Unruhe zurück gelaſſen hatte. Der P. Tamaral, welcher von der Verſchwörung dieſer zwei Böſewichter nichts wuſte, begab ſich von dem Vorgebürge St. Lucas zu dem P. Carranco, um ihm in Stillung der Unruhen einer Miſſion beyzuſtehen; welches deſto eher gelang, weil der aufrühriſche Boton abweſend war. Die Patres wuſten ſich ſo klug aufzuführen, daß alle Feindſeligkeiten aufhörten, die Indianer gaben ſich aufs neue unter den Gehorſam, und Friede und Ruhe war völlig wieder hergeſtellt. Da nun alles wiederum beruhigt worden war; ſo wollte der P. Tamaral zu der Miſſion St. Joſeph zurückkehren, worauf ihm einige Indianer aus St. Jacob riethen, ſeine Reiſe aufzuſchieben, und ihm hinterbrachten, daß Boton und Chicori mit zwei Haufen bewafneter Indianer auf dem Wege auflauerten. Dieſe unangenehme Nachricht wurde von einigen Indianern beſtätigt, welche der Pater zur Unterſuchung dieſer Sache ausgeſchickt hatte. Der P. Tamaral ſchickte demnach Botſchafter, die aber einen Umweg nehmen muſten, an die Chriſten und Catechumenen zu St. Joſeph, und lies ihnen ſagen, ſie ſollten ſich wafnen, und den Feind aufſuchen: als aber dieſer eine ſo groſſe Menge bewafneter Leute auf ſich anmarſchiert kommen ſahe; ſo verbarg er ſich, und die Gemeine des P. Tamaral, welche keinen Wiederſtand fand, verbrante ſeine Hütten, nachdem ſie dieſelben ausgeplündert hatten. Nach dieſem Feldzuge kehrte der P. Tamaral von ſeinen Indianern, unter welchen ſich noch verſchiedne Heyden befanden, begleitet, zu ſeiner Miſſion an das Vorgebürge St. Lucas zurück, ohne von Seiten der aufrühriſchen Californier den geringſten Widerſtand zu finden. Da die zwey Rädelsführer der Zuſammenverſchwörung ſahen, daß ſich ihre Parthey ſehr vermindert hatte, und ihr Anſchlag zurückgegangen war; ſo fürchteten ſie, daß ihnen alle beyde Miſſionen auf den Hals kommen möchten, und krochen zum Creutz.

Sie baten um Friede, und verſprachen ſich hinführo beſſer aufzuführen. Die Patres, welche ihre Bekehrung von Herzen ſuchten, geſtunden ihnen denſelben

ohne

ohne Widerſtand zu, und der Friede wurde zu Anfang des Jahres 1734 mit großen Freudenbezeugungen von beyden Theilen beſchloſſen; aber ſo viel man ſich auch davon verſprach, ſo war er doch von ſehr kurzer Dauer.

Dieſer Abfall der Californier, und viele andre Plagen, welche die Miſſionsprediger von den hochmüthigen Indianern auszuſtehen hatten, wie auch die hämiſchen Streiche und Schandthaten derer, die man bekehren ſollte, kamen einzig und allein daher, weil keine Wache und Garniſon in der Bay La Paz oder an irgend einem andern Orte zwiſchen dieſer Bay und dem Vorgebürge St. Lucas befindlich war, zu welcher man im Fall der Noth ſeine Zuflucht hatte nehmen können. Die Patres hatten nur einen Soldaten zu ihrer Wache bey ſich, und muſten auch dieſen noch während dieſer Unruhen wegen der Schwäche der Garniſon wegſchicken, oder denſelben hergeben, wenn neue Miſſionen auf den heidniſchen Grenzen angelegt werden ſolten. Die Garniſon zu Loretto war weiter als hundert Meilen davon entfernt, und konte ihnen alſo nicht beyſpringen; überdieſes waren auch die Pericues ſchelmiſcher, aufrühriſcher und unruhiger als die nördlichen Indianer, und man muſte ſie mehr im Zaum halten als die anderen. Eben dieſes bewog den P. Bravo, daß er den Marquis von Valero bat, eine Garniſon zu La Paz anzulegen, um die ſüdlichen Gegenden im Gehorſam zu erhalten; welches aber aus obangeführten Urſachen aufgeſchoben wurde.

Neunzehnter Abſchnitt.

Das Kriegsſchiff von den philippiniſchen Inſeln kommt zum erſtenmal an dem Vorgebürge St. Lucas an. Das Schifsvolk erfriſchet ſich daſelbſt, und die Kranken werden wieder hergeſtellet. Die Patres Carranco und Tamaral erlangen die Märterkrone Pericues. Der P. Taraval rettet ſich. Vier Miſſionen gehen unter.

Kaum hatte man mit den Aufwieglern Friede geſchloſſen; als ſie ihr Vorhaben, alle Miſſionsprediger zu ermorden, deutlich an den Tag legten. Bald nach dieſem Frieden, nemlich in Jenner 1734 kamen einige Indianer von dem Vorgebürge St. Lucas, welche fiſchen geweſen waren, geſchwind in die Miſſion St. Joſeph gelaufen, und brachten die Nachricht, daß daſelbſt ein groſſes Schif angelangt wäre. Hierauf fertigte der Pater andere Indianer ab, um genauere Nachricht davon einzuziehen; als dieſe aber hinkamen, ſo war es ſchon wieder unter Segel gegangen, ob man es gleich vom Lande noch ſehen konte; es begab ſich in die Bay St. Barnabas, wo einige mit Schiesgewehr bewafnet ans Land ſtiegen, um ſüßes Waſſer einzunehmen. Ein junger Menſch aus Loretto, den der Pater hingeſchicket hatte, unterredete ſich mit den Matroſen, und erfuhr von ihnen, daß dis das Schiff, die Galion wäre, welche nach den philippiniſchen Inſeln ginge. Er gab ſeiner Seits den Matroſen Nachricht, daß man in der Nähe eine neue Miſſion gegründet habe; worüber ſie ſich ſehr freueten, und ſo gleich dem Schifscapitain Don Geronimo Montero davon Nachricht gaben. Da das Schiff an das Vorgebürge kam, hatte es nur auf zwey Tage Waſſer, weil der Regen, den ſie unterwegens von Manille Acapulco vermuthet hatten, ausgeblieben war; und eben dieſes nöthigte ſie, ſich dem Hafen bey dem Vorgebürge St Lucas zu nähern. Weil ſie ihn aber zu klein fanden; ſo hatten ſie in der St. Barnabas Anker geworfen.

Der

Der Mangel am ſüßen Waſſer war nicht das einzige Unglück, welches ſie nöthigte anzulanden. Ein großer Theil des Schifsvolkes hatte die Mundfäule, und fand kein ander Mittel als ans Land zu ſteigen, um daſelbſt Pitahayas, ſaure Früchte und friſches Fleiſch zu eſſen zu bekommen, welches ihnen die Indianer für andre Waaren vertauſchten. Als der P. Tamaral dieſe Umſtände von ſeinen Indianern erfahren hatte; ſo begab er ſich aufs Ufer, und gab Befehl, daß Pitahayas, Vieh und ſo viele Früchte und wilde Beeren, als man auftreiben könnte, hingeſchaft würden. Nachdem er dieſe Anſtalten getroffen hatte; ſo ſchickte er zu dem Capitain, lies ſich ihm empfehlen, und ihm alle Hülfe, die man in einer ſo armen Miſſion, wie ſeine ſey, finden könne, anbieten; er lies ihm auch melden, daß er Ordre geſtellet habe, friſches Fleiſch und Pitahayas für diejenigen, ſo die Mundfäule hätten, hingeſchaft werden ſollten, und man ſchafte dieſe Lebensmittel auch in der That ſo bald hin, als man ſie zuſammen gebracht hatte. Die Indianer, von dem Pater aufgemuntert, halfen den Matroſen ihre Tonnen mit Waſſer füllen; und alle, die ans Land geſtiegen waren, genoſſen die Mildthätigkeit des Paters, der ſie mit aller möglichen Gütigkeit und Höflichkeit aufnahm. Der Hauptmann des Schifs ſtattete ihm deswegen ſeinen Dank ab, und machte ihm ein Geſchenk von einigen Waaren. Die Erfriſchung hatte ſo einen guten Erfolg, daß alle ſcorbutiſchen Perſonen durch den Gebrauch der Pitahayas, des friſchen Fleiſches bey dem Aufenthalt auf dem Lande, während der Zeit, da man friſch Waſſer einnahm, geheilet wurden. Indeſſen befanden ſich drey Perſonen dabey, deren Krankheit ſo zunahm, daß man ſie in Californien zurücklaſſen muſte, nemlich der Don Joſeph Franz von Baytos, Capitain der Seeofficiers, Don Antonius von Herrera, Hochbootsmann der Gallion, und der P. Domingo von Horbigoſo ein Auguſtiner, welcher als ein Präſident das Hoſpital St. Thomas zu Ville neuve, und der Hauptagent von der Provinz der philippiniſchen Inſeln in Neuſpanien nach Mexico ging. Sie befanden ſich in einem ſo erbärmlichen Zuſtande, daß ſie, ohngeachtet der Armuth der Miſſion, daſelbſt bleiben und ſich der Liebe des P. Tamaral, welchem ſie der Capitain empfohl, überlaſſen wolten. Der Commißaire Ma-

thäus

thäus von Ibara empfohl ihm auch den P. Horbigoſo, welcher von ſeinem Orden war, ganz beſonders. Zugleich ſchrieb der Schiffshauptmann an den P. Tamaral, daß er, weil ohnweit des Vorgebürges St. Lucas eine neue Miſſion wäre, und die Indianer die wahre Religion angenommen hätten, hinführo da anlanden, und dieſer wegen von der Regierung Order auswürken wollte, weil er einſähe, wie nöthig es ſey dieſen Hafen zu beſuchen, welcher der einzige auf der Fahrt von Manille bis Akapulko iſt, wo man friſches Waſſer und Erfriſchungen einnehmen kan; zugleich bat er ihn, daß er in der Folge die Anſtalten treffen möchte, daß die nöthigen Lebensmittel bey der Hand wären. Der Pater verſprach diß zu befolgen, die Gallion aber fuhr nach eingenommenem Waſſer aus der Bay St. Barnabas mit ſehr gutem Winde ab.

Die drey Kranken, welche bey dem P. Tamaral zurück blieben, bekamen alle mögliche Hülfe. Die zärtlichſte Mutter kan für ihren einzigen Sohn nicht beſſer ſorgen, als dieſer Pater für ſeine drey Kranken. Er wandte nicht nur die wenigen übrigen Lebensmittel auf ſie, ſondern er ſchrieb auch an die andern Mißions, prediger, daß ſie ihnen die beſten Speiſen, ſo ſie hätten, ſchicken möchten. Tag und Nacht blieb er in dem Hauptorte der Miſſion bey ihnen, und brachte es durch ſeine Sorgen und Bemühungen ſo weit, daß ſich alle drey von dieſer gefährlichen Krankheit erholten. Aber Don Anton von Herrera wurde noch von einer angefallen, welche zu der Mundfäule ſchlug, und ihn ins Grab brachte. Der Pater begrub ihn mit ſo viel Ceremonien, als es der Ort erlaubte, in die Kirche, und machte über ſeine Verlaſſenſchaft ein Inventarium in Gegenwart des Hauptmanns Bantos und des P. Horbigoſo, damit man ſeinen letzten Willen in Neuſpanien befolgen könte. Er war ſo uneigennützig, daß er ſich niemals entſchlieſſen konnte, die geringſte Belohnung für ſeine Sorgfalt für den Krancken anzunehmen, ob er es gleich ausdrücklich anbefohlen hatte. Dieſes Beyſpiel der Uneigennützigkeit iſt in Amerika um deſto wunderbarer, je gröſſer die Begierde nach Reichthum daſelbſt iſt, als an andern Orten, und je mehr die Menſchen von dieſer unvernünftigen

gen Leidenſchaft verblendet, ohne Ablaſſen arbeiten, Reichthümer zu häufen, ohne zu wiſſen, wie ſie dieſelben anwenden ſollen.

Der P. Horbigoſo wurde durch dieſe edle Uneigennützigkeit ſo gerühret, daß er es für eine Pflicht gehalten hat, das Andenken derſelben in ſeiner Nachricht von der Reiſe der Gallion zu verewigen. Er ſchrieb ihn an die Mißion St. Joeſph, und er enthält ſo viele Geſinnungen der Erkänntlichkeit und ſo groſſe Lobeserhebungen von der Geſellſchaft Jeſu und dem P. Tamaral, daß es mir die Beſcheidenheit nicht erlaubt, ſie hier anzuführen. Es iſt zum Ruhm des Paters genung, den letzten Theil dieſer Lobſchrift anzuführen. „Die Spanier, welche von den philippiniſchen Inſeln zu„rückkommen, müßen ſich glüklich ſchätzen, daß ſie dieſe Freiſtadt und einen Mißi„onsprediger gefunden haben, der ſo grosmüthig iſt, daß er für ihre Bedürfniſſe „ſorgt. Es wäre ſo gar zu wünſchen, daß man ein Schiff dahin ſendete, welches den „Schiffen gleich wäre, mit denen man die Signale giebt, damit man eher ſüßes „Waßer einnehmen und ſich die Kranken, die man ans Land ſetzet, nach ihrer Ge„neſung eher in den Hafen la Paz und von da nach Neuſpanien begeben könten. „Ohne dieſes glaube ich, daß dieſer Dienſt, ob er gleich ſchon an ſich ſelbſt beträcht„lich iſt, dennoch ſehr verzögert werden wird, weil an dieſem Ort kein Holz zum „Schifbau vorhanden iſt.“

Dieſes war ſeit dem Anfange der Bekehrung Kaliforniens durch den P. Salva-Tierra das erſtemahl, daß das Schiff der philippiniſchen Inſeln an dieſem Orte anlandete. Der P. Tamaral, welchem der Vicekönig, Marquis von Valero, den Auftrag gethan hatte, einen Hafen aufzuſuchen, und welcher ſich ſeit Anlegung ſeiner Mißion la Conception die Mühe, die ich eben umſtändlich beſchrieben habe, gegeben hat, hatte endlich das Vergnügen, daß er dieſes Schiff bey ſeiner Miſſion ankommen ſahe, und daß er dem Schiffsvolke und den Paſſagieren die Erfriſchungen, von denen ich geredet habe, verſchaffen konnte.

Don Geronymo Montero hinterbrachte bey ſeiner Ankunft zu Mexico dem Vicekönig die Nachricht von ſeiner Reiſe, und man gab Befehle, daß ſich die Gallion in der Folge dieſes bequemen Hafens bedienen ſollte, weil ſich kein ande-

rer in dem Südmeere befand. Inzwiſchen wurden dieſe Maasregeln nicht allenthalben in Neuſpanien angenommen. Einige, welche nur ihren Eigennutz zu Rathe zogen, ſahen den Handel der philippiniſchen Inſeln mit ſcheelen Augen an, und verwarfen alles, was zur Vermehrung derſelben abzielte: andere hatten auch ihre Urſachen, warum ſie ſich dem Fortgange der Mißionen in Kalifornien wiederſezten. Die Streitigkeiten, welche zu dieſer Zeit über die Abgabe und die Ladung der Gallion geführt wurden, verhinderten viele Leute, ſich mit dem zu beſchäftigen, was das öffentliche Wohl betraf. Man hatte die Bequemlichkeit dieſes Hafens auf der letzten Reiſe eingeſehen, und folglich war es natürlich, daß man auf die Sicherheit deſſelben, wie auch auf die Sicherheit der Mißionen und Miſſionsprediger in den ſüdlichen Gegenden Kaliforniens dachte, indem man eine neue Garniſon nach dem königlichen Bef ‹ehle anlegte. Man hielt aufs neue zu Mexico darum an, und der Umſtand, in welchem man ſich befand, ſchien einen gütigen Erfolg zu verſprechen; ſo gegründet aber dieſe Bitte immer war, ſo brachte ſie doch nichts zu wege, die Miſſionen und ihre Prediger blieben ohne Vertheidigung und aller Gefahr ausgeſetzt, wie vorhero.

Man befahl zwar zu Manille, daß die Gallion an das Vorgebürge St. Lucas anfahren ſollte, und ſie that es auch das folgende Jahr, wie man weiter unten ſehen wird; denn da der Hauptman Montero vor der Abreiſe der Gallion dahin zurückgekehrt war; ſo ſetzte man noch dieſen Artickel zu ſeiner Inſtruction hinzu.

Unterdeſſen erlangte der P. Horbigoſo und der Hauptmann Bayres ihre Geſundheit durch die Sorgfalt des P. Tamaral völlig; er meldete dieſes nach La Paz, und ſo gleich kam ein Schif, um ſie bey dem Vorgebürge La Paz abzuholen, und ſie nach der Bay La Paz zu bringen, wo ſie ſich im Monat April zu Schiffe begaben, um nach Matanchel und von da Mexico zu gehen. Die Patres ſetzten ihre Arbeiten unter den ungelehrigen Wilden in Süd-Californien fort, nemlich der P. Tamaral zu St. Joſeph, der P. Carranco zu St Jago und der P. Taraval zu St. Roſa. Der P. Element Guillen wurde zum Viſitator und

Supe-

Superior von Los Dolores ernant, der P. Gordon aber blieb Pilaw de la Paz. In dem Sommer eben dieſes Jahrs 1734 muſte der letztere nach Loretto reiſen, um ſeiner Miſſion und den andern ſüdlichen Miſſionen aufzuhelfen, und er lies den Don Emanuel Andreas Romero daſelbſt. Die getauften und noch nicht getauften unter den Indianern waren dem Anſehen nach ſehr ruhig, bis auf einige kleine Bewegungen, die man ſich nicht die Mühe beyzulegen gab. Man hatte zwar keine Urſache die Heyden zu fürchten, aber das Feuer der Verſchwörung glomm unter der Aſche dieſer äußerlichen Ruhe, und in dem Herbſte eben dieſes Jahres brach es ſo heftig aus, daß es vier Miſſion völlig einäſcherte, und allen andern Schaden zufügte.

Dieſer ſchreckliche Aufruhr wurde, wie ſich ſolches in der Folge auswies, weder durch beſondere Bewegungsgründe noch durch eine üble Behandlung der Wilden zu Wege gebracht. Der Urſprung des Haſſes der Indianer gegen die Patres war nicht anders als der Abſcheu gegen die neue Lehre, die ihnen die Vielweiberey verbot, und ſie zu einem ordentlichen und geziemenden Leben, welches ihrer angewöhnten Wildheit zuwieder war, zwang. Man erfuhr dieſes in der Folge, und die vornehmſten Rädelsführer geſtunden es ein. Dieſer gefährliche Aufruhr entſtund anfänglich bey den gegen die ſüdliche Küſte zwiſchen St. Jacob und St. Joſeph wohnenden Gemeinheiten auf Anſtiftung Botons und Chicoris, deren Verſöhnung nur erdichtet war, und die gleich drauf ihren vorigen Zorn gegen die Patres faßten. Damit ſie keinen neuen Verweiſen ausgeſetzt wären; ſo beſchloſſen ſie, das Joch der Miſſionsprediger gar abzuſchütteln. Dieſe Zuſammenverſchwörung wurde ſo geheim und mit ſo vieler Geſchicklichkeit angeſponnen, daß viele Gemeinheiten von fünf nördlichen Nationen dazu traten, ohne daß die Miſſionsprediger den geringſten Verdacht hatten. Da ſie ſich nun für ſtark genung hielten, und von einer großen Anzahl Neubekehrten unterſtützt ſahen, welche ſich noch immer in den Miſſionen einfanden, um den Gottesdienſt abzuwarten, und ihre Portion zu holen; ſo hielten ſie Rath, wie dies Vorhaben auszuführen ſey. Sie fürchteten ſich für niemand als für den Soldaten, weil die Schies-

gewehr hatten, ob ihrer gleich ſehr wenig waren. Der P. Tamaral hatte deren drei zu St. Roſa, obgleich dieſe Miſſion erſt ſeit kurzen gegründet worden war. Zu La Paz war nur einer. Zwey armſelige Invaliden aus Neu-Spanien machten die ganze Garniſon zu St. Jago aus, und zu St. Joſeph de Cabo war gar keiner. Sie bedienten ſich dieſes Hinderniß zu heben einer Kriegsliſt, und als ſie einen Soldaten von der Wache des P. Taraval antrafen; ſo fielen ſie über ihn unverſehens her und ſchlugen ihn todt. Einige kamen drauf zum Pater, und ſagten ihm, daß ein Soldat im Holze draußen krank geworden ſey, der ihn bitten ließe, er möchte kommen und ihn Beichte hören; oder einige Soldaten ſchicken, die ihn abholten. Die Boten brachten aber ihre Botſchaft auf ſo eine ungeſchickte Art, und mit ſo vereinter Miene an, daß der Pater, welcher ſchon einige Nachricht von der Zuſammenverſchwörung hatte, ſo gleich merkte, was ſie verübt hatten, und durch vieles Ausfragen entdeckte er, daß ſie den Pater und die Soldaten zu tödten Willens wären und dieſelben ſchwächen wollten, indem ſie ſich von einander trennten, und den Pater von ſeinen Indianern entfernten. Er ſchlug es alſo ab, dahin zu gehen und einen Soldaten abzuſenden; bald nachher brachte man ihm auch die Nachricht, daß ſie den erſten erſchlagen hätten. Einige Tage drauf tödteten ſie den Don Manuel Andreas Rodero zu La Paz, ohne daß man das geringſte davon erfuhr. Dieſer Streich, welcher ihnen ſo gut gelang, vermehrte ihre Verwegenheit ſo ſehr, daß man, vornehmlich in dem Gebiete St. Jago, an dem Aufruhr gar nicht mehr zweifeln durfte. Indeſſen wurden die Miſſionsprediger, denen in den neuen Miſſionen dergleichen Zufälle nichts ungewöhnliches waren, nicht darüber beunruhigt. Um dieſe Zeit kam ein Soldat in die Miſſion St. Joſeph del Cabo, um dem P. Tamaral zur Wache zu dienen, wie auch ihm Ader zu laſſen und der Krankheit zu warten, die er ſich durch ſeine Arbeit und Mühe zugezogen hatte. Dieſer Soldat hatte in dem Gebiet St. Jago einige Spuren von der Rebellion gemerkt, und wurde durch einige andre in dem Gebiet St. Joſeph in ſeiner Vermuthung beſtätigt. Er gab dem P. Tamaral Nachricht davon, und ſagte ihm mit einer feſten Entſchließung, die Gefahr ſey gar zu gros, als daß er länger an dieſem

Ort

Orte bleiben könte, er verſpräche aber, ihn wohlbehalten nach La Paz zu bringen. Der Pater, voll von der natürlichen Unerſchrockenheit eines Seviliſchen Eingebornen, wollte ihm die Furcht ausreden; dieſer aber gab zur Antwort, er ſey nicht Willens hier zu ſterben; und da er ſahe daß der Pater ſeinem Rathe nicht folgen wollte, ſo verlies er ihn und begab ſich nach La Paz. Als er nahe am Dorfe war, ſo that er einen Schuß, wie ſolches gewönlich war, aber es antwortete ihm niemand. Er ging daher zu der Wohnung des Predigers, und rufte der Wache laut, aber bekam keine Antwort, fand auch keinen Indianer, der ihm davon hätte Nachricht geben können. Als er in das Haus hinein trat, ſo wurde er einige Spuren von Blut gewahr; der Mantelſack war ausgeräumt, der Hausrath und die Werkzeuge zerbrochen und auf dem Boden her umgeworfen. Aus dieſem deutlichen Merkmale ſchlos er, daß der Soldat Romero ermordet worden wäre, und flüchtete nach Los Dolores, welches mehr als ſechzig Meilen von da entfernt war.

Er gab ſo gleich dem P. Guillen, als dem Superior derſelben, von dem Abentheuer, das er ſelbſt mit angeſehen hatte, Nachricht, und unterrichtete ihn von der Gefahr, in welcher die andern Miſſionsprediger ſchwebten. Der P. erſchrack über dieſe Nachricht gar nicht; denn ein Trupp von den Rebellen hatte ſchon einige Gemeinheiten von ſeiner Miſſion angefallen, und verſchiedene Indianer mit Gewalt fortgeſchlept. Auf die Nachricht, die ihm der Soldat gab, ſchickte er an die drei Patres Bothen und lies ihnen ſagen, ſie ſollten ſich zu ihm retten. Er erhielt ſogleich von dem P. Carranco Briefe, in welchen ihm derſelbe bezeigte, daß man unter den Pericues eine Zuſammenverſchwörung entdeckt hätte, und bat, ihm wiſſen zu laſſen, wie er ſich zu verhalten habe. Der P. Guillen antwortete ihm, daß er ſich nach La Paz begeben ſollte; er ſchickte auch zu gleicher Zeit einen Kahn mit ſiebzehn ſehr getreuen Indianern dahin. Er erhielt aber den Brief nicht, weil die Aufrührer alle Päſſe beſetzt hatten, und wenn er ihn auch erhalten hätte; ſo wäre doch die Order zu ſpät angekommen. Unterdeſſen ſchickte der P. Carranco einen Trupp Chriſten, die er vor redlich hielt, an den P. Tamaral in

 die

die Miſſion St. Joſeph, berichtete ihn von der angeſponnenen Zuſammenverſchwörung und bat ihn, zu ihm zu kommen, weil er allein und ohne Wache wäre; damit ſie mit einander über dieſe kützliche Begebenheit Rath halten könten. Der P. Tamaral lies ihm wieder ſagen, er hätte nichts davon bemerkt, was man ihm von ſeiner Miſſion hinterbracht hätte; er eigne dieſe Furcht theils der Furchtſamkeit derer, die ihm die Nachricht davon gebracht hätten, theils der Liſt des böſen Feindes, welcher die Arbeiter der Miſſionsprediger hindern und unterbrechen wollte; er vertraue Gott, und wolle ihm im Tod und Leben dienen; er halte ſich indeſſen der Märterkrone unwürdig, glaube auch nicht, daß die Umſtände ſo gefährlich ſeyn, daß er ſeine Miſſion verlaſſen dürfe, zumal da ihm ſeine Indianer in den letzten Unruhen überzeugende Proben von ihrer Treue gegeben hätten. Man fand in der Folge dieſen Brief unter dem Ueberreſte und den Trümmern der Habſeligkeiten des P. Carranco. Der P. Tamaral blieb alſo in ſeiner Miſſion allein, nachdem er die Indianer, welche man von St. Jago zu ihm geſendet, zurückgeſchickt hatte. Auf der Rückreiſe ſtelen dieſe unter einige ſtreifende Partheyen der Rebellen, von denen ſie gefragt worden, woher ſie kamen, und wer ſie geſchick habe? Sie antworteten, daß ſie auf Befehl des P. Carranco bey dem P. Tamaral geweſen wären, um ihn nach St. Jago mitzunehmen; denn der Pater, ſetzten ſie hinzu, weiß ſchon euren Anſchlag ihn zu tödten, der Knabe, den er bey ſich hat, hat ihm ſchon Nachricht davon gegeben. Die Abſicht der Rebellen war, erſt den P. Tamaral zu tödten, welcher ſich ohne Vertheidigung befand, und alsdann in die andern Miſſionen zu fallen, um auf ſolche Weiſe alle Patres in der Halbinſel zu tödten. Als ſie aber erfahren hatten, daß der P. Carranco ihre Abſicht wüſte; ſo änderten ſie ihren Plan, und fingen bey ihm zuerſt an, damit er ihnen nicht entwiſchen oder Soldaten holen laſſen möchte. Sie ſagten auch dieſes den Chriſten von St. Jago ganz frey; welche zwar erſt dieſelben baten und ihnen wegen ihrer Untreue gegen Gott und den Miſſionsprediger Vorwürfe machten, ſich aber nachher ſelbſt zu den Rebellen ſchlugen und mit ihnen nach St. Jago gingen, um ihrem Wohlthäter das Leben zu nehmen.

Frey-

Freytag als den erſten des Weinmonats zwiſchen ſechs und ſieben Uhr früh kamen ſie in dem Hauptſitze der Miſſion an, als eben der Pater aus der Meſſe kam, und in ſeine Kammer ging, um daſelbſt ſeine Andachtsübungen vorzunehmen. Das erſte, nach was ſie ſich erkundigten, war, ob die beyden Mulatten, welche dem Pater zur Wache dienten, im Dorfe wären. Man ſagte ihnen, daß ſie eben fortgegangen wären, um zwei Thiere aufzuſuchen, die zum Unterhalt der Miſſionen, der Neubekehrten, der Kinder und Alten u. ſ. f. dienen ſollten. Indeſſen blieben doch die Verſchwornen, welche nicht in die Miſſion gehörten, und die ſich für dem Pater fürchteten, in einiger Weite von dem Hauſe ſtehen, obgleich der Pater allein war; und unterdeſſen gingen einige von ihren abgeſendeten, welche Einwohner der Miſſion waren, zu ihm unter dem Vorwände, ihm von ihrer Reiſe Rechenſchaft abzulegen. Sie fanden ihn auf den Knien liegend; er ſtund auf, als ſie hineintraten, und fragte ſie, ob ſie einen Brief an ihn hätten; welches ſie mit Ja beantworteten und ihm den Brief überreichten. Er fing an zu leſen, als die Rebellen auf einmal in das Haus eindrungen. Zwey fielen über ihn her, packten ihn an, und ſchlepten ihn heraus zwiſchen die Kirche und das Predigerhaus, indem ſie ihn bey dem Rocke feſt hielten, und ihn unterdeſſen die andern mit Pfeilen erſchoſſen. Indeſſen ſchickte der Pater die eifrigſten Gebete gen Himmel, und bot ſich Gott als ein Opfer für ſeine und ſeiner Indianer Sünden dar. Als nun dieſe niederträchtigen Poltrons ſahen, daß ſie nichts mehr zu fürchten hatten; ſo ſchlugen ſie ihn vollends mit Prügeln und Steinen todt. Mittlerweiſe warf einer von ihnen ſeine Augen auf das Haus, und erblickte den kleinen Indianerknaben, der dem P. aufwartete, welcher weinte und ſchrie als er ſahe, wie erbärmlich man ſeinen lieben Pater behandelte; ſo gleich rufte er ihm zu: Was ſchreyeſt du ſo? Nun kanſt du gehen, und ihm ſagen, was in den Gemeinheiten vorgehet. Ein andrer verſetzte hierauf; weil er dem Pater ſo gut iſt, ſo iſt es billig, daß er ihm Geſellſchaft leiſte. Sie ergriffen ihn demnach bey den Beinen, warfen ihn mit dem Kopfe wieder die Mauer und den Boden an; und als er todt war, ſo warfen ſie ihn an eben den Ort hin, wo

die

die andern ihre Wuth an dem Leichname des ehrwürdigen Carranco ausließen.

Der Lerm dieſes grauſamen Verfahrens brachte die Indianer von beyderley Geſchlecht und von allem Alter in Bewegung. Einige tadelten dieſe Unmenſchlichkeit ſehr, ſie unterſtunden ſich aber nicht ihm zu Hülfe zu eilen; und diß um deſto weniger, da ſie unter den Mördern einige von den Vornehmſten der Miſſion erblickten, die man erwählt hatte, um den P. Tamaral aus St. Joſeph herzuholen und zu begleiten. Die Indianer ſind ſo unbeſtändig und leichtſinnig, daß diejenigen, welche früh mit dem Pater den Gottesdienſt abgewartet hatten, eben ſo viel Wuth und Wildheit bezeigten als die andern. Einige trugen Holz zuſammen um den Pater zu verbrennen, andere ſchlepten ſeinen blutenden und ganz entſtalteten Körper zu dem Scheiterhaufen, ob ſie gleich noch einige Spuren von Leben bey ihm antrafen. Sie riſſen ihm die Kleider von Leibe, nicht etwa um ſich dieſelben aufzubehalten, ſondern um ſich an ihm durch die verfluchteſten Schandthaten wegen der Freymüthigkeit, mit der er ihre viehiſchen Begierden getadelt hatte, zu rächen. Ich übergehe die abſcheulichen Ruchloſigkeiten, die ſie mit ſeinem Leichnam vornahmen, wie auch ihre entſetzlichen Spöttereyen, die ſie ausſtießen, ehe ſie ihn ins Feuer warfen, mit Stillſchweigen. Ich will nur ſo viel anführen, daß ſie durch ihr barbariſches Bezeigen und raſende Wuth zu erkennen gaben, daß die Lehre des Paters, welche für allen Dingen die Keuſchheit und die Mäßigkeit der Begierden anbefiehlt, der Hauptgegenſtand ihrer Raſerey und Bosheit war. Auf dieſe Art wurden demnach die Leichname des P. Lorenz Carranco, und des kleinen Knabens, der ihm dienete, ins Feur geworfen: das Geräthe und den Hausrath, den ſie brauchen konten, behielten ſie, das übrige wurde alles verbrant. Sie ſchonten weder das Crucifix noch die Gemälde und gehauene Bilder der Heiligen, weder den Altar noch Becher, Mesbuch, und die geweiheten Zierrathen: alles wurde aus Haß gegen die Religion ins Feuer geworfen. Indem die Indianer noch mit Verbrennung der Körper und des Kirchenornats beſchäftigt waren; ſo kamen die zwei Aufwärter des Paters mit den beyden

beyden Thieren, die ſie geholt hatten, wieder. So gleich wurden ſie von den Indianern in die Mitte genommen und ihnen befohlen, abzuſteigen, und dieſe Thiere zu tödten, welches ſie kaum zu thun im Stande waren; indeſſen muſten ſie gehorchen. Als ſie und damit fertig waren; ſo ſchloſſen die Indianer einen Pfeilregen auf ſie, und warfen ſie halbtodt auf eben dieſen Scheiterhaufen.

Nachdem ſie nun dieſe Grauſamkeit ausgeübt hatten, ſo begaben ſie ſich zu der Miſſion St. Joſeph auf dem Vorgebürge St. Lucas; es waren ihrer aber eine größere Menge, als da ſie zu St. Jago einfielen, weil ſie dieſe Miſſion unverſehens überfielen; da nunmehro hingegen außer denen, die ſich zu St. Jago zu ihnen ſchlugen, noch mehrere von allen Seiten herzugelaufen kamen. Dieſe eingefleiſchten Teufel kamen den dritten des Weinmonats früh um acht Uhr Sonnabends am Tage unſer Lieben Frauen vom Roſenkranze in das Haus des Paters. Er ſaß ganz ruhig in ſeiner Kammer, ohne den geringſten Verdacht ſolcher Gewalthätigkeiten zu haben, als ein Haufe dieſer californiſchen Rebellen, unter welchen ſo gar Indianer von ſeiner Miſſion waren, hinein trat, und ihn um etwas bat, von dem ſie wohl wuſten, daß es ihnen abſchlagen würde; ſie ſuchten aber einen Vorwand, ſich mit ihm zu zanken. Der Pater merkte an ihrer Verwirrung und an den Waffen, die ſie bey ſich hatten, ſo gleich ihre verfluchte Abſicht. Bleibet hier meine Kinder, ſagte er, mit vieler Gütigkeit zu ihnen, ihr ſollt es gleich haben, was ihr verlangt. Da ſie nun ſahen, daß ihnen ihr Vorwand Streit anzufangen nicht gelänge, wenn ſie nicht ihre Zuflucht zu einer andern Liſt nähmen; ſo griffen ihn die Indianer aus St. Jago, welche den P. Carranco angefallen hatten, an, zogen ihn bey den Füßen aus ſeinem Hauſe heraus, und tödteten ihn mit vielen Pfeilſchüſſen. Die andern kamen unterdeſſen dazu, und hielten davor, es ſey beſſer, wenn ſie ihn mit eben den Meſſern, die ſie von ihm geſchenkt bekommen hätten, die Kehle abſchnitten; und diejenigen, welche kurz zuvor nicht Muth genung gehabt hatten, zwey Thiere, die ſich doch nicht wehren konten, umzubringen, tödteten, von dem Geiſte des Blutdurſtes und der Grauſamkeit getrieben, ihren Seelenhirten, der ſich durch allerley

Wohlthaten Mühe gab, ſie auf den Weg der Tugend zu leiten. Er empfahl ſich und ſeine Heerde dem guten Hirten des ganzen menſchlichen Geſchlechts, und hielt ſeinen Namen bis auf den letzten Seufzer im Munde. Auf dieſe grauſame That folgten eben dieſe verfluchten Beſchimpfungen, die ſie zu St. Jago ausgeübt hatten, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie ihre Gottloſigkeiten zu St. Joſeph noch länger trieben, weil ſich eine Menge Menſchen von allerley Alter daſelbſt einfanden, und weil ſie, da ſie nichts mehr von den zwej Miſſionspredigern zu fürchten hatten, völlige Freyheit hatten, ſich allen ſchändlichen Thaten zu überlaſſen, welche ſie zur Zeit ihrers Heydenthums bey ihren Siegen auszuüben gewohnt waren.

Dieſem Vorzuge hatte der P. Sigismund Taraval, Miſſionsprediger zu St. Roſa, der ſich damals in dem Dorfe aller Heiligen (Todos Santos) befand, ſein Leben zu danken. Unterdeſſen, da ſie ſich mit der Ermordung und Verbrennung des P. Carranco und ſeines Knabens beſchäftigten, kehrte ein junger Knabe aus dieſem Dorfe, welcher alles mit angeſehen hatte, nach Todos Santos zurück, da unterdeſſen die Rebellen nach St. Joſeph gingen. Er erzählte den ganzen Verlauf der Sache einem alten Jndianer; ging mit demſelben nachher zu dem Pater, dem er die ganze Sache wiederholte und hinzu ſetzte „Nehmt euch in „acht, lieber Pater; denn ſie werden euch gewiß auch gern todtſchlagen wollen; „wir ſind nicht im Stande, euch zu vertheidigen; wenn Jhr aber wollet, ſo will „ich euch in jene Jnſel führen wo ihr ſicher ſeyn werdet.“ Kurz darauf kamen einige Jndianer von St. Roſa, die bey dem Tode des P. Tamaral zu St. Joſeph gegenwärtig geweſen waren, und brachten dem Pater die Nachricht, daß die Rebellen an ihre Mitverſchwornen zu Paz, welche den Soldaten Romeo erſchlagen hätten, Boten geſchickt, und ihnen ſagen laſſen, ſie ſollten nur dem Pater Taraval und ſeinem Aufwärter das Garaus machen. Dieſe Botſchaft kam von der Zaghaftigkeit der Rebellen her, welche ſich für dem Schiesgewehr fürchteten, und lieber wollten, daß ihre Cameraden die übrigen Miſſionsprediger tödteten. Der P. Taraval glaubte nunmehro verbunden zu ſeyn, ſein und ſeiner Soldaten

Leben

Leben zu retten. Er nahm den Ornat des Altars, und begab ſich in der Nacht des vierten des Weinmonats, ohne daß der Feind etwas davon wuſte, nach La Paz, wo er noch den Ornat und die geweiheten Kirchengefäße der Miſſion mitnahm und ſich in die Chaluppe begab, die der P. Viſitator Guillen geſchickt hatte, als er den Brief des P. Carranco erhielt. Mit dieſer Chaluppe ſegelte er nach der Inſel des Heiligen Geiſtes ab. Bald nach ihm landete eine andre Chaluppe von Loretto mit Soldaten und Lebensmitteln an; und der P. Taraval konte ſich alſo nach der Miſſion Los Dolores begeben, um ihren Abſichten auf dieſe Miſſion zu vorzukommen, und die nöthigen Maasregeln zur Wiederherſtellung der Ruhe in der mittäglichen Miſſion zu treffen. Sie hatten gutes Wetter und der P. Taraval landete mit ſeiner Geſellſchaft glücklich zu Los Dolores an; wo ſie den P. Guillen in großer Betrübnis über dieſe Grauſamkeiten antrafen. Er hatte erſt den Tod des P. Carranco erfahren; ſein Schmerz ſtieg aber auf den höchſten Grad, als er die Ermordung des P. Tamaral und die Zerſtörung der vier Miſſionen St. Jago, St. Joſeph, St. Roſa, und Pilar de La Paz erfuhr. Sie unterredeten ſich mit einander über die Maaßregeln, welche in ſo gefährlichen Umſtänden zu ergreiffen wären. Während dieſer Unterredung ſtelleten ſich die Pericues und die Coras von St. Joſeph del Cabo, bis an das Dorf Aller Heiligen, um den P. Taraval aufzuhalten, weil die zu La Paz ihrer Verſchwörung nicht beygetreten waren. Da ſie nun erfahren hatten, daß er ſich gerettet habe; ſo kehrten ſie ihre ganze Wuth wieder die Indianer in der umliegenden Gegend, überfielen ſie unverſehens, tödteten ſieben und zwanzig Chriſten, und jagten die andern in die Flucht. Aus dieſen Gewalthäthigkeiten erfolgte Zank und Streit, welcher in einen bürgerlichen Krieg ausſchlug. Die Gemeinheiten fielen einander mit aller der Wuth und Mordſucht an, die ſich von dieſen barbariſchen und wilden Völkern vermuthen läſt.

Zwanzigſter Abſchnitt.

Alle Miſſionsprediger ſetzen ein Mistrauen in die nördlichen Indianer und ziehen ſich nach Loretto. Merkwürdiges Beyſpiel der Treue der Yaquis. Die Maasregeln, welche die Patres getroffen haben, die ſüdlichen Indianer wieder zu beruhigen. Das Unglück, welches der philippiniſchen Gallion begegnet. Der Gouverneur von Cinaloa begiebt ſich nach Californien. Tod des P. Julian von Mayorga. Die Pericues werden beruhigt, und zu St. Lucas eine neue Miſſion angelegt.

Auf die erſte Nachricht von dieſen traurigen Begebenheiten ſchrieb der P. Guillen, als Superior von Californien an die andern Superioren Californiens, wie auch an den Vicekönig Don Johann Anton Bizarron, damit man der Zerſtörung der andern Miſſionen vorbeugen möchte, im Fall die nördlichen Indianer dem Beyſpiele der ſüdlichen folgten; daß er die nöthigen Maasregeln zur Verbeſſerung des geſchehenen Unglücks treffen, und ſich den Verwüſtungen der rebelliſchen Pericues wiederſetzen möchte. Sr. Excellenz aber glaubten nicht, daß der Aufſtand der Indianer, die Ermordung der Miſſionsprediger, die Zerſtörung der vier Miſſionen, und die Gefahr, in welcher die Soldaten und Prediger der andern Miſſionen ſchwebten, ſich der Mühe verlohnte, daß man erſt Geld für Californien ausgäbe. Am achten des Chriſtmonats 1734 antwortete er dem P. Viſitator Guillen, „daß er die Gefahr, welcher die Miſſion ausgeſetzt wäre, und die „Nothwendigkeit derſelben zum Nutzen der Religion und des Königs wohl einſähe, und daß er mit Vergnügen das Seinige zu Ausführung der Maasregeln, „welche die Patres vor gut befinden würden, gern beytragen, und ſie mit ſeinem „ganzen Anſehen bey S. Majeſtät unterſtüzen wollte; ja wenn er dieſerhalb einen „Befehl von Hofe auswürken könte; ſo wollte er ihn völlig zu befolgen bemüht ſeyn.“ Dieſe guten Verfaſſungen halfen bey den gegenwärtigen Umſtänden nichts. Indeſſen

deſſen vermehrte ſich die Rebellion; und man merkte ſchon einige Spuren der Unruhe in dem Gebiete der Miſſion Los Dolores. Bey der erſten Nachricht, die man davon bekam, begab ſich der Hauptmann, welcher in den ſüdlichen Miſſionen war, geſchwind mit einigen Soldaten dahin, und fand den P. Taraval daſelbſt, welcher ihn von dem vorgefallenen Unglück, der Zerſtörung der Miſſionen und der Unbändigkeit der Indianer benachrichtigte. Da es aber nicht klug gehandelt war, eine Handvoll Leute gegen eine ſo große Anzahl Indianer, welche von ihrem Glück aufgeblaſen waren, zu wagen, und man ſich auch nicht mehr viel gntes von den andern Californiern verſprechen konte, ſo hielt er es für das beſte, in der Miſſion Los Dolores zu bleiben; um die Indianer dieſer Gegend im Zaum zu halten, gegen die Rebellen eine Vormauer abzugeben, und ihnen alle Gemeinſchaft mit den andern Nationen abzuſchneiden, damit das Feuer der Rebellion nicht gegen Norden um ſich griffe, und man die Hülfe von der Regierung zu Mexico unterdeſſen erwarten könne. Man wartete aber auf dieſe vergeblich.

Mittlerweile breitete ſich die Nachricht von dem, was in Süd-Californien vorgefallen war, in allen Miſſionen aus, und ging ohngeachtet der verſchiedenen Sprachen von einer Gemeinheit zur andern, ſo daß die Indianer zu St. Ignatius erfuhren, was am Vorgebürge St. Lucas, das doch dreihundert Meilen davon liegt, fürgefallen war. Dieſe Nachricht erregte die laſterhaften Neigungen vieler Perſonen, die der Lebensart, welche man ihnen gelehret hatte, überdrüſſig waren, und viel Verläumdungen wieder die Patres ausſtreueten, welche ihre alte Gewonheiten abgeſchaft hatten. Da die ſüdlichen Indianer, ſetzten ſie hinzu, im Stande geweſen ſind, dieſe Gewohnheiten wieder abzuſchaffen; ſo werden wir als zahlreichere und ſtreitbarere Nationen dieſes noch leichter thun können. Dieſes aufrüriſche Murmeln lies ſich gleichfalls in den andern Miſſionen hören; ſie machten doch aber nicht viel Eindruck in die Gemüther der vornehmſten Indianer; welches ſolche brave Leute waren, daß ſie die Miſſionsprediger davon benachrichtigten. Sie baten zugleich die Patres, ihnen eine Verſtärkung von Soldaten

zu ſenden, weil ihre Soldaten außerordentlich in Furcht gejagt wären; und in der That lief noch außer der Nachricht von der Ermordung ihrer Cameraden zu Loretto das Gerüchte, daß ganz Californien zu rebelliren Willens ſey. Da ſich nun der P. Guillen außer Stande befand, ihnen eine hinlängliche Wache zu ſenden; ſo ſchrieb er zu Anfange des 1735ſten Jahres an alle Miſſionsprediger, und befahl ihnen Kraft ſeiner habenden Gewalt, daß ſie ihre Miſſionen verlaſſen und nach Loretto kommen ſollten, damit ihr Leben unter dem Schutze der Garniſon in Sicherheit ſey. Sie gehorchten dieſem Befehl, ohne daß es die Indianer gewahr wurden, und begaben ſich einer nach dem andern, ſo wie ſie die Briefe erhielten, nach Loretto. Es iſt gewiß, daß dieſer Befehl des Superioris den Miſſionspredigern das Leben rettete; denn das Feuer des Aufruhrs breitete ſich mit ſo vieler Geſchwindigkeit unter dieſen dummen, obgleich noch verſtändigern und geſittetern Barbaren, als die Pericues waren, aus, daß Californien auf ewig verlohren geweſen ſeyn würde, wennn ſie ſich nicht bey Zeiten gerettet hätten.

Da ſich nun die Miſſionsprediger nach Loretto geflüchtet hatten, und die nördlichen Miſſionen verlaſſen waren; ſo meldete der P. Guillen den erbärmlichen Zuſtand der californiſchen Miſſionen, und die nahe Gefahr, die ihnen von allen Seiten drohete, aufs neue nach Mexico. Der P. Bravo, Miſſionsprediger zu Loretto, ſchickte die Barke an den Flus Yaqui mit Briefen an den Gouverneur und die jeſuitiſchen Miſſionsprediger, gab ihnen von der Gefahr, in der ſie ſchwebten, Nachricht, und bat ſie, ihnen ſechzig ſtreitbare Indianer und einige erfahrne Leute mit Schiesgewehr zu ſchicken, welche ihr Leben vertheidigen könten; weil es ihnen unmöglich wäre, die Indianer im Zaum zu halten, falls die nördlichen, ſüdlichen und die in der Mitten wohnenden Indianer ſich mit einander verbänden. Dieſe Nachricht kam den dreizehnten April des nemlichen Jahrs nach Mexico und obgleich der Provincial von Neuſpanien Briefe dem Vicekönige einreichte, ihm auch noch zwey Bittſchriften vorlegte, um ihn dahin zu bewegen, daß er in dieſer gefährlichen Sache die nöthigen Maasregeln treffen möchte; ſo geſchahe doch nicht

das

das geringſte. Dieſes nöthigte ihn, ſeine Zuflucht zu Sr. Majeſtät zu nehmen, an welche er durch ein europäiſches Schif ſchrieb, das eben unter Seegel gehen wollte. Folglich ſtellte der P. Caſpar Rodero, ehemalicher Provincial zu Mexico, zur Zeit aber General Agent der indianiſchen Provinzen von dem Hofe zu Madrid die ganze Sache S. Majeſtät für. Mittlerweile aber fügte es die Vorſicht, daß man unter den Wilden, die erſt das Chriſtenthum angenommen hatten, eine Hülfe fand, die man ſich natürlicher Weiſe eher von einer geſitteten Nation hätte verſprechen ſollen. Die Nation der Yaquis, welche uns allezeit Proben von ihrer Treue gegeben hatte, bewies auch bey dieſem Zufalle, daß ihr Character noch der nemliche ſey; denn kaum hatte ſie von dem, was vorging, Erfahrung erlangt, als ſich mehr als fünfhundert ſtreitbare Männer von derſelben aufs Ufer begaben, und nach Californien überſchiffen wollten. Da aber der Binnenlander zur Ueberfahrt einer ſo großen Menge Leute zu klein war, ſo ließen ſie ſechzig Mann unter ſich aus; und die andern, welche an dieſem Feldzuge auch Theil haben wollten, gaben ihnen ihre Bogen und Pfeile mit, um mit denſelben die treugebliebenen Indianer auf der Halbinſel zu bewafnen. Der Binnenlander ſties ſo gleich vom Lande ab, und ſetzte dieſe Indianer in Loretto ans Land, von da ſie nach Los Dolores abgingen, wo ſie den Hauptmann der Garniſon antrafen. Kaum waren ſie angekommen, als die Ruhe in Nord-Californien durch eine merkwürdige That der Neubekehrten wieder hergeſtellet wurde.

So bald als die vornehmſten dieſer Nationen die Flucht der Miſſionsprediger erfahren hatten, und ſahen, daß die Dollmetſcher der Soldaten weg wären, ſie auch den Ornat und die Kirchengeräthe mitgenommen hatten; ſo ſchienen ſie darüber ſehr gerührt zu ſeyn, und beſtellten einander durch Bothſchaften, die ſie einander abſchickten, nach Loretto. Hierauf reiſeten ſie dahin ab; einige trugen die Creutze der Miſſionen St. Ignatius, Unſer L. Frauen zu Guadelupe und St. Roſalin auf ihren Schultern, und begaben ſich in Proceſſion zu der Garniſon. Hierauf baten ſie die Patres mit Vergießung eines Stroms von Thränen, daß ſie, nachdem ſie ſie getauft und in der chriſtlichen Religion unterrichtet hätten, ſie nicht

nicht

nicht umkommen laſſen, und in ihre erſten Laſter zurückfallen laſſen möchten; weil es ihr ſehnlichſter Wunſch wäre, als Chriſten zu leben und zu ſterben. Sie ſetzten hinzu, daß es doch nicht billig ſey, daß die ganze Nation unter den Verbrechen einiger einzelnen Perſonen leiden ſollten; da ſie zumal die Schuldigen abzuſtrafen, die Patres zu vertheidigen, und bis an die Garniſon zu begleiten willens wären: und wollten die Patres ja nicht wieder zurückkehren, ſo wollten ſie ſich ſelbſt zu Loretto niederlaſſen; denn ſie wären feſt entſchloſſen, ohne ſie nicht mehr zu leben. Man wurde von den Urſachen, die ſie anführten, und von den Zeichen der Reue und Aufrichtigkeit, die ſie von ſich gaben, gerührt; man behielt ſie dennoch einige Tage zurück, theils um ihnen Zeit auszuruhen zu geben, theils um zu ſehen, ob ſie nicht unter dem Schein der Aufrichtigkeit eine Verrätherey verſteckten. Da aber die Patres keine Urſache ſahen, in ihre Treue ein Mistrauen zu ſetzen; ſo kehrten ſie zu ihren Miſſionen zurück, wo ſie mit unausſprechlichen Freudensbezeugungen aufgenommen wurden. Die Schuldigen bekamen leichte Strafen, um nur dem Verlangen der andern ein Gnüge zu thun, und vier von ihnen aus der Miſſion St. Ignatius wurden auf eine gewiſſe Zeit aus dem Lande verwieſen, damit bey ſo gefährlichen Umſtänden kein Funken zurückbliebe, der das Feuer des Aufruhrs wieder aufblaſen könte.

Da nun die Hülfstruppen von der Nation Yaqui zu dem Hauptman, den Soldaten, und den treugebliebnen Californiern geſtoßen waren; ſo befahl man, daß, weil dieſe Miſſion noch nicht beruhigt wäre, eine hinlängliche Wache in derſelben bleiben ſollte, die andern aber in der Bay La Paz ein Lager aufſchlügen, um daſelbſt die Communication zur Ueberfahrt der Lebensmittel und der Munition offen zu halten, und in die ſüdlichen Provinzen Streifereyen zu thun. Man machte alſo alle nöthige Anſtalten, dieſe kleine Armee theils zu Waſſer mit den Lebensmitteln, theils zu Lande mit den Thieren zu transportiren. Die, ſo zu Schiffe dahin fuhren, langten am erſten an, traten in guter Ordnung ans Land, ſtellten ſich auf einen vortheilhaften Plaz, und beobachteten die vortreflichſte Mannszucht, welches auch nöthig war; weil ſie von den Indianern viel Nächte hinter einander

mit

mit auſſerordentlichem Muth angefallen wurden, wobey von beyden Theilen viele verwundet wurden. Als nun die Rebellen das Corps zu Lande ankommen ſahen, bey welchem etwas Cavallerie war, ſo wurden ſie ſo furchtſam, daß ſie ſich nicht mehr ſehen ließen. Es kamen ſo gar einige Indianer als Freunde ins Lager, welche vorgaben, ſie wären allezeit treu geblieben, und hätten deswegen von den Rebellen viel Beſchimpfung ausſtehen müſſen. Sie ſagten auch aus, daß der Uebermuth derſelben bey Gelegenheit des Unglücks, das der philippiniſchen Gallion begegnet ſey, ſehr zugenommen hätte.

Als nemlich Don Hieronymus Montero auf ſeiner Rückreiſe von Acapulco zu Manilla angekommen war, und von ſeiner guten Aufnahme bey dem Vorgebürge St. Lucas viel Rühmens gemacht hatte; ſo bekam die Gallion Befehl, hinführo daſelbſt anzulanden, und die mit dem Pater verabredeten Signale zu geben. Die Gallion kam bey dem Vorgebürge glücklich an, obgleich viele darauf an der Mundfäule krank lagen; man merkte aber kein Signal, ſahe auch keinen Menſchen ans Ufer kommen, und lies dahero die Pinaſſe mit 13 Perſonen ans Land treten, um dem Pater der benachbarten Miſsion Nachricht von ihrer Ankunft zu geben. Sie erſtaunten aber, als ſie ans Ufer traten, und ihnen niemand entgegen kam, und ob ihnen gleich natürlicher Weiſe hätte verdächtig vorkommen ſollen; ſo ſchiften ſie ſich doch unvorſichtiger Weiſe aus; lieſſen einige von ihren Cammeraden zur Bewahrung der Pinaſſe zurück, und ſuchten das Dorf auf, von dem ſie wuſten, daß es nicht weit davon wäre. Sie verfielen aber in einen Hinterhalt und wurden alle mit Pfeilen erſchoſſen. Hierauf eilten die Indianer dem Kahne zu, überfielen ihre Cammeraden, und machten ſie auf eben dieſe Art nieder. Der Hauptmann des Schifs wuſte nicht, was es zu bedeuten habe, daß die Pinaſſe nicht zurückkäme, und weil er fürchtete, es möchte ihr ein Unglück zugeſtoßen ſeyn; ſo ſchickte er die Schaluppe mit einer Anzahl bewafneter Leute ab. Sie funden die Pinaſſe von einem Schwarm Indianer umringt, welche ſie zerhieben, um das Eiſen heraus zu ziehen. Von dieſem Verfahren, und noch mehr von dem Tode ihrer Mitgeſellen aufgebracht, ſprangen die Soldaten und Matroſen ans

Land, griffen die Indianer an, bleſſirten einige, tödteten einen oder zwey, und machten 4 Gefangene, die ſie an Bord brachten. Der Schifshauptmann gab ſie einem Maître d' Armes in Verwahrung, damit ſie von dem Vicekönige verhört und verurtheilt würden, und lichtete die Anker, und fuhr, ohne Waſſer und Erfriſchungen eingenommen zu haben, nach Acapulco. Die Zeitung von dieſem Unglück breitete ſich in Mexico aus, und man ſahe nunmehro ein, wie nöthig es ſey, wenn man auch nicht einmal die Sache von der Seite der Pflichten, die Menſchen gegen Menſchen zu beobachten haben, anſehen wollte, den kaliforniſchen Miſſionen zu Hülfe zu kommen.

Der Vicekönig traf einige Anſtalten, dieſen wankenden Miſſionen wieder aufzuhelfen, und ſchrieb an den Gouverneur nach Cinalo, daß er ſich mit einem Corps Truppen nach Kalifornien begeben, die Rädelsführer des Aufruhrs abſtrafen, und die andern in Furcht jagen ſollte. Er ſetzte zugleich hinzu, daß er zwar mit dem Hauptmanne und der Garniſon gemeinſchaftliche Sachen machen ſollte, deswegen aber weder ihnen, und noch weniger den Miſſionspredigern untergeben ſeyn dürfe. Der Gouverneur ſchrieb demnach nach Loretto, man möchte ihm den Binnenlande zu der Miſſion zu Cinalo ſchicken, und unterdeſſen alle Feindſeligkeiten zu La Paz unterlaſſen. Mittlerweile hatten die Soldaten und die getreuen Indianer einige Streifereyen, aber mit ſchlechtem Erfolg, in das Land gethan, denn ſie trafen faſt gar niemanden an, mit dem ſie ſich in ein Gefecht hätten einlaſſen können: weil ſich die Indianer in Hölen und zwiſchen die Felſen geflüchtet hatten. Als der P. Guillen den Brief des Gouverneurs erhielt; ſo lies er dem Hauptmanne ſagen, daß er in die Miſſion Los Dolores zurückkehren und nichts weiter thun, als ſich vertheidigen ſollte: auch dem Binnenlanden gab er zu gleicher Zeit Befehle, den Gouverneur zu Cinalo und ſeine Truppen abzuholen. Als dieſe in Loretto ankamen; ſo wurde er von Seiten der Miſſionsprediger mit allen ſeinem Stande gemäßen Ehrenbezeugungen, und vieler Freude und Höflichkeit aufgenommen. Gleich bey ſeiner Ankunft erklärte er ſich, daß er in der Abſicht gekommen ſey, wider die Kalifornier zu dienen; eine Rede, die den Vorurtheilen, welche

man

man damals zu Mexico eingeſogen hatte, gemäß war; und daß er gar nicht Willens wäre, die Meinungen der Pater anzunehmen, ob ſie ſchon das Land und die Gemüthsart der Einwohner beſſer kenneten. Folglich ſuchte er die Indianer durch ſolche Mittel, die er für die beſten hielt, unters Joch zu bringen; nachdem er aber 2 Jahr lang mit verſchiedenem Erfolge in dem Lande geweſen war, ſo war er endlich genöthigt, zu ſeiner eignen Beſchämung einzugeſtehen, daß ſeine Maaßregeln nichts taugten. Den 10ten des Wintermonats 1736. verſtarb der P. Julion von Mayorga in ſehr hohem Alter. Er hatte die Miſſion St. Joſeph de Commondu im Jahr 1707 angelegt, und regierte ſie länger als 29 Jahr in Frieden; daher man ſich auch nicht wundern darf, daß ihn die Indianer, die Patres und die Soldaten wegen ſeiner Tugenden und auſſerordentlichen Gaben aufrichtig liebten.

So bald dieſer Pater todt war, änderte der Gouverneur ſeine Aufführung, und fing an dem Rath der Miſſionsprediger zu folgen, nemlich die Indianer durch ein großes Lärmen in Furcht zu ſetzen, wobey ſie ihn verſicherten, daß ſie nach dieſem ſeinen Willen wie ein Geſetz beobachten würden. Sie ſetzten hinzu, daß dieſe Verfahrungsart nicht ſo ſchädlich ſey, als die Gelindigkeit, oder der Angrif durch einzele Corps Truppen; und daß ſie, ſo bald er ſie einmal in Furcht gejagt haben würde, von ſelbſt kommen, ſeine Gnade anflehen und dieſelbe mit dem lebhafteſten Danke erkennen würden. Er lies demnach die Indianer aufſuchen, nöthigte ſie zu einem Haupttreffen, in dem ſie aufs Haupt geſchlagen wurden. Ihre Hartnäkkigkeit und Uebermuth war in den erſten zwey Jahren ſo angewachſen, daß ſie an ſtatt ſich zu ergeben oder Friedensvorſchläge zu thun, ihre Feindſeligkeiten fortſetzten; bis ſie der Gouverneur zu einer zweyten Schlacht zwang, in welcher es ihnen eben ſo ergieng, wie in der erſten. Kurz drauf krochen ſie zum Kreutz, und flehten ihn aufs demüthigſte um ſeine Gnade an; der Gouverneur aber verſagte ihnen den Pardon: worauf ſie ſich erboten, ihm die Häupter des letztern Aufruhrs auszuliefern, welche an der Ermordung der Miſſionsprediger und der Soldaten den meiſten Antheil gehabt hätten. Sie hielten auch ihr Wort redlich; aus einer übel angebrachten Gnade aber lies es der Gouverneur dabey bewenden, daß

er ſie nur auf die Küſte Neuſpaniens verbannete. Die göttliche Gerechtigkeit ſelbſt misbilligte dieß Verfahren, und ließ dieſen Aufruhr nicht ungerochen; denn als die Indianer die wenigen Soldaten, die ihnen zur Wache gegeben worden waren, verachteten, und ſich der Barke bemächtigen wollten; ſo ſahen ſich die Soldaten genöthigt, Feuer auf ſie zu geben, und tödteten faſt alle. Die 2 Böſewichter, welche zuerſt ihre Hände an die Patres gelegt hatten, waren unter denen, welche entwiſchten; aber alle beyde nahmen ein Ende mit Schrecken. Einer wurde im erſten Jahre ſeiner Verbannung getödtet, der andre fiel, als er auf einen Palmbaum klettern wollte, herab unter die Felſen, zerſchellete ſich den ganzen Körper, und ſtarb, als ein verruchter Abtrünniger.

Mittlerweile lies Philip der 5te auf die Vorſtellungen und die Bitte der Pater Peter Ignatius Attamiſano und Bernhard Lozano, der Agenten der Provinz Neuſpaniens, einen neuen Befehl an den Viceköning ergehen, in welchem er ausdrücklich verlangte, daß in dem ſüdlichen Theile Kaliforniens eine neue Garniſon zu Folge der vor einigen Jahren an den Marquis de Caſa-Fuerte ausgefertigten Order angelegt werden ſollte; damit man unter ihrem Schutze die zerſtörten Miſſionen wieder herſtellen und das Chriſtenthum vertheidigen könnte; wobey er ihm zu gleicher Zeit völlige Gewalt gab, alle Maasregeln zu ergreiffen, die er zur Ausbreitung der Eroberung für heilſam hielt. Vermöge dieſes Befehles wurde dem Gouverneur anbefohlen, in der Bay La Paß eine neue Garniſon anzulegen; welche jedoch in der Folge auf dem Vorgebürge St. Lucas vor nöthiger gehalten wurde, als man einſahe, wie wichtig es ſey, einen Hafen zu haben, in welchen die philippiniſche Garniſon anlanden könnte. Man befahl gleichfalls, daß die Soldaten der Garniſon nicht von den Patern gewählt werden, noch auf irgend eine Weiſe unter ihnen ſtehen ſollten, daß ſie über dieſes nicht unter dem Commando des Hauptmannes zu Loretto, ſondern allein unter dem Commando des Viceköings ſeyn ſollten. Der Hauptmann, welchen der Gouverneur ernennete, war Don Bernhard Roderich Lorenzo, der Sohn des abgedankten Hauptmanns der Garniſon zu Loretto, des Don Stephan Roderich Lorenzo, der in Kalifornien

unter den Augen ſeines würdigen Vaters erzogen und gebohren war, und alle Frömmigkeit, Klugheit, Muth, und damals beſonders bey einem Garniſon-Hauptmann erforderliche Kenntniß des Landes beſaß. Er hatte 30 Soldaten unter ſich; von welchen er gleich Anfangs 10 in das neue Lager zu St. Joſeph del Cabo, 10 in die Miſſion la Paz und 10 in die Miſſion St. Jago bey den Coras ſtellete. Da er aber in den Verdacht kam, er möchte ſich den Befehlen der Pater zu ſehr unterwerfen; ſo ſetzte man ihn kurze Zeit darauf ab, und ernannte den Don Peter Alvarez von Acevedo an ſeine Stelle. Der Agent Kaliforniens zu Mexico proteſtirte wider die Unabhängigkeit dieſer Garniſon von den Patern, als wider eine Sache, die dem Befehle des Königes, nichts in der Regierung dieſer Inſel zu ändern, zuwieder liefe. Dieſe Proteſtation aber konnte den Vicekönig nicht bewegen, etwas an ſeinem Befehle, denn die letzte Verordnung kam allein von ihm her, zu ändern. Indeſſen verſtärkte S. Excellenz die alte Garniſon zu Loretto um 5 Mann, und ſie befand ſich folglich nunmehr ſo ſtark, als die zu St. Lucas neu errichtete Garniſon. S. Excellenz wollte zu gleicher Zeit, daß der Hauptmann und die Soldaten hinführo den Patern ganz und gar nicht mehr unterworfen ſeyn ſollten, er erlaubte ihnen zwar die Paters im Fall der Noth zu begleiten; aber er verbot ſowohl dem Superior als dem Viſitator Kaliforniens ſich keine Gewalt über ſie anzumaßen, noch ſich in die Anwerbung, Abdankung und Beſoldung der Officiers, der Arbeiter, Soldaten und Matroſen zu mengen. Durch dieſes Mittel wurden die Patres der Laſt, die ihnen die Beſorgung dieſer Sachen verurſachet hatten, auf 8 Monate los; es erfolgten aber aus dieſer Unabhängigkeit die gröſſen Unordnungen. Man verließ die Patres bey ihren Miſſionen, Beſuchen und Reiſen; man vernachläſſigte die Mannszucht; man unterdrückte die Eingebohrnen und zwang ſie Perlen zu fiſchen; und man beging ſehr viele Gewaltthätigkeit an verſchiedenen Einwohnern aus Neuſpanien; kurz, man verurſachte ſo viel Unordnungen in Kalifornien, und alles gerieth in ſo eine Verwirrung, daß beynahe das ganze Land durch das Verſehen der Garniſonen, welche doch zur Sicherheit angelegt waren, verlohren gegangen wäre; und man hatte es einzig und allein

der Vorſicht Gottes zu danken, daß ſich die Kalifornier nicht wider die Patres empörten. Dieſes unvorſichtige Verfahren verurſachte ſo viele Klagen, daß der Vicekönig genöthigt war, den einmal gemachten Befehl aufzuheben, und ſich nach dem Plane ſeiner Vorgänger zu richten. Er dankte demnach den Hauptmann der Garniſon zu St. Lucas, welcher von dem Gouverneur zu Cinalo ernennet worden war, ab, und befahl daß dieſelbe nur durch einen Lieutenant commandirt werden ſollte, der unter dem Hauptmann zu Loretto ſtünde; welcher ſelbſt nebſt ſeinen Soldaten ins künftige die Oberherrſchafft des Pater Viſitator erkennen ſollte, damit alles wieder auf den alten Fuß geſetzt würde.

Ein und zwanzigſter Abſchnitt.

Wiederherſtellung der ſüdlichen Miſſion. Die vortreflichen Maasregeln S. Majeſtät des Königs Philips des 5ten zur Ausbreitung der Unterwerfung Kaliforniens. Ferdinandus der 6te genehmiget ſie ohne Einſchränkung.

So bald als die Pericues oder Uchities, die Guaicuros und die Coras durch den Eifer und den Muth des Gouverneurs zu Cinalo gebändiget, und die neue Garniſon St. Lucas angelegt hatte; ſo ernennete die Geſellſchaft Jeſu neue Miſſionsprediger, um die zerſtreuten Glieder ihrer Kirche vornemlich in den Gegenden, welche mit dem Blute der 2 Miſſionsprediger beſetzt waren, wieder zuſammen zu bringen, und die 4 Miſſionen zu Pilae in der Bay la Paz, St. Roſa, in der Bay las Palmas, St. Joſeph ohnweit des Vorgebürges St. Lucas, und St. Jago unter der Nation der Coras aufs neue zu gründen und in Ordnung zu bringen. Der P. Anton Tempis wurde in die letztere geſchickt, und brachte durch ſeine unermüdeten Arbeiten die Indianer wieder zuſammen, und regierte ſie bis an ſeinen Tod mit einem exemplariſchen Eifer. Er war ein Mann von einer gründlichen, ſich ſtets gleichen und erhabenen Tugend, welcher als ein treuer Arbeiter in dem Weinberge ſeines Herrn erfunden wurde.

Der

Der Vicekönig meldete Seiner Majeſtät Philipp dem 5ten in ſeinen Briefen vom 23ſten April 1735. und 10ten April 1737. die Empörung der Indianer und die Folgen; die ſie gehabt hätte. Selbſt die Geſellſchaft Jeſu ſahe ſich genöthigt, Seiner Majeſtät beſchwerlich zu fallen, und Dieſelbe anzuflehen, eine Miſſion zu retten, die Sie bisher ihres königlichen Schutzes gewürdigt hätte. Dieſe Briefe hatten ſehr gute Wirkung.

Die Wiederherſtellung der von den Indianern zerſtörten Miſſionen, erforderte mehr Unkoſten, als man aus den Ländereyen, und den Einkünften der liegenden Gründe der Miſſion erheben konnte; und über dieſes waren dieſelben ſchon durch die auſſerordentlichen durch obbemeldten Aufruhr verurſachten Abgaben erſchöpft. Allein aller dieſer Schwierigkeiten ohngeachtet, ſtellte man die Sachen in Californien wieder her. Als Philipp der 5te erfahren hatte, was vorgegangen war, ſo befahl er nicht nur eine neue Garniſon anzulegen; ſondern er unterzeichnete auch den 2ten April 1743 einen Befehl, vermöge deſſen die durch den Aufſtand verurſachten Unkoſten aus dem königlichen Schatze genommen werden ſollten, und der indianiſche Staatsrath befehligt wurde, die kräftigſten Mittel zur völligen Unterwerfung Californiens anzuwenden. Dieſer Plan, wie auch die zur Ausführung deſſelben nöthigen Maasregeln wurden mit vielem Eifer von dem Don Joſeph Carvaral, damaligen Präſidenten dieſes Staatsraths, Staatsſecretairs und Ritter des goldnen Fließes angenommen, welcher die aus Californien nach Hofe geſchickten Bittſchriften ſogleich unterſuchen lies. Er ſahe bald die Wichtigkeit dieſer Eroberung, die Schwierigkeiten, die ſich im Weg legten, und die zur Ausführung derſelben nöthigen Maasregeln ein. Er lies es dabey nicht bewenden, er bewog auch den König die ausdrücklichſten Befehle auszufertigen, um dieſe Sachen zur Ausübung zu bringen. Man ſchickte alſo den 13ten des Wintermonats 1744 einen Befehl an den Graf von Juen Clara, Vicekönig zu Mexico mit Briefen an verſchiedne einzelne Perſonen, von denen man neue Nachrichten über verſchiedene wichtige Puncte verlangte. Hierauf ſchickte der P. Chriſtoph Eſcobar von Liamas, Provincial zu Mexico, eine umſtändliche Erzählung von dem, was vorgegangen war,

Sie war vom 30ten des Wintermonats 1745 datirt, und kam den 9ten des Brachmonats 1746 gleich nachdem S. Majeſtät Ferdinand der 6te den ſpaniſchen Thron beſtiegen hatte, zu Madrid an. Dieſer Prinz, welcher von ſeinem glorwürdigſten Vater den Eifer und die Großmuth geerbt hatte, fertigte nach geſchehenem Vortrage ſeines Staatsrathes, den der Marquis von la Enſenada, damals Staatsſecretair und Secretair der indianiſchen Provinzen, unterſtüzte, einen neuen, und viel weitläuftigern Befehl als der erſte war, aus, und überſchickte ihn dem Vicekönige von Neuſpanien. Ich will ihn hier als ein glorreiches Monument der erhabenen Geſinnungen und des brennenden Eifers beyder Monarchen; der Klugheit, tiefen Einſicht und Weisheit ihres Staatsrathes, wie auch der Kenntniß, Klugheit, Frömmigkeit, Fleiß und großen Abſichten ihrer Miniſter einſchalten.

Der König.

Don Johann Franz von Guemes und Horcaſita, Generallieutenant meiner Armeen, Vicekönig, Gouverneur und Feldmarſchall der Provinzen Neuſpaniens, wie auch Präſident meines königlichen Gerichtes, und Reſident in der Stadt Mexico: Man überſchickte den 13ten November 1734 eurem Vorgänger in dieſen Aemtern, dem Grafen von Fuen-Clara einen Befehl folgenden Inhalts.

Der König.

„Graf von Fuen-Clara, mein Vetter, Ritter des goldnen Fließes, mein „Kammerherr, Gouverneur und Feldmarſchall in den Provinzen meines König„reiches Neuſpanien, Präſident meines königlichen Gerichtes, Reſident in meiner „Stadt Mexico. Nachdem mir der Erzbiſchof und Vicekönig euer Vorgänger in „dieſen Würden durch einen Brief vom 23ſten April 1735 und durch einen andern „vom 10ten deſſelben Monats 1737 eine umſtändliche Beſchreibung, von dem, was „bey dem Aufruhr der indianiſchen Nationen der Pericues und Guacuras in der „Provinz Californien vorgegangen iſt, von den Maasregeln, die man ergriffen und „den Unkoſten, die man aufgewandt hat, um ſie zu Paaren zu treiben und wie„der in Ruhe zu bringen, welches auch nunmehro durch die Klugheit des Gou-

verneurs

„verneurs zu Cinaloa geſchehen iſt, überſchickt hat; ſo ſind dieſe Schriften meinem
„indianiſchen Staatsrathe nebſt der Beſchreibung von dem Urſprunge, Fortgan-
„ge und gegenwärtigen Zuſtande der Unterwerfung der beſagten Provinz im geiſt-
„lichen und weltlichen zur Berathſchlagung vorgelegt worden; und nachdem man
„auf das Anhalten des P. Altamirano von der Geſellſchaft Jeſu, und General-
„Agenten ihrer Provinzen in Indien, und vornemlich der Miſſionen ſeines Or-
„dens in Californien, die Maasregeln und Unkoſten, die man getroffen und auf-
„gewandt hat, um ſie wieder unters Joch zu bringen, genehmiget, wie ich euch
„ſolches in meinem Briefe vom 2ten April letztverfloſſenen Jahres angezeigt habe:
„ſo hat man für gut gehalten, in Erwartung der Memorialien und der auf dieſe
„Briefe ſich beziehenden Nachrichten, die man alle Tage aus Californien zu erhal-
„ten hoft, in meinem obengenannten Staatsrathe über die Maasregeln Berath-
„ſchlagungen anzuſtellen, welche zur völligen Unterwerfung und Eroberung dieſer
„Halbinſel dienlich ſind, die ſchon ſeit 1523 zuerſt von Don Ferdinand Cortez Mar-
„quis von Valle, erſten Vicekönig dieſer Provinzen, und nachher durch einige
„ſeiner Nachfolger, und durch verſchiedene andere Perſonen zu verſchiedenen Zei-
„ten verſuchet worden iſt. Und ob es gleich meinem königlichen Schatze große
„Summen gekoſtet hat, ſo iſt dennoch dieſe Unternehmung ſtets theils wegen der
„ausgeſtandnen Unglücksfälle, theils der unüberſteiglichen Schwierigkeiten, die
„ſich im Weg gelegt haben, fruchtlos abgelaufen, ob man gleich durch die ſchmei-
„chelhafte Lockſpeiſe der Perlen zu dieſer Eroberung angelockt wurde. Auf die
„Nachricht, welche mir überdieß von der Gelehrigkeit der Eingebohrnen des Lan-
„des und von ihrer Neigung zur Annehmung unſrer heiligen Religion und eines
„geſitteten Lebens gegeben, wie auch von den jeſuitiſchen Miſſionspredigern, un-
„ter andern von den Patern Johann Maria von Salva-Tierra, und Euſebius
„Franz Kino im Jahr 1698, und ganz beſonders von dem P. Franz Piccolo im
„Jahr 1716 beſtätigt worden iſt; welche mir vorgeſtellet haben, daß dieſe Miſſio-
„nen und Bekehrung durch den unermüdeten Eifer der Pater von der Geſellſchaft
„Jeſu, als der einzigen, die ſich dieſem löblichen Dienſte gewidmet habe, und

„durch die Unterſtützung guter Herzen ſchon ſehr großen Fortgang gehabt hätte;
„als habe ich ſeit dem Jahr 1703 aus meinem königlichen Schatze eine jährliche
„Beyhülfe von 13000 Piaſtern vornemlich in der Abſicht beſtimmt, daß die Köſten
„der Unterhaltung eines Korps Soldaten für die Miſſionen, der Officiers und des
„Schifsvolkes der Barke, welche zur Ueberfahrt der Miſſionsprediger von Cina-
„loa nach Calfornien beſtimmt iſt, davon beſtritten würden. Nachdem nun mein
„benanter indianiſcher Staatsrath die verſchiedenen auf dieſen Endzweck abzie-
„lenden Artikel, wie auch die Berichte der Auditeurs in Gegenwart des gemelde-
„ten P. Peter Ignatius Attamirano, und andrer verſtändigen und in dieſer Sache
„erfahrnen Perſonen von der Geſellſchaft Jeſu durchgeſehen und unterſucht hat:
„ſo hat man mir, nach An[illegible] meines Sollicitatoris über die ganze Sache,
„in meinem Staatsrathe den [illegible] May dieſes Jahres vorgeſtellet, daß es hoch-
„wichtig ſey, unverzüglich die allerkräftigſten Maasregeln zu ergreiffen, um die
„benante Provinz Californiens wieder in den Schoos der Kirche und unter mei-
„ne Herrſchaft zu bringen; daß dieſe vortheilhafte Unternehmung, ohngeachtet ſie
„von dem rechtgläubigen Eifer meiner glorwürdigſten Vorfahren, und von den
„Vicekönigen dieſer Provinzen kräftig unterſtützt worden ſey, dennoch ſo oft rück-
„gängig gemacht worden, daß man nicht von einem Fußbreit Landes dieſer weiten
„Gegend Herr ſey, und daß man, wofern man dieſe Sache mit gutem Erfolge
„treiben wolle, die Bekehrung der Indianer zu unſer heiligen Religion als die
„Grundſtütze der Eroberung anſehen, und ſie den jeſuitiſchen Miſſionspredigern
„anvertrauen müſſe, welche unter ihnen und unter allen ungläubigen Nationen,
„deren Bekehrung ſie im ganzen Amerika auf ſich genommen haben, ſchon ſo viel
„Gutes geſtiftet haben; und daß man über dieſes in allen Häfen, die man in den
„nahegelegenen Gegenden antreffen würde, eine ſpaniſche Pflanzſtadt mit einem
„Fort und einer Garniſon, wie auch mitten in jeder Provinz eine ſpaniſche Stadt
„anlegen müſſe, um die Indianer im Zaum zu halten, und den Miſſionspredigern
„im Fall eines Aufruhres zur Freyſtadt zu dienen. Und da die Ueberſchiffung
„der Familien dieſes Reiches in dieſe ſpaniſche Colonien viel Schwierigkeiten und

Unko-

„Unkoſten verurſachen würde, nicht zu gedenken, daß man dieſelben zu andern „Pflanzſtädten nöthig haben möchte: ſo hat man es für gut befunden, daß dieſe „Coloniſten aus der Stadt Mexico und den benachbarten Provinzen genommen „werden ſollen; worüber wir die Gegenantwort und die Nachrichten, die wir von „euch erlangt haben, erwarten, um in dieſer Sache einen Entſchluß faſſen zu kön„nen. Der Staatsrath hat mich auch verſichert, daß es zur baldigen Bezwin„gung der californiſchen Indianer gut gethan ſeyn würde, wenn die jeſuitiſchen „Miſſionsprediger auf der andern Seite, als wo die itzt daſelbſt befindlichen hin„eingegangen ſind, nemlich auf der nördlichen Seite, wo dieſe Provinz an das „feſte Land hängt, hineingingen; weil man entdeckt hat, und verſichert, daß die „Provinz Californiens nicht, wie man insgemein dafür hält, eine Inſel, ſondern „ein feſtes Land iſt, welches auf der nördlichen Seite mit der Provinz Neu-Me„xico zuſammen hängt: denn vermittelſt ſolcher Maasregeln würden ſich die Ein„wohner Californiens eingeſchloſſen oder gleichſam verlaſſen ſehen; ſie würden kei„nen Uebergang und Vereinigung mit den Ländern anderer wilden Indianer ha„ben, und wenn auf ſolche Art die Miſſionsprediger von beyden Theilen immer „weiter gegen die Mitte des Landes zu rückten, ſo würde man viel eher mit der „völligen Unterwerfung dieſer Provinz zu Stande kommen. Soll aber dieſer Ent„wurf ausgeführt werden; ſo hält man es vor beſonders wichtig, daß in den Miſ„ſionen aller Völkerſchaften, die man ſchon bekehrt hat, zwei Miſſionsprediger ſind, „und daß es höchſtnöthig iſt, die Bekehrung der Indianer auch in denenjenigen „Gegenden auszubreiten, welche an die ſchon bekehrten Indianer gränzen; denn „außer dem allgemeinen Nutzen, den dieſes haben würde, wären auch alsdenn, „wenn ein Miſſionsprediger in die noch unbekehrten Gegenden ginge, die Religion „auszubreiten, die ſchon angebauten Cantons des nöthigen Unterrichts nicht be„raubt, ſondern hätten allezeit eine verſtändige Perſon bey ſich, welche im Stan„de wäre, auf alle Bewegungen ein wachſames Auge zu haben, welche auf die „Verrätherey und den Aufruhr abzielten, welches allezeit zu befürchten wäre, „wenn ſich dieſe Völker ſelbſt überlaſſen würden.

„Es iſt auch nützlich, daß auf allen Gränzen des Landes, ſo weit es näm„lich bekehrt worden iſt, eine Wache von Soldaten ſowohl zur Sicherheit der Miſ„ſionsprediger und Soldaten, als auch zur Begleitung der erſtern in die heidni„ſchen Gegenden angelegt werde, welche aber unter den Patern ſtehen, in allen „ihre Befehle erwarten müſſen, damit ſie die Indianer nicht durch unbeſonnene „Strafen, oder unvorſichtige Streifereyen in Harniſch jagen. Man hoffet, daß „durch dieſes Verfahren in den Gegenden, wo ſchon Miſſionen angelegt ſind, die „Sachen einen großen Fortgang gewinnen werden. Auch hält man es zur Be„ſchleunigung der Unterwerfung dieſer Provinz mit Hülfe der Miſſionen für dien„lich, daß man dieſelben gegen Mittag, aber von der andern Seite her, ausbrei„te, damit ſie nemlich mit den nördlichen Miſſionen zuſammen ſtoßen. Und auf „daß die oben angeführte Maasregeln in der von der Geſellſchaft Jeſu in dem Gebür„ge der Pimas und der Provinz Sonoro angelegten Miſſion leicht in Ausübung „gebracht werden können, ſo wird man die Miſſionsprediger in allen bekehrten „Gegenden, welche mit den Heyden gränzen, verdoppeln, und ihnen die obbe„ſtimmte Wache geben. Wenn nun vermittelſt dieſer Anſtalten die in dem Ge„bürge der Pimas ſich befindenden Miſſionsprediger fortfahren, die Nationen der „Cacomaricopas und der Yumas, welche an den nördlichen Fluß, ſonſt Colora„do genant, ohnweit ſeines Ausfluſſes in den californiſchen Meerbuſen gränzen, „geſittet zu machen, und zu bekehren: denn die Jeſuiten hoffen nach den erſten „Nachrichten, die ſie uns von ihnen gegeben haben, bey dieſen Nationen leicht Ein„gang zu finden; und wenn ſie alſo an dem Fluſſe Colorado ein Dorf von den „neubekehrten Indianern anlegen, ſo werden ſie leicht auf die andre Küſte Cali„forniens übergehen können. Haben ſie nun hier die Hoabonomas und die Ba„ſiopas, welches ſehr gelehrige und leutſelige Völker ſind, bekehrt; ſo werden ſie „ebenfals ein Dorf anlegen können, um die Ueberfahrt auf beyden Seiten des „Ufers zu verſichern, und eine Vereinigung mit dem feſten Lande anzulegen; in„dem ſie von da immer weiter gegen Mittag bis an die alten Miſſionen fortrücken. „Was die Wache anlanget, die man für die Pimas verlanget, die im Gebürge

woh-

„wohnen; ſo glaubet man, daß das zu Terrenate oder das andere zu Pitiqui ſte-
„hende Detachement hinlänglich ſeyn werden, weil aus der Nachricht des Don Au-
„guſtin von Vildoſola, Gouverneurs der Provinz Cinaloa zu erſehen iſt, daß bey-
„de Miſſionen nicht nöthig ſind; indeſſen kan man um mehrerer Sicherheit willen
„das Detachement zu Pitiqui nach Terrenate, dieſes aber in die Miſſionen der
„Pimas auf das Gebürge verlegen, und auf ſolche Art ſowohl den neuen als den
„alten Miſſionen Californiens eine hinlängliche Wache verſchaffen, ohne daß es
„meinem königlichen Schatze mehr koſte. Das nemliche Collegium hat mir auch
„vorgeſtellet, daß obſchon die Ausgaben für die Miſſionsprediger ſich vermehret
„haben, man ſich doch erinnern müſſe, daß, obſchon im Jahr 1702 ein Befehl ge-
„geben worden ſey, daß man den californiſchen Miſſionspredigern in allen Dingen,
„die zur Unterſtützung und Ausführung ihrer Unternehmung dienen können, unter
„die Arme greiffen ſolle; und obſchon durch einen andern Befehl vom Jahr 1723
„ausgemacht worden ſey, daß diejenigen Geiſtlichen, welche itzo in Aemtern ſte-
„hen, oder in der Folge nach Californien gehen würden, eben den Gehalt bekom-
„men ſollten, den die andern Geiſtlichen dieſes Ordens erhalten, und daß ihnen
„derſelbe pünktlich und richtig ausgezahlt werden ſolle, dennoch bis itzo keiner
„von dieſen Befehlen befolget worden iſt, und die Miſſionen binnen dieſer Zeit kei-
„ne Ausgaben verurſachet, auch ihre Prediger keine Beſoldung erhalten haben, in-
„dem ſich die funfzehn zur Zeit in Californien befindliche Miſſionen durch die freywilli-
„gen Gaben vieler Privatleute, welche dieſe Ordensgeiſtliche durch ihren Eifer und
„Bemühung zuſammen gebracht, erhalten haben, ohne daß es mir etwas
„gekoſtet hat. Weil demnach dieſe vorgelegten Mittel in Anſehung des großen
„Nutzens, der daraus entſtehen ſoll, wenig Aufwand verurſachen; ſo iſt es nützlich,
„daß alle dieſe Befehle, oder auch andere, welche die Jeſuiten billigen werden,
„von denen ich nähern Unterricht verlange, ausgeführt werden, und daß man ih-
„nen von itzt an aus meinem königlichen Schatze die nöthigen Koſten zur Ausfüh-
„rung dieſer Unternehmung hergebe, und die Zahl der jeſuitiſchen Mißionsprediger

„vermehre, weil es nöthig iſt, daß in jeder neubekehrten Miſſion, welche an den „Gränzen der ungläubigen Indianer liegt, zwey Prediger ſind.

„Um endlich der Unterwerfung der Soldaten verſichert zu ſeyn, ſo ſoll man „den Miſſionspredigern den Sold für die Soldaten überſenden, damit ſie ihn aus „den Händen derſelben erhalten. Wobey mein Wille iſt, daß, wofern ein Soldat ein „unruhiger Kopf iſt, oder ſich ſchlecht aufführet, ihn die Miſſionsprediger zurück „ſchicken und einen andern an ſeine Stelle haben können; ſintemal bey Vernach„läßigung dieſe und einiger andern Vorſichtigkeiten, von denen mich einige geſchick„te Miſſionsprediger in Anſehung dieſer Provinzen benachrichtiget haben, die Sol„daten durch ihre ſchlechte Aufführung die Bekehrung der Indianer ſehr verzögert „haben, die man beſtändig in Furcht und Unterwürfigkeit erhalten muß, den „Zuſammenſchwörungen zuvorkommen, nichts deſto weniger aber mit Liebe be„handeln ſoll, um ihrem Verdacht und Mistrauen vorzubeugen, ihnen an den „Lehren, die man ihnen giebt, einen Geſchmack beyzubringen, und ſie geſittet zu „machen.

Zwey und zwanzigſter Abſchnitt.

Die Anſtalten, welche man zu Mexico zur Befolgung der königlichen Befehle macht. Verſuche in die Provinz Maqui einzudringen. Der P. Sedelmeyer begiebt ſich auf die Flüſſe Gila und Colorado. Unterſuchung Californiens bis an dieſe Flüſſe. Feldzug des P. Courſai wieder die Apaches. Die letzten Nachrichten von den californiſchen Miſſionen bis zum Jahr 1752.

Die itzt angeführten Befehle verurſachten verſchiedenen Einwohnern zu Mexico viel Vergnügen; denn ſie betrachteten dieſelben als ein untrügliches Merkmal der Frömmigkeit, Klugheit, Großmuth, und Aufmerkſamkeit des Monarchen auf das gemeine Beſte.

Ich habe ſchon angemerkt, daß der P. Euſebius Franz Kino die ganze nördliche Gegend zwiſchen der Provinz Sonora und den Flüſſen Gila und Colo-

rado,

rado, wie auch den weſtlichen Theil des californiſchen Meerbuſens unterſuchet hat, daß er die Küſte völlig von Indianern, die meiſtentheils Heyden waren, bevölkert gefunden hat, daß er mit verſchiedenen Nationen, die Apaches ausgenommen, Freundſchaft gemacht, unter ihnen Dörfer und Kirchen gebaut, viel tauſend Indianer getauft, und noch viel mehrere zur Annehmung der chriſtlichen Religion bewogen hat; und daß er endlich um eine Verſtärkung von Miſſionspredigern angehalten, um die Erndte, welche zur Sichel des Evangelii reif genung war, einzuſamlen. Man hat auch geſehen, daß Philipp der 5te die Koſten zur Unterhaltung acht Miſſionsprediger beſtimte, welche in die Provinz Pimeria und in die Gegengenden derſelben geſchickt werden ſollten, die der P. Kino ſchon geſitteter gemacht hatte: man hat aber auch geſehen, daß man wegen der zu Mexico bey Ausgaben von dieſer Art nur gar zu gewöhnliche Schwierigkeiten nur die Unkoſten für vier Miſſionsprediger anwies. Nach dem Tode des P. Kino im Jahr 1710 ging die erſtaunliche Ausbreitung, welche dieſer Pater durch ſeinen unermüdeten Eifer in Bekehrung dieſer Nationen gemacht hatte, verlohren. Der P. Johann Anton Baltaſard, deſſen Nachrichten ich mich in dem 5ten Abſchnitte des 3ten Theils bedient habe, und noch weiter hin bedienen werde, beklagte ſich noch das Jahr drauf, da der P. Kino geſtorben war. Alles, was der Pater in der Viſitation der Miſſionen Sonora und Pimeria erfuhr, und hieher gehört, iſt, daß der P. Auguſtin von Campos, Miſſionsprediger zu St. Ignatius, und Mitarbeiter des P. Kino, dieſen 25 Jahr überlebte, und ihn in ſeinen Bemühungen und Eifer für ſeine Miſſion nachahmete.

Im Jahr 1720 kamen zu la Conception de Caborca und zu Tibutama neue Miſſionsprediger an, welche ſich in die Gemeinheiten St. Eduard zu Baipia, St. Ludwig zu Bacapa und St. Marcellus in den nördlichen Gegenden begaben. Hier trafen ſie eine große Verwirrung unter den Indianern an: die kleinen vom P. Kino aufgebauten Kirchen waren eingeäſchert, und die Bebauung der fruchtbaren Ebenen, welche ihnen dieſer bewundernswürdige Mann gelehret hatte, war ganz und gar vernachläßigt worden. Dieſe Nationen ſind heut zu Tage unter den

Namen

Namen Papagayen bekannt, von welcher Benennung ich die Urſach nicht habe ausfündig machen können. Zu Guebari und St. Xaver war die Verwirrung noch gröſser, weil binnen 20 Jahren kein Miſſionsprediger da geweſen war. Der Biſchof zu Durango Don Benito Creſpo, beſuchte dieſes unermeßliche Land mit erſtaunend groſsen Beſchwerlichkeiten, und als er ſahe, daß es ihm zu Pimeria an Arbeitern fehlte, und dennoch höchſtwichtig ſey, dieſe Provinz zum Chriſtenthum zu bringen; ſo hielt er bey Seiner Majeſtät an, noch drei Miſſionsprediger in dieſe Provinz auſſer den vorigen zu ernennen, worzu auch S. Majeſtät die nöthigen Ordern gab. Im Jahr 1731 begaben ſich drei Jeſuiten mit vielen Geſchenken, die ihnen der Biſchof gegeben hatte, um ſie unter die Indianer auszutheilen, dahin: und brachten auf ſolche Art in Ober-Pimeria 7 Miſſionen zuſammen, nemlich

1) Unſer L. Frauen in ihren Schmerzen. (Nueſter Senora de los Dolores) mit 2 Dörfern.
2) St. Ignatius mit 2 Dörfern.
3) Tributama mit 9 Dörfern.
4) Suamca mit einigen.
5) Guebari mit ſpaniſchen Mayerhöfen, und einer beträchtlichen Anzahl Indianer.
6) St. Xaver du Bar mit vielen Indianern.

Der Marquis von Villa-Puente, welcher nach ſeiner Zurückkunft aus Rom in dem kayſerlichen Collegio zu Madrid im Hornung 1739 verſtarb, vermachte in ſeinem Teſtamente eine Summe zu Gründung zweier andern Miſſionen in der Provinz Pimeria. Inzwiſchen waren dieſe im Jahr 1749 noch nicht angelegt, weil es an Jeſuiten in der Provinz Mexico fehlte; denn der Krieg verhinderte, daß keine aus den alten Spanien hingeſchickt wurden.

Dieſes war der Zuſtand der Provinz Pimeria unter den ſieben nunmehro angelegten und den zwei andern ſchon mit Kapitalien verſehenen Miſſionen, als im Jahr 1742 zu Mexico ein Befehl Philips des 5ten ankam, welcher den Vicekönig anwies, daß er der Geſellſchaft Jeſu die Bekehrung der Provinz Maqui auftragen,

und

und ihr alle nöthige Koſten dazu aus dem königlichen Schatze reichen ſolte. Die Superioren der Societät hätten den Befehlen S. Majeſtät ſehr gerne gehorcht; es fehlte aber an Leuten zu einer ſo gefährlichen Unternehmung in einer ſo entlegenen Provinz. Die Provinz Maqui gränzet an den nordweſtlichen Theil Neuſpaniens. Die Einwohner daſelbſt waren ſchon völlig durch den Eifer der Franciſcaner bekehrt und geſittet gemacht worden; aber im Jahr 1580 fielen ſie wiederum ab: und nachdem ſie die Perſonen, von denen ſie unterrichtet worden waren, getödtet hatten, ſo rebellirten ſie mit den andern Indianern in Neu-Mexico. Inzwiſchen brachten es zwar die Patres dahin, daß in dieſem Reiche die Ruhe und die Religion wieder hergeſtellet wurde, aller ihrer Sorgfalt ohngeachtet aber konten ſie die Hartnäckigkeit der Maquinos nicht überwinden, welche die Anerbietung, daß man zu ihnen kommen wolte, ſeit vielen Jahren ausſchlugen. Die Hofnung aber, die man hatte, ſie zu überwinden, und die Nothwendigkeit, Neu-Mexico wieder ihre Einfälle zu verſichern, machte, daß der Marquis von Caſa-Fuete im Jahr 1723 einen Befehl bekam, die Maqui der Regierung zu unterwerfen. Der Vicekönig unterredete ſich hierüber mit dem Biſchof von Durango, welcher der Meynung war, daß man dieſe Sache der Geſelſchaft Jeſu anvertrauen ſolte.

Der Biſchof hatte dieſe Gegend noch nicht unterſucht, und kante folglich das Land nicht. Die Franciſcaner konten aus Neu-Mexico auf der Weſtſeite in daſſelbe eindringen, ohne daß ſie andre Hinderniſſe, als die Unwiſſenheit und die Wildheit der Indianer zu überwinden hatten. Die Jeſuiten hingegen konten nirgends als durch Sonora und Ober-Pimeria in daſſelbe kommen. Es iſt zwar wahr, daß Maqui gegen Norden an die Miſſionen Tibutama, Guebari und andere pimeriſche Miſſionen gränzet; aber der Fluß Gila iſt auf 80 Meilen entfernt, und das darzwiſchen liegende Land iſt von Indianern bewohnet, mit welchen man zwar Friede gemacht hatte, die aber meiſtens Heyden waren. Nach dieſen kommen die Apaches, unverſöhnliche Feinde der Spanier und aller Indianer, die mit denſelben im Bündniſſe ſtehen. Weiter hin liegen die Maqui, welche ein ſehr groſſes aber gebürgigtes Land bewohnen. Folglich konten die Jeſuiten nicht unmit-

telbar in dieſe Provinz eindringen, ſondern ſie muſten ihren Weg entweder durch das Land der Sobaypuris oder der Pimas, die man heut zu Tage Papagos nennet, nehmen. Dieſe leztere wohnen längſt dem Ufer des Fluſſes Gila bis an das Land der Cocomaricopas, die noch Heyden ſind, und mit den Nijoras beſtändig Krieg führen, deren Geſangne ſie nachher den Pimas und dieſe wieder den Spaniern verkaufen. Man muß nicht vergeſſen, daß auſſer der großen Anzahl der Miſſionen, welche von Jeſuiten verwaltet wurden, und die meiſtentheils an den Gränzen heidniſcher Völker waren, der Vicekönig Marquis von Valero ihnen fünf Jahr vorher, nemlich 1718, aufgetragen hatte, die Provinz Nayarith zu bekehren, welches mitten in Sierra-Madre liegt, und auf 200 Meilen von der Hauptſtadt Mexico entfernt iſt. Ihre Arbeiten hatten einen ſo guten Erfolg, daß das Haupt dieſer Nation mit ſeinem Mantel, dem Tholi, den Armbändern, Halsbande, Federkrone und andern Ornate der alten Könige zu Chichimeca gezieret, dem Vicekönige ſeine Huldigung abzuſtatten kam. Man durfte daher eine ſo wichtige Unterwerfung nicht aufſchieben, weil man befürchten muſte, ſie möchten ſonſt ihre Geſinnung ändern, und Empörung anfangen. Inzwiſchen wurden ebenfalls zu den Miſſionen Junta de los Rios, welche 250 Meilen von Neu-Mexico nordweſtwärts liegen, und von dem Herzog von Linres, Vicekönig zu Mexico, gegründet worden waren, Franciſcaner gebraucht, und dieſe Miſſionen waren eben ſo wichtig, weil ſie nahe bey Meſſiſippi und Louiſiana lagen. Dieſe und viele andere Hinderniſſe, die ich mit Stillſchweigen übergehe, hielten die Abſichten, die man auf Moqui hatte, auf. Als man aber im Jahr 1742 einen neuen Befehl erhielt, dieſes Land zu bekehren, ſo that man dem P. Ignatius Keler, Miſſionsprediger zu St. Maria Suamca, den Auftrag, dieſe Unternehmung über ſich zu nehmen. Dieſer Pater war zu verſchiedenen malen in den vorhergehenden Jahren bis an den Fluß Gila gekommen, ſeine Neubekehrte zu beſuchen, und die Freundſchaft mit den Indianern, welche Feinde der Apoches waren, zu unterhalten. Er trat im Herbſtmonat 1743 ſeine Reiſe aus ſeiner Miſſion mit einer ſchwachen Wache an, denn ein ſpaniſcher Richter, deſſen Feindſchaft er ſich durch Ver-

thei-

theidigung der Indianer zugezogen hatte, hatte ihm keine ſtärkere geben wollen; und eben dieſes war die Urſache, daß dies Unternehmen mislung. Der Pater kam an den Fluß Gila, ſetzte aber ſeine Reiſe noch verſchiedene Tage lang gegen Norden bis an gewiſſe Gemeinheiten fort, deren Sprache und Einwohner er nicht kante. Die Indianer wagten es nicht, ihn bey Tage anzufallen; mit Hülfe der Dunkelheit der Nacht aber fielen ſie über die Unſrigen her, um ſie auszuplündern, man hatte auch alle Mühe einige Pferde zu retten, um auf denſelben die Flucht zu ergreifen; ſogar ein Soldat wurde von einem Pfeile getödtet. Indeſſen war der Pater willens ſeine Reiſe fortzuſetzen, weil aber die Indianer, welche ihn begleiteten, ihn zu verlaſſen anfingen, ſo ſahe er ſich genöthiget, in ſeine Miſſion zurückzukehren. Im folgenden 1744ſten Jahr erhielt der P. Jacob Sedelmayer, Miſſionsprediger zu Tibutama, welcher den Anfällen der Barbaren nicht ſo ausgeſetzt war, Befehl, dieſe Entdeckung fortzuſetzen, Wegweiſer zu nehmen, Boten an die Maqui zu ſenden, und fals er franzöſiſche Miſſionsprediger daſelbſt anträfe, die Eingebohrnen zu ermahnen, daß ſie ihnen gehorſam wären und ſich entfernten; fals er aber keine anträfe, das Land genau zu unterſuchen, eine Carte davon zu zeichnen, und ein Tagebuch von ſeiner Reiſe zu machen, ohne ſich jedoch gar zu ſehr in Gefahr zu ſetzen.

Dieſer Pater reiſte alſo im Weinmonat von ſeiner Miſſion ab, und langte nach einer Reiſe von achtzig Meilen an dem Fluſſe Gila an, wo er 6000 Papagos, und bey nahe eben ſo viel Pimas und Cocomaricopas, welche in verſchiedenen Gemeinheiten wohnten, antraf. Da er ſchon Freundſchaft mit ihnen gemacht hatte, ſo wurde er ſehr wohl aufgenommen. Er fand bey ihnen einige Aexte und viele Meſſer, die ſie von dem P. Kino zum Geſchenke erhalten hatten. Er entdeckte ihnen ſeine Abſicht nach Maqui zu gehen, worauf ſie ſich anboten, ihm den Weg zu zeigen, und ihn zu begleiten. Bald drauf aber bezeigten ſie Widerwillen dagegen, und gaben endlich zu verſtehen, daß ſie mit der ganzen Sache nichts zu thun haben möchten. Die Haupturſache dieſes Verfahrens waren theils die Tibutamas, die er mitgebracht hatte, und die, weil ſie keinen Muth hatten, es nicht für gut hielten,

ihm auf einer ſo langen Reiſe zu folgen, theils die Cocomaricopas, welche ſich der kleinen Geſchenke bemächtigten, die er für die Niforos und die Marquis mitgebracht hatte. Ueberdieſes fürchteten ſie, die Spanier möchten ſich mit dieſen zwey Nationen verbinden, welches ſie bey einem vorfallenden Kriege außer Stand geſetzt haben würde, ſich zu vertheidigen, indem ſie mitten inne lagen, und überdieſes die Cocomaricopas unaufhörliche Kriege mit den Nijoras führten. Hierzu komt noch, daß die Maquis ihre Grenzen zuweilen beunruhigten, ob ſie ſich gleich zu andern Zeiten als Freunde bey ihnen einſtellten. Dieſe Vorſicht möchte vielleicht vielen Leuten für ſo wilde Nationen gar zu klug vorkommen: aber man muß auch geſtehen, daß keine Nation ſo viele Staatsklugheit beſitzt, als eben dieſe, und daß ſich die Menſchen ſchlecht oder gut aufführen, je nachdem ihr Verſtand mehr oder weniger ausgebildet iſt. Dem ſey nun, wie ihm wolle, ſo verſuchte doch der Pater durch allerley Mittel ſeinen Weg fortzuſetzen; er traf aber allenthalben Hinderniſſe an, die er nicht anders als durch offenbare Feindſeligkeiten zu heben im Stande war. Dieſe aber auszuüben, war ihm theils verboten, theils auch ſeinem Stande zuwider.

Damit aber ſeine Reiſe doch nicht ohne allen Nutzen ſey; ſo unterſuchte er das Land der Cocomaricopas diſſeits und jenſeits des Fluſſes Gila mit Einwilligung ſeiner Einwohner genau; er drang bis in das Innerſte ihrer Länder, und kehrte auf dem Fluſſe Colorado durch das Land der Yumas zurück, welche Feinde der Cocomaricopas waren, dem Anſehen nach aber ein Zweig ihrer Nation ſind; denn die Dollmetſcher, welche die Patres bey ſich hatten, verſtunden ihre Sprache völlig. Ich habe weder die von dem P. Sedelmayer ſelbſt ausgefertigte Nachricht dieſer Reiſe, noch die dabey befindliche Carte bekommen können; die mir ſehr groſſen Nutzen, beſonders bey Verfertigung der vorn in dieſem Werke befindlichen Charte verſchaffet haben würde; man findet aber das weſentliche davon in dem Theatre de l' Amerique und unter den Briefſchaften des P. Baltaſard, von denen ich oben geredet habe, und in welchen eben dieſe Sachen vorkommen; weil ſie von Leuten geſchrieben ſind, welche des P. Sedelmayers Nachricht beſaßen, und ſie ſehr

gut

gut zu gebrauchen wuſten. Beyde bezeugen, daß die Apoches bey der Quelle des Gila wohnen, und daß dieſer Fluß etwas weiter herunter ſich mit dem Fluß Azul verbindet, von dem man glaubt, daß er aus dem Gebürge entſtehe, und welcher die angenehme und fruchtbare Gegend der Nijoras, bis er in den Gila fällt, bewäſſert. Zwölf Meilen weiter nordoſtwärts iſt der Fluß Aſſomption, welcher ſeit kurzen entdeckt worden iſt, und aus zwey Flüſſen, nemlich dem Salado und der Verde beſtehet. Dieſe bewäſſern, ehe ſie in den Gila fallen, eine angenehme und fruchtbare Ebene, in der die Cocomaricopas wohnen, die von den Pimas durch eine Wüſte getrennet werden, ohngeachtet ſie durch die Rechte der Blutsfreundſchaft mit einander verwandt ſind. Ihr Land gränzt gegen Abend an eine wüſte und gebürgigte Gegend, an welche die Gemeinheiten der Yumas ſtoßen, die längſt dem Colorado, ehe er in den Gila fält, wohnen. Wenn die Cocomaricopas zu dem Fluß Colorado wollen; ſo nehmen ſie ihren Weg durch dieſe Wüſten, ob ſie gleich bey dem Zuſammenfluſſe derſelben einen kürzern Weg haben.

Durch dieſe Wüſten führten ſie auch itzo den P. Sedelmayer; es ſcheinet aber, als wenn er den Zuſammenfluß dieſer Flüſſe nicht geſehen habe, wie der P. Kino, der ihm den Namen St. Dionyſius gab; auch hat er die Achedomas nicht gekant, die nach dem Bericht des P. Kino, jenſeit des Fluſſes, der Zuſammenlaufe gegen Norden wohnen. Die Yumas haben zwar beynahe eben den Dialekt, den die an dem Gila wohnenden Cocomaricopas reden: demohngeachtet aber ſind ſie ihre offenbaren Feinde: hingegen giebt es auf dem weſtlichen Ufer des Colorado einige Gemeinheiten von Cocomaricopas, welche mit denen am Gila verwandt ſind, und in einem ſechs und dreyßig Meilen langen, und in einer Weite von neun Meilen fruchtbaren Thale wohnen, in dem Schminkbohnen, Kürbiſſe, Melonen, und andere Küchenkräuter wachſen, weil ſie es fleißig bewäſſern. Hier erblickten ſie einige Indianer, welche in Kähnen über den Fluß mit ihren Familien und Lebensmitteln überſetzten: er traf bey ihnen die Höflichkeit und Freygebigkeit an, die ihnen der P. Kino zuſchreibt. Anfänglich ſchienen die Yumas über dieſen Beſuch beſtürzt zu ſeyn, weil ſie ſeit der Zeit des P. Kino keinen Miſſionsprediger geſehen

hatten. Aus dieſen Nachrichten konte man deutlich ſchlieſſen, daß man die Nationen Pimicas, Popabotas oder Papagos völlig geſittet machen und im Zaum halten könne, wenn man ſieben bis acht Miſſionen längſt dem Fluſſe Gila anlegte; nemlich, zwey bey den Cocomaricopas am Fluß Colorado, eine bey den Sobaypuris, und eine andre zu St. Ambroſius de Buſanio, wozu noch die ſchon in Ober-Pimeria angelegten kommen.

Die Patres beſchloſſen einmüthig, die Bekehrung dieſer Völker zu verſuchen, und dies um deſto mehr, da man durch ſie einen Weg zu den Maquis fand, und ſie als eine Vormauer wider die beſtändigen Feindſeligkeiten der Apoches brauchen konte. Sie hielten es alſo für gut, daß ſich der P. Sedelmayer nach Mexico begäbe, welches er auch gerne that, ob es ſchon eine Reiſe von fünf hundert Meilen war. Bey ſeiner Ankunft in dieſer Stadt hatte er das Vergnügen zu ſehen, daß der Provinzial an dem Gegenberichte arbeitete, welchen S. Majeſtät von den Miſſionen in Pimeria und Californien verlangt hatte, und die Geſinnungen und Entwürfe deſſelben mit den ſeinigen überein kamen, ehe man ihn noch angehört hatte, noch mehr aber, als er die Gründlichkeit ſeiner Vorſchläge durch ſeine letztere Entdeckungen bewieſen hatte. Der Provincial fertigte mit Hülfe der Nachrichten, die man ihm von Californien und von Pimeria gegeben hatte, einen ſo deutlichen und aufrichtigen Bericht aus, als es die Abſicht des Monarchen verlangte. Da dieſer Bericht viele Dinge, von welchem ich ſchon hinlänglich geredet habe, weitläuftig abhandelt; ſo wil ich es voritzo dabey bewenden laſſen, daß ich ihn in einen Auszug bringe.

Im Anfange merkt der Provinzial an, daß man weder auf der Küſte Californiens, noch mitten im Lande eine ſpaniſche Colonie anzulegen im Stande ſey; und daß es die Patres binnen funfzig Jahren wegen der auſſerordentlichen Unfruchtbarkeit des Landes, deſſen Eigenſchaften er beſchreibt, noch nicht ſo weit bringen können, daß die Patres, welche den gröſten The.. der Einwohner ernähren müſſen, weder genung Lebensmittel im Lande erzeugen, noch aus den Miſſionen auf der gegenüberliegenden Küſte, und von den vier Flüſſen in Cinaloa hinlänglich

Zu-

Zufuhr haben können; daß es, ohnerachtet der Boden im Monte Rey und am Vorgebürge Mendocino fruchtbarer ſey, dennoch wegen der Unfruchtbarkeit und Mangel an Predigern ſchwer ſeyn würde, die Bekehrung auf der Nordſeite zu verſuchen; und daß eben deswegen die funfzehn Miſſionen, von der zu St. Ignatius an, welche mit den unbekehrten Gegenden gränzen, keinen feſten Sitz haben, daß übrigens die Miſſionen ſich von der Garniſon nicht gar zu weit entfernen, noch längſt der weſtlichen Seeküſte ausbreiten können, weil ſie keine Hülfe erhalten können, als bis ſie vorhero die Nationen auf der öſtlichen Küſte des Meerbuſens bekehrt haben, und daß es dahero nöthig ſey, ſich zuerſt der Ueberfahrt der Lebensmittel von der gegenüberliegenden Küſte Caborca auf dem feſten Lande Neuſpaniens zu verſichern, welche man bisher nur überhin unterſuchet, ohne die Häfen und Kreeken deſſelben zu beſichtigen. Er merkt ferner an, daß die Küſte ſehr ſteil iſt, daß man faſt gar kein Waſſer auf derſelben findet, daß ſie von den Seris und Tepocas bewohnt wird, die man noch nicht völlig hat bekehren können; und daß man, da die Stadt Caborca zwey und zwanzig Meilen im Lande läge, eine zweyte Barke haben müſte, indem die erſtere den Sold, die Lebensmittel für die Garniſon und die Früchte aus Cinaloa von Matanchel und Yaqui bis nach Loretto und la Paz überzufahren, gebraucht würde, und daß man ſich folglich derſelben zur Anfuhr in dem innerſten Theile des Meerbuſens, welcher ſehr ſtürmiſch wäre, nicht bedienen könte. Drittens bemerkt er, daß die Garniſon zu Loretto vermehrt werden müſſe, weil dreyſſig Soldaten zu wenig ſind, ſo weit entlegenen Miſſionen zur Wache zu dienen, indem ſich die erſte Miſſion, die man anlegen ſol, faſt funfzig Meilen von St. Ignatius nordwärts liegt; daß dem Könige alles möglich ſey, ob dieſes gleich große Unkoſten verurſachen würde. Weil ſich nun dieſes ſo befindet, ſo will er, daß man erſt dem Lande Californien zu Hülfe komme, alsdenn aber Ober-Pimeria geſittet machen ſolle; weil man leicht in daſſelbe kommen könte, und es eben ſo wohl bevölkert, und zwiſchen den Flüſſen Gila und Colorado ſehr fruchtbar ſey; denn wie Unter-Californien nicht ohne Cinaloa ſeyn kan, alſo kan auch Ober-Californien Pimeria nicht entbehren. Die Unterwerfung dieſes Landes würde die Un-

terwer-

terwerfung von Maqui erleichtern, fals dieſelbe auf der Seite von Neu-Mexico nicht gelingen ſolte; ſie würde die Apaches im Zaum halten, oder wenigſtens ihre Bekehrung erleichtern. Alles demnach, was er in Abſicht auf die Geſellſchaft Jeſu verlangte, war, daß man ſie der Verwaltung der zwey und zwanzig Miſſionen in der Diöces Durango erließe, da zumal die Indianer völlig bekehrt, und in Dörfer eingetheilt wären, daß man die Anzahl der Jeſuiten ſowohl zur Beſetzung der übrigen Miſſionen, als auch zur Verdoppelung der Miſſionsprediger auf den Gränzen vermehrte, daß der General des Ordens vielen Europäern, welche ſehnlichſt verlangten als Miſſionsprediger verſchickt zu werden, erlauben ſolte, nach Californien zu gehen, und daß er den Meerbuſen aufs neue von Jeſuiten ſolte unterſuchen laſſen, damit man gewiß werden möchte, ob Californien wirklich an Neuſpanien anhienge, woran man in Neuſpanien noch zweifelte, ob man es gleich in Europa vor ausgemacht hielt.

Der Pater bemerkte ferner, daß, da die angelegten Miſſionen faſt ſechs hundert Meilen von Mexico lägen, auch die dreyhundert Piaſters, die man ihnen ausgeſetzt hätte, beſonders im Anfange nicht hinreichend wären, weil die Hälfte dieſer Summe auf die Zufuhr der Lebensmittel aufginge, daß man die Garniſon zu Pitqui in der Reiſe, die man nach dem Colorado thun wolte, nicht gebrauchen könte, weil ohngeachtet die Nationen Yaqui und Maya voritzo ruhig wären, es dennoch ſehr leicht geſchehen könnte, daß ſie ſich nach der Abreiſe der Garniſon von neuem empörten, da ſie über die Art und Weiſe, nach der ſie beſänftigt worden wären, ihr Mißfallen bezeugt hätten. Dieſe Garniſon gränzt gegen Mittag an die Yaquis, gegen Mitternacht an die Seris und Tepocas, welche theils noch Heyden, theils noch nicht völlig geſittet gemacht worden ſind: und obſchon der P. Salva-Tierra ihnen eine beſſre Lebensart gelehret, auch viele von ihnen getauft hat; ſo ſind ſie doch über ihre Freyheit und ihre Gewohnheiten ſo eiferſüchtig, daß ihnen die Miſſionsprediger dieſelbe noch nicht haben aus dem Kopfe bringen können: daher man ſie auch nicht anders als mit Gewalt zwingen kan, ſich in die Miſſionen zu begeben. Uebrigens läſſet die Unfruchtbarkeit des Landes und der Mangel an

Waſ-

Waſſer nicht zu, daß man Miſſionen daſelbſt anlege; und S. Majeſtät mus alſo an Dero Miniſter Befehle ergehen laſſen, dieſelben durch Geſchenke dahin zu vermögen, daß ſie ſich in die Dörfer, oder in eine Miſſion begeben, die in einer fruchtbaren Gegend anzulegen wäre. Bey dem allen bleibt es noch zweifelhaft, ob man dieſes ohne die Hülfe einer Garniſon zu thun im Stande ſey. Die Garniſon zu Terrenate aufzuheben, würde noch üblere Folgen haben; denn da die Apaches, als dieſe Garniſon, welche der Vicekönig als das Haupt dieſer Eroberung angelegt hat, noch da war, kühn genung geweſen ſind, in die Provinz Sonora einzufallen: was würden ſie nicht alsdenn thun, wenn man dieſe Provinz von dem Flus Colorado an, bis an die Garniſon Coro de Guachi de Fronteras ohne Vertheidigung ließe? Bei ſo geſtaüten Sachen iſt es gut, daß dieſe Garniſon, welche bishero von einen Orte zum andern marſchiret iſt, ohne ein Standquartier zu haben, hinführo beſtändig bey den Sobaypuris in der Miſſion St. Maria de Suamca liege, damit man dieſe Indianer, welche ſehr zahlreich ſind, unterrichten, ſie wieder die Apaches vertheidigen, und im Fal der Noth zwölf bis funfzehn Soldaten zur Vertheidigung der Miſſion St. Xaver du Bac ſchicken könte. Endlich war der Provincial der Meynung, daß man eine neue Garniſon an den Ufern des Fluſſes Gila anlegen ſollte, welche aber, an ſtatt funfzig, aus hundert Soldaten beſtünde; weil ſie, indem ſie nicht auf der Gränze, ſondern mitten im Lande wäre, ſtärker ſeyn müſte, damit einige Soldaten in der Garniſon zurük blieben, um die Wache zu beſorgen und das Land zu bebauen, indem die andern wieder den Feind zu Felde zögen, um ihn zum Frieden zu zwingen, oder aus dem Lande zu jagen. Bey Beobachtung dieſer Maasregeln würden ſich alle königliche Güter gleichſam in einen Zirkel eingeſchloſſen befinden, man würde die Apaches im Zaum halten, und die Gegenden der Provinz Maqui und des darzwiſchen liegenden Landes leicht geſittet machen können; man würde ſich das Land bis an Neu-Mexico unterwerfen können; die an dem Gila und Colorado wohnenden Nationen, als die Sobaypuris, die Pilacos, die Papagos, Cocomaricopas und Yumas, würden in gröſſere Sicherheit leben; dem Chriſtenthume würde auf ſolche Art jenſeit dieſer Flüſſe eine

neue Thür aufgethan, und welches eben ſo wichtig iſt, man würde zu Lande einen Weg nach Californien haben. Es iſt wahr, daß die Anlegung dieſer Garniſon mehr koſten würde, als die andern in Vorſchlag gebrachten Mittel; wenn man aber alles überlegt, ſo gewinnet man auch viel dabei; denn die meiſten Garniſonen, welche itzo da ſind, würden mit der Zeit unnöthig werden; und man würde ſie alſo erſparen können; denn dieſe Garniſon allein würde das thun, was alle andre zuſammengenommen thun können; wie ſolches die Erfahrung beſtätiget hat.

Dieſes waren die vornehmſten Artickel in dem Berichte dieſes Paters. S. Majeſtät lies denſelben von dem Vicekönige unterſuchen, dem ſie zugleich Befehl gaben, in dieſer Sache nach ſeinen Gutbefinden zu verfahren. Es wird dem Leſer ohne Zweifel wunderbar vorkommen, daß der Pater nichts von Californien gedacht hat; man mus aber merken, daß man durch Anlegung einer neuen Miſſion auf der Küſte des Meerbuſens ohnweit dem Colorado, und durch gehörige Unterſtützung derſelben auf der gegenüberliegenden Küſte Caborca, die Vereinigung der Miſſionen auf beyden Küſten wie auch den Handel der Miſſion mit der Küſte Caborca zur Anfuhre der Lebensmittel, erleichtert haben würde; ich wil nicht gedenken, daß dieſe Vereinigung zwiſchen den beyden Küſten des Meerbuſens zur Vereinigung der Völker, welche die Küſte bewohnen, viel beygetragen haben würde; und daß man zur See die verſchiedenen Canäle, Inſeln, Klippen, Sandbänke, Untiefen und gefährlichen Gegenden in den Inſeln Sal-ſi-puedes, auch die meiſten Seris und Topacas hätte unterſuchen können. Man würde die Einwohner haben geſittet gemacht, und durch den mit ihnen geführten Handel zur Annehmung unſerer Religion bewegt haben; und wenn man, an ſtatt ſie von ihrer Küſte zu vertreiben, ſich mit ihnen in einen ordentlichen Handel eingelaſſen hätte, wie der P. Salva-Tierra Theil 3. Abſchn. 9. verlangt, ſo würden ſie ſich von ſelbſt dem Evangelio unterworfen haben. Hierzu kan man noch rechnen, daß die Miſſionsprediger in dem nördlichen Californien, wenn ſie ein oder zwei Barken mehr, und mehr Soldaten unter ſich hätten, auch ihre Lebensmittel gerades Weges von der gegenüberliegenden Küſte erhalten könten, ohne ſie erſt von Loretto erwarten zu dürfen, wel-

ches lange aufhält und viel Unkoſten verurſachet, alsdenn allenthalben, wo ſie hingewolt, hätten reiſen und das Land auf der einen Seite bis an dem Flus Colorado, und auf der andern bis an dem berühmten Hafen von Monte-Rey durchdringen können. Hätten ſie nun auf ſolche Art das Land, das hinter ihm liegt, zum Chriſtenthum gebracht: wer hätte ſie denn verhindert, entweder aus den philippiniſchen Inſeln oder aus Neuſpanien eine Colonie oder zahlreiche Garniſon nach Monte-Rey zu bringen? Wie leicht würde es alsdenn nicht den Miſſionspredigern, den Soldaten und den Einwohnern der Colonie geworden ſeyn, von Monte-Rey an die Flüſſe Colorado, Gila, in das Land der Apaches, der Maquis oder bis nach Neu-Mexico zu kommen? Indeſſen lies es der Provincial bei dem Vorſchlage der Eroberung Pimeria als der leichteſten und die am wenigſten koſtete, bewenden; ob man gleich weniger Vortheil davon gehabt haben würde, als von der Colonie zu Monte-Rey, und der Garniſon von hundert Mann am Gila in dem Lande der Apaches. Dieſes waren demnach die Geſinnungen des Don Martin Elizacoechea, Erzbiſchofs zu Mechoacan, welcher als er auf den biſchöflichen Stuhl zu Durango kam, ſeinen Kirchenſprengel mit erſtaunlicher Mühe unterſuchte. Der P. Johann Anton Baltaſard, welcher als Viſitator durch dieſes Land gereiſet war, ſezt hinzu, daß man bei Beobachtung der obberührten Maasregeln außer den angeführten Vortheilen auch noch, wie ſolches die Patres Kino und Sedelmayer wünſchten, in dieſen entfernten Gegenden eine Stadt hätte aufbauen können, welche zur Verſicherung dieſes neueroberten Landes und der andern königlichen Beſitzungen gedienet hätte; denn das Land iſt ſo fruchtbar, hat auch ſo viel reichhaltige Erzgruben, daß die Garniſon, die man da angelegt hätte, bald zu einer zahlreichen Stadt, in welcher jeder Bürger ein Soldat iſt, geworden wäre. Warum hätten alsdenn nicht die Apaches, wenn ſie die vielen Vortheile der in ihrem Lande angelegten Pflanzörter geſehen hätten, nicht den Frieden, wie die ehemals ſo wilden und unbändigen Cochimies, annehmen ſollen; wenn man ſie zumal mit Gelindigkeit und Gütigkeit behandelt hätte? Hierzu ſetze man noch das Beyſpiel der Spanier, welche unter den Augen der obrigkeitlichen Perſonen würden genöthigt worden ſeyn, ein tugendhaf-

tes Leben zu führen, beſonders wenn ihnen der König Geſetze gegeben hätte, durch welche den Laſtern und den Unordnungen, die unter ihnen hätten aufkommen können, geſteuert worden wäre.

Indem dieſe Berichte nach Madrid geſchikt wurden, und man den Ausſpruch des Königes zu Mexico erwartete: ſo ſendete der Pater Provincialis Eſcobar durch den P. Johann Anton Baltaſard, General-Viſitator der Miſſionen, ein Circularſchreiben an alle Miſſionsprediger, in welchen ihnen anbefohlen wurde, eine kurze Beſchreibung ihrer Miſſionen, des Anfangs, Fortganges und itzigen Zuſtandes derſelben an ihn zu übermachen, um ſie dem Könige zu ſenden. Ueberdies befahl er ihnen, die Küſten des Californiſchen Meerbuſens aufs neue zu Waſſer zu unterſuchen, und wenn es möglich wäre, bis an dem Flus Gila zu dringen. Die californiſchen Miſſionsprediger fertigten demnach ihre Nachrichten aus; und ich habe mich eben derſelben bey Verfertigung dieſes Buches bedienet. Zu dem, was ich geſagt habe, will ich nunmehro noch die Miſſionen, Dörfer und Miſſionsprediger dieſer Halbinſeln im Jahr 1745 ſetzen. Es ſind folgende:

I. Die Miſſion unſer Lieben Frauen zu Loretto, unter 25 Grad 30 Minuten, hat eine königliche Garniſon und Anfuhrt. Der Prediger daſelbſt iſt der P. Caſpar von Truxillo.

II. St. Xaver. Der P. Michael von Barko. Ihre Dörfer oder Flecken ſind

1) St. Xaver, unter 25 Grad 30 Minuten.
2) St. Roſalia, ſieben Meilen weſtwärts.
3) St. Michael, acht Meilen nordwärts.
4) St. Auguſtinus, zehn Meilen gen Südoſt.
5) Notre Dame des Douleurs, zwey Meilen oſtwärts.
6) St. Paul, acht Meilen gen Nordweſt.

III. Notre Dame des Douleurs gegen Süden, ehemals St. Johann Baptiſta Malibat oder Liqui. Der P. Clemens Guillen. Ihre Dörfer ſind:

1) Notre Dame des Douleurs, unter 24 Grad 30 Minuten.
2) La Conception de N. D. (die Empfängniß U. L. Frauen.)

3) L

3) L' Incarnation du Verbe, (die Menſchwerdung des Wortes.)
4) La Sainte-Trinite, (die heilige Dreifaltigkeit.)
5) La Redemption, (die Erlöſung.)
6) La Reſurrection, (die Auferſtehung.)

IV. St. Ludwig von Gonzague. Der P. Lambert Hotel. Ihre Dörfer ſind:
1) St. Ludwig de Gonzague, 25 Grad.
2) St. Johann Nepomuk.
3) St. Maria Magdalena, in einer Bay gleiches Namens.

V. St. Joſeph de Commondu, ohne Prediger, weil der P. Franz Xaver Wagner den 12ten des Weinmonats 1744 geſtorben iſt, wird unterdeſſen vom P. Druet verwaltet. Ihre Dörfer ſind:
1) St. Joſeph, 25 Grad.
2) Ein ander Dorf, eine Meile weſtwärts.
3) Ein anders, ſieben Meilen nordwärts.
4) Ein anders, zehn Meilen oſtwärts auf der Küſte.

VI. St. Roſalia Mulege. Der P. Peter Maria Naſimlen. Ihre Dörfer ſind:
1) St. Roſalia, 25 Grad 50 Minuten.
2) La Sainte Trinite, (die heil. Dreyeinigkeit) ſechs Meilen gen Süd Südoſt.
3) St. Marcus, acht Meilen nordwärts.

VII. L' Immaculee Conception, (die unbeflekte Empfängnis.) Der P. Jacob Druet.
Ein Dorf l' Immaculee Conception, 26 Grad.
Sie hat noch ſechs andre Dörfer, acht Meilen von dem Hauptſitze der Miſſion, deren Namen ich nicht weis.

VIII. Notre Dame de Gadeloupe. Der P. Joſeph Ctaſteige. Ihre Dörfer ſind:
1) Notre Dame de Guadeloupe, 27 Grad.
2) La Conception de Notre Dame, (die Empfängniß unſer Lieben Frauen) ſechs Meilen Südwärts.
3) St. Michael, ſechs Meilen zen Südoſt.

 4) St.

4) St. Peter und Paul, acht Meilen oſtwärts.

5) St. Maria, fünf Meilen nordwärts.

IX. St. Ignatius. Der P. Sebaſtian von Siſtiaga. Ihre Dörfer ſind:

1) St. Ignatius unter dem 28ſten Grad.

2) St. Borgia, acht Meilen.

3) St. Joachim, drey Meilen.

4) St. Sabas, drey Meilen.

5) St. Athanaſius, fünf Meilen.

6) St. Monica, ſieben Meilen.

7) St. Martha, eilf Meilen.

8) St. Lucia, zehn Meilen.

9) St. Nympha, fünf Meilen.

X. Notre Dame des Douleurs jen Norden. Der P. Ferdinand Conſag.

Dieſe Miſſion war mit der Miſſion St. Ignatius verbunden; und wurde von den Patern Siſtiaga und Conſag verwaltet; In ihrer Diöces, welche dreißig Meilen von St. Ignatius untern 29ſten Grad liegt, waren 548 getaufte Indianer.

XI. St. Maria Magdalena, wurde in den nördlichen Californien von eben dieſem P. Conſag angelegt, welcher dieſerhalb an dem P. Provincial Joſeph Barba ſchrieb: er konte aber keinen gelegenen Ort dazu finden, obgleich die Indianer dieſer Gegend eben ſo wohl geſinnet und geſittet waren, als die zu St. Ignatius.

XII. S. Jago jen Süd. Der P. Anton Tempis. Ihre Dörfer ſind:

1) St. Jago, untern 33 Grad.

2) Die Reede St. Maria von Luz.

3) Die Reede St. Borgia.

XIII. Nueſtra-Soñora-del-Pilae-de la Paz. Von dieſer Miſſion, wie auch von den andern, die gegen Mittag angelegt waren, ſchikte man keine Beſchreibung nach Mexico. Dieſe andern waren:

XIV. St. Roſa in der Bay Las-Palmas.

XV. St. Joſeph am Vorgebürge St. Lucas, in welcher eine königliche Garniſon ſtund.

XVI.

XVI. St. Johann Baptiſta, welche gegen Norden angefangen wurde. Man wolte eine zweyte gegen Norden in dem Dorfe St. Johann Baptiſta anlegen, und der P. Conſag that deswegen verſchiedne Reiſen, um die Gemüther der Indianer geneigt zu machen; es fehlte aber an Kapitalien, Soldaten und Miſſionspredigern.

Während daß der P. Conſag in dieſen Beſchäftigungen begriffen war; ſo empfing er Befehl, ſich zu einer Reiſe fertig zu machen, auf der er die Küſten des Meerbuſens unterſuchen ſolte. Man hat ihn wegen ſeiner Gaben zu dieſer Unternehmung erwählt; ſie war aber deſto ſchwerer auszuführen, da die dazu erforderlichen Dinge fehlten. Inzwiſchen war dieſe Sache, wie ſolches der Pater bemerkt, von ſo großer Wichtigkeit, daß man alle Hinderniſſe überwinden müſte. Weil nun die Miſſionen ſahen, wie vortheilhaft ſo eine Unternehmung der chriſtlichen Religion und auch dem Könige wäre, ſo ſchoſſen ſie, ohnerachtet ſie ſich in großer Noth befanden, doch die Koſten zu den Barken, den Matroſen, Lebensmitteln, und andern Nothwendigkeiten zuſammen, die von ſolchen Leuten beſtimmt wurde, welche die Gefahr einer ſolchen Unternehmung zu Waſſer, und Unterſuchung der von Wilden bewohnten Seeküſten kanten. Man ſchifte auch eine gewiſſe Anzahl bekehrter Cochimies mit ein, denen man Kleider und Waffen gab. Als nun alles zur Reiſe herbey geſchaft war; ſo reiſte der P. Conſag mit Don Bernhard Rodrich la Carree, dem Sohne des Hauptmanns Don Stephan Rodriguez Lorenzo, von dem wir in dieſer Geſchichte ſo oft geredet haben, ab; und als er auf die Küſte St. Charles untern 28 Grad nördlicher Breite gekommen war, ſo ſchifte er ſich mit ſeiner Geſellſchaft den 9ten des Brachmonats 1746. auf vier Schaluppen ein. Der Hauptmann begleitete ihn nicht auf dieſer Reiſe, verſchafte ihm aber ein Kahn, und traf alle zur glüklichen Ausführung nöthigen Maasregeln. Wenig Tage darauf erfuhr man, daß die wilden Indianer auf der Küſte den Pater, die Soldaten, die Matroſen, und die Indianer ermordet, die Schaluppe aber in Stücken geworfen hätten. Der Hauptmann wolte ſogleich einen Kahn ausrüſten, und ſich auf die Küſte St. Charles begeben: worein aber die Patres nicht eher willigen wolten,

ten, als bis dieſe Nachricht beſtätigt würde; denn ſie vermutheten, daß es von den Indianern ausgeſprengt ſey, und dies war es auch in der That.

Der P. Conſag unterſuchte das Land unter Begleitung ſeiner Soldaten bis an den Fluß Colorado, wie man aus ſeinen eignen Tagebuch ſehen kan, welches ſich in dieſem Werke findet. Ich habe daſſelbe angeführt, um die Neugierde des Leſers zu vergnügen, und andere zu dergleichen Unternehmungen aufzumuntern; wenn ich ihnen zeige, daß diejenigen, die ihre Gaben zum Wohl der Geſelſchaft Jeſu anwenden, allezeit die verdiente Ehre davon tragen. Man kan auch den Auszug dieſes Tagebuchs in dem Theatre de l' Amerique finden und iſt ſehr angenehm zu leſen. Voritzo wil ich nichts mehr anmerken, oder vielmehr nichts weiter wiederholen, als daß man durch dieſe Reiſe völlig überzeugt wurde, und gar nicht mehr zweifeln durfte, daß Californien eine Halbinſel ſey, und mit dem feſten Lande Neuſpaniens zuſammenhänge, von welchen es am Ende des Meerbuſens durch den Fluß Colorado getrennet wird.

Indem die Geſelſchaft Jeſu zur Befolgung der königlichen Befehle dieſe beſchwerlichen Reiſen und Unterſuchungen auf ſich nahm; ſo ergrif der Vicekönig ſeiner ſeits andre Maasregeln. Man erlies die Prediger der zwey und zwanzig Miſſionen in der Diöces Durango ihres Dienſtes. Dieſe Miſſionen waren voritzo der Geſelſchaft zur Laſt, und gaben ihr keine Gelegenheit zur Arbeit, ich wil ſagen zur Ausbreitung der Lehre des Evangelii an die Hand. Die Garniſon zu Terrenate, welche bisher im Lande herum marſchirt war, erhielt zu St. Philip de Jeſus-Guevari ihr Standquartier, wie das Theatre de l' Amerique ſagt, wo unter dieſen Namen von ihr geredet, und behauptet wird, daß ſie noch vor dem Jahr 1748 aufgerichtet worden ſey, in welchen Jahre dieſes Werk zu Mexico gedrukt worden iſt. Guevari liegt bey den Sobaypuris in einer ſchönen Ebene, welche volkommen bewäſſert und mit vielem Holz und Weide verſehen iſt; ob ſie gleich in Betracht ihrer übrigen Produkten nicht beträchtlich iſt. Sie liegt ein wenig von Apaches, und etliche Meilen von der Miſſion Suamca, wo der P. Escobar dieſelbe hin gelegt wiſſen wolte. Dieſe Garniſon beſtehet aus einem Hauptmanne,

manne, einen Lieutenant, einen Fähndrich, Sergant, und ſieben und vierzig Soldaten. Zur Beſchleunigung dieſer Sache trug viel bey, daß aus der Provinz Sonora algemeine Klagen kamen, daß ſie durch die Streifereyen der Apaches unaufhörlich beunruhiget würde. Dieſe Streifereyen wurden ſeit dem Jahr 1740 ſo häufig und ſo gemein, daß man heut zu Tage jedem Ungläubigen oder Abtrünnigen, der als ein offenbarer Feind handelt, einen Apaches nent. Die Apaches, von denen hier die Rede iſt, ſind diejenigen, welche in dem Lande wohnen, daß von dem Fluß Chigagua bey der Garniſon Janos Fronteras, Anterrenate oder Guevari vorbey bis an den Fluß Gila gehet. Gegen Norden gränzen ſie mit Maqui und Neu Mexico, gegen Oſt mit der Garniſon Paſſo, und gegen Mittag mit der Garniſon Chigague. In dieſen Umkreiſe von drey hundert Meilen wohnen die Apaches in kleinen Gemeinheiten in den Thälern und engen Päſſen der Gebürge. Ihr Land iſt ſchwer anzugreifen; weil es ſehr gebürgigt iſt und Mangel an Waſſer hat. Nach der Auſſage einiger Gefangnen, die man erkauft hat, ſind ſie ſehr wild und unbändig, und ihr Land iſt nicht ſehr fruchtbar. Sie ſind gegen diejenigen, die in ihre Hände zu fallen das Unglük haben, ſehr grauſam, es giebt auch viele Abtrünnige unter ihnen. Sie gehen ganz nackend, in ihren Streifereyen aber bedienen ſie ſich auſſerordentlich geſchwinder Pferde, die ſie in andern Cantonen geſtohlen haben, und ihr Sattel beſtehet aus einem Fel von roth Wildpret. Aus dieſen Fellen machen ſie ſich kleine Stiefeln oder Schuhe aus dem Ganzen, woran man ihre Spur erkennen kan; wenn man ſie verfolget. Sie fallen ihre Feinde von weitem und mit großem Geſchrey an, ihnen Schrecken einzujagen: von Natur haben ſie wenig Muth, dieſes wenige aber vermehrt ſich bey den geringſten glüklichen Erfolge unglaublich. Auf Liſt halten ſie mehr als auf Tapferkeit; und werden ſie geſchlagen, ſo unterwerfen ſie ſich den allerſchimpflichſten Bedingungen; ſie beobachten aber ihre Friedensſchlüſſe nur in ſo weit, als es ihr Eigennuz verlangt. Der König hat befohlen, man ſolle ihnen den Frieden nicht abſchlagen, ja man ſolte ihnen denſelben anbieten, ehe man ſie angriffe; ſie ſehen aber ein ſo grosmüthiges Verfahren für ein Zeichen der Schwäche an. Ihre Waffen ſind Bogen und Pfeile,

le, wie bey andern Indianern. Bey ihren Streifereyen iſt dies die einzige Abſicht, alles auszuplündern, was ſie finden, und beſonders mit den Pferden, die ſie finden, davon zu reiten; weil ſie dieſelben theils zu ihren Gebrauche, theils zur Speiſe nöthig haben, denn ſie halten ihr Fleiſch für ſehr herrlich.

Achtzig Jahr lang ſind dieſe Völker das Schrecken der Provinz Sonora geweſen, weil kein Canton derſelben für ihren Gewaltthätigkeiten geſichert war. Unſere Leute haben von Zeit zu Zeit einige Vortheile über ſie erhalten, wodurch ſie aber noch nicht zu Paaren getrieben wurden, weil es zu keiner entſcheidenden Schlacht gekommen war. In den lezten Jahren erreichte der Uebermuth dieſer Barbaren durch einige liſtige Streiche, die ihnen wegen der Unachtſamkeit und Uneinigkeit der Spanier unter einander gelungen, ſeine höchſten Gipfel. Der Hauptmann Eſcalante, welcher dieſe Würde in Californien verwaltet hatte, verlohr in einem dieſer Scharmützel ſein Leben; und dies begegnete auch dem lezten Hauptmann der Garniſon zu Coro de Guache de Fronteras, dem Don Johann Baptiſta de Anſa, der wegen ſeiner Tapferkeit und guten Aufführung berühmt war: und mit ihm wurde zugleich eine große Anzahl ſeiner Soldaten erſchlagen. Die Apaches dringen durch die beſchwerlichſten Päſſe in die Provinz ein, und nachdem ſie ſich mit Beute beladen haben, legen ſie funfzehn, achtzehn bis zwanzig Meilen in einer Nacht zurük. Es iſt eben ſo ſchwer als gefährlich, ſie in ihren Gebürgen zu verfolgen, und auf der Ebene haben ſie keine gewiſſe Marſchruthe. Dringt man in ihr Land ein, ſo geben ſie ihren Cammeraden durch Feuer oder Rauch davon Nachricht, und auf dieſes Zeichen verſtecken ſich alle in ihre Schlupfwinkel. Den Schaden den ſie, vornemlich nach dem Tode des tapfern Hauptmanns Anſa, in den Dörfern und Flecken, den angelegten Meyerhöfen, auf den Viehweiden, im Gehölze und den Erzgruben verurſacht haben, iſt nicht auszuſprechen; ja man iſt ſogar ihrentwegen gezwungen geweſen, einige ſehr reichhaltige Erzgruben liegen zu laſſen. Unter den vier und zwanzig Miſſionen der Jeſuiten in den Provinzen Sonora und Pimeria ſind zwanzig ihren Streifereyen ausgeſezt, und dieſes Schikſal erfährt eben jezo die Miſſion zu Nacoſari, und ein Theil der Garniſon zu St. Johann Baptiſta,

der

der Hauptſtadt der Provinz, die zwey einzigen, wo weltliche Prieſter ſind. Eben daher komt es, daß es ſo ſchwer iſt, den Indianern den nöthigen Unterricht zu ertheilen; denn erſtlich ſind die Indianer nicht gewis, ob ſie ſtets in eben der Gemeinheit, wo ſie ſich niedergelaſſen haben, werden bleiben können, und zweytens können ſie ſich auch nicht ohne Gefahr in den Hauptſitz der Miſſionen begeben; dieſes nöthigt die Miſſionsprediger, ihnen bey vielen Unordnungen durch die Finger zu ſehen, und ſetzt ſie in die Unmöglichkeit, die zum Glauben bekehrten Gemeinheiten geſittet zu machen, und ihnen eine Lebensart anzugewöhnen, welche den Gebothen des Chriſtenthums gemäs iſt.

Im Jahr 1747 unterredete ſich der Vicekönig mündlich mit dem Marquis von Altamira, Kriegsſecretair, und beſchlos den Apaches einen Streich beyzubringen, von dem ſie ſich nicht wieder erholen konten. Er gab demnach Befehl, daß jede Garniſon in Neu-Biſcaya, Paſſo, Neu-Mexico, Janos, Fronteras, Terrenate oder Guereri dreyßig Soldaten ſchicken ſolte, und daß man zu dieſem Corps die ſpaniſche Miliz und ſo viel bewafnete Indianer, als man auftreiben könte, ſolte ſtoßen laſſen, damit alle auf einmal in das Land der Apaches eindringen und ſie in ihren Schlupfwinkeln aufſuchen könten. Die Jeſuiten in Sonora munterten nicht nur die Indianer der Miſſionen auf, ſich mit ins Feld zu begeben, ſondern ſie verſchaften ihnen auch Pferde, Lebensmittel und Geld. Indes langte der Gouverneur von Neu-Mexico nicht zur beſtimten Zeit an, weil er plötzlich ſeine Waffen wider einige Indianer hatte wenden müſſen, deren Zuſammenverſchwörung glüklich entdecket worden war, als er eben im Begrif war auszumarſchiren. Die welche am weiteſten von den Apaches entfernt waren, verbanden ſich mit dieſen Corps Truppen, ob ſie ſich gleich nicht allein in des Feindes Land zu wagen willens waren, und drungen ſehr tief in daſſelbe hinein, ohne einen einzigen Indianer anzutreffen. Denn da die Apaches dieſen Feldzug erfahren hatten, ſo waren ſie ſo wohl auf ihrer Hut, daß ſie bey Annäherung der Truppen flohen, und da unterdeſſen dieſe, ohne etwas zu finden, ihr Land durchſtreiſten, ſo fielen ſie über die Provinz Sonora her, die ſich damals ohne Schutz befand, tödteten, plünderten, raubten und ver-

wüſteten alles, was ihnen in die Hände fiel. Dieſes war noch nicht genung; die Indianer wolten ſogar bis nach Maqui dringen, der Mangel an Lebensmitteln aber zwang ſie, dieſes Unternehmen fahren zu laſſen.

Auf ſolche Weiſe zerfiel dieſer Feldzug, den man zur Bezähmung der Apaches unternommen hatte; die Koſten waren verlohren, die Beyſteuren aus Sonora unnütze, die Provinz blieb ohne Vertheidigung und in gröſſerer Gefahr als ſonſt jemals; der Feind wurde nunmehr kühner, und unſere Leute verlohren die Luſt künftighin dergleichen Feldzüge vorzunehmen. Nichtsdeſtoweniger machte man im Jahr 1748 Anſtalten zu einen neuen Feldzuge, lies zu denen Soldaten und der ſpaniſchen Miliz dreyhundert Apatos, und eben ſo viel Pimas ſtoſſen, welche die Patres ſo gut als möglich, ausrüſteten. Dieſen Truppen wurde der Sammelplatz zu Coro de Guachi de Fronteras beſtimt, wo ſie von den Regenwetter, das in den Winter und Chriſtmonat einfält, in welchen Monaten ſie ihren Feldzug anfangen ſolten, viel auszuſtehen hatten. Sie unterſuchten die Gebürge Chiguagua, in welcher ſich dieſe Wilden zu retten gewohnt waren; an ſtatt aber einen einzigen Apache anzutreffen, ſo konten ſie nicht einmal ihre Fusſtapfen entdecken, woraus ſie hätten ſchlieſſen können, daß ſie da geweſen wären, denn der Schnee war zergangen, und hatte ſie unkentlich gemacht. Auf den Rückwege trafen ſie eine Gemeinheit Feinde an, von denen ſie einige tödteten, und zehn Gefangne machten: dies war alles was man von einem Feldzuge hatte, der in Amerika ſo viel Lermens machte. Indeſſen that die göttliche Vorſicht das, was die menſchliche Klugheit nicht hatte zu wege bringen können. Einige Apaches, welche durch die auſſerordentlichen Zurüſtungen der Spanier in Furcht gejagt wurden, begaben ſich nach der Garniſon zu Janos, und baten um Friede und Erlaubnis, ſich bey der Miſſion anzubauen. Mitlerweile kamen auch andere in eben dieſer Abſicht nach Fronteras, und baten den Pater, ſie zu unterrichten. Ob ihrer gleich wenig waren, und man ſich auf ſie nicht wohl verlaſſen konte, ſo nahm man ſie doch ſogleich auf, damit ſie die andern dahin bringen möchten, ein gleiches zu thun.

Einen Monat vor den lezten Feldzuge, nemlich im Weinmonat 1748. that der

der P. Sedelmayer eine andre Reiſe an den Flus Gila, und von da in das Land der Papagos und Pimas, die an dieſem Fluſſe wohnen. Von hier ſezte er ſeinen Weg zu den Cocomaricopas, und weiter hin zu ihren Feinden den Yumas fort, welche auf den weſtlichen Ufer des Colorado wohnen; auf den öſtlichen Ufer kehrte er bis an den Ausflus deſſelben in den Meerbuſen zurük, wo er andere Gemeinheiten von Yumas antraf. Dieſe Indianer ſchienen über die Ankunft eines Paters und ſeiner Wache beſtürzt zu ſeyn, und konten ſich nicht mehr erinnern, daß der P. Kino vor ohngefehr vierzig Jahren bey ihnen geweſen war. Sie hatten große Luſt etwas von den Lebensmitteln, die der Pater bey ſich führte, wegzuſtehlen; ſie wagten es aber nicht. Der Pater wolte über den Fluß ſetzen, da aber das weſtliche Ufer von Quinquimas, welche Feinde der Yumas ſind, bewohnt iſt; ſo wolten ihn dieſe nicht unterſtützen. Dieſe und andre Schwierigkeiten, die ihm von einem großen Theile ſeiner Begleitung im Weg gelegt wurden, nöthigten ihn zu der Miſſion Tibutama zurük zu kehren.

Der Pater hatte ſich vorgenommen, im Hornung 1749 die Rückreiſe von da anzutreten, und wartete nur auf die Ankunft des Gouverneurs von Sonora, um dieſe Reiſe mit mehr Sicherheit zu verrichten, und mit ihm über die zu treffenden Maasregeln Unterredung zu halten; inzwiſchen kan ich nicht wiſſen, ob ihm ſein Anſchlag gelungen iſt oder nicht; weil man in Europa noch nichts davon hat erfahren können.

Um eben dieſe Zeit fingen die Seris und Tepocas, welche das längſt der Küſte des Meerbuſens liegende Gebürge bewohnen, durch das Beyſpiel der Apaches aufgemuntert an, in dieſer Provinz neue Feindſeligkeiten mit außerordentlicher Kühnheit auszuüben; wodurch ſich der Vicekönig gezwungen ſahe, die nöthigen Mittel zu ergreifen, um ſie aus ihren Gebürgen herauszujagen, und mit den alten Miſſionen wieder zu vereinigen. Zu Anfange des nemlichen 1749ſten Jahres wurde die Sache zur Berathſchlagung vorgenommen; denn der P. Baltaſard ſchikte im Monat May ſeine ſchriftlichen Nachrichten nach Europa, in welchen er ſagt, daß man hoffete, ſie, vermittelſt der Maasregeln, die der Vicekönig zu ihrer Vertreibung

aus dem Gebürge getroffen hätte, zu bezwingen geſittet zu machen, und in Dorfſchaften einzutheilen. Dieſe Befehle des Vicekönigs waren ſehr weiſe und klug; es ſcheint aber, daß ſie nichts gefruchtet haben, denn der P. Sigismund Taraval ſagt in einem Briefe, den er im Jahr 1751 nach Guadalaxara ſchrieb, daß die Seris in eben dieſem Jahre in der letzten Miſſion Caborca die Patres Thomas Tello und Heinrich Rohen ermordet hätten, und zu Guadalaxara wuſte man weder von der Empörung der Seris noch der Ermordung dieſer Geiſtlichen etwas. Der P. Thomas Tello war in der Stadt Almagro gebohren, und hatte ſich im Jahr 1750 von Mexico zu der Miſſion begeben, als er zum Collegen des P. Rohen zu Caborca ernennet worden war; wie ſolches der königliche Befehl, in jeder Grenz-Miſſion zwey Prediger zu haben, mit ſich brachte. Der P. Johann Anton Baltaſard ſagt in einem Briefe vom 17 Hornung 1752, daß er mit der nemlichen Gelegenheit eine genaue Nachricht von dem, was die zwei letztern Jahre zu Pimeria vorgegangen ſey, und eine andre von einer zweiten Reiſe, die er im Jahr 1751 nach Californien gethan hätte, nach Europa geſchikt habe: dieſe Briefe habe ich aber nicht erhalten, und bin daher nicht im Stande, ſie der Welt mitzutheilen. Es läſt ſich hoffen, daß die Diener des Evangelii, welche ihr Blut in Californien vergoſſen haben, feurige Gebete jen Himmel ſchicken werden, damit dieſe elenden Wilden bald bekehret werden mögen, welche noch in den Schatten des Todes ſitzen, und daß Gott über die Gründung, Ausbreitung, und Sicherheit der chriſtlichen Religion in dieſen entlegenen Gegenden der Erde wachen wolle. Voritzo hat das Evangelium auf der Seite von Pimeria und California einen großen Platz zu erfüllen gefunden: gegen Norden ſind weitläuftige Gegenden, welche von ungläubigen Nationen bewohnt ſind, die niemals von der chriſtlichen Religion haben reden hören. Dem ganzen menſchlichen Geſchlechte iſt das Heil verſprochen, und nichts iſt demnach der Menſchenliebe und den Geſetzen des Evangelii gemäßer, als daß man dieſe unendliche Menge Menſchen aus ihren Irrthum und Laſtern herausziehet, und ſie auf den Weg der Tugend und Religion zu führen.

Natür-

Natürliche und bürgerliche Geſchichte von Californien.

Zuſatz zur Geſchichte von Californien.

Einleitung.

Um die Geſchichte Californiens, welche ich in gegenwärtigen Werke habe an das Licht treten laſſen, ſo volkommen, und den Spaniern ſo nützlich als möglich zu machen; ſo habe ich zu dem, was ich in dem Anfange des erſten Theiles von ſeiner geographiſchen Lage geſagt habe, die allerrichtigſte Nachrichten, die man von den öſtlichen und weſtlichen Ufern, worüber bisher ſo viel geſtritten worden, haben können; wie auch von den Inſeln, den Ländern und Meeren, die um daſſelbe herum liegen, hinzugeſetzt; weil dieſelben ſowohl der natürlichen als politiſchen Einrichtung nach in einen genauen Verhältnis mit Californien ſtehen. Die Urſache davon iſt leicht einzuſehen. Dieſe Halbinſel an ſich ſelbſt betrachtet, iſt das unfruchtbarſte, unangenehmſte und ärmſte Land, das es in der Welt giebt; dieſer widrigen Umſtände ohngeachtet hat der ſpaniſche Hof daſſelbe ſchon von der Zeit an, da Cortez die neue Welt entdekte, dieſes Land mit erſtaunenden Unkoſten zu erobern geſucht; und endlich iſt es den Jeſuiten gelungen, daſſelbe dem Könige zu unterwerfen. Seit kurzer Zeit hat unſer Monarch die allerbeſten Maasregeln ergriffen, dasjenige was noch an dieſer Unternehmung fehlt, auszuführen, wie man ſolches in den vorhergehenden Theilen hat ſehen können. Vielleicht wird man mich fragen, warum denn Californien für die Krone Spaniens und für die Jeſuiten von ſo großer Wichtigkeit iſt, und woher es komt, daß ſie ſich die Bekehrung deſſelben ſo angelegen ſeyn laſſen? Warum man die Bekehrung dieſes Landes andern Ländern vorziehet, wo ebenfals heidniſche Wilde wohnen, deren Himmelsgegend angenehmer, der Erdboden reicher und fruchtbarer iſt, deren Bekehrung weniger koſten würde, und wo man viel mehr Seelen in den Schooß der Kirche bringen könte.

Es

Es iſt meine Pflicht auf alle dieſe wohlgegründeten Fragen ſo gut als möglich, zu antworten, und dieſes habe ich mir im vierten Theil zu thun vorgenommen. Was alſo die erſte Frage anbetrift, ſo antworte ich hierauf, daß die vortheilhafte Lage die Eroberung dieſes Landes viel ſchätzbarer und vorzüglicher macht, als die Eroberung irgend einer andern Gegend in Amerika. Ob es ſchon ein armes und elendes Land iſt; ſo wird es doch durch die Lage, die es hat, ſowohl in Anſehung der Ausbreitung des Glaubens als des Wohls des Staats wichtig. Worzu ich noch ſetze, daß, wenn die ſpaniſche Nation jemals nach den Regeln der Gerechtigkeit und Klugheit gehandelt hat, indem ſie zwey Jahrhunderte ſo viel Ausrüſtungen und Koſten zur Eroberung dieſer Halbinſel unternommen und aufgewandt hat, ſie heut zu Tage außer den erſten Bewegungsgründen, welche noch dauern, noch eine ſtärkere hat, die ihr die Eroberung dieſer Inſel anrathen.

Der Beweis meines Satzes liegt in vielen Stellen des erſten Theils dieſes Werkes, und theils in dem, was ich hier davon ſagen werde. Californien hat mit den angränzenden, und zum feſten Lande Neuſpaniens gehörigen Provinzen eine ſehr genaue Verbindung. Die Küſten von Amerika an dem Südmeer von dem Vorgebürge Corriantes, ja gar von Acapulco an gegen Norden ſind nicht ſicher, ſo lange Californien noch in den Händen der Wilden iſt, und ſich der ſpaniſchen Krone noch nicht unterworfen hat. Die Einwohner dieſer Küſten können nicht auf die Perlenfiſcherey in den californiſchen Meerbuſen ausgehen, und die von Acapulco bis an den Colorado gelegene Provinzen können keine Handlung zur See unterhalten. Es iſt wahr, daß die Kähne der Wilden in Californien nicht ſehr fürchterlich ſind; aber ihr Land hat den Seeräubern und Corſaren oft zu Schlupfwinkeln gedient, welche dieſe Meere unſicher gemacht, eine große Menge ſpaniſcher Schiffe weggecapert, den Handel im Südmeere geſtört, und dieſe weit entlegenen Provinzen in Schrecken verſetzt haben. Und was würde alsdenn nicht erfolgen, wenn irgend ein europäiſcher Monarch in Californien Colonien und Veſtungen anzulegen unternähme? Der Admiral Anſon ſagt ſelbſt in ſeiner Reiſe, daß er das ganze weitläuftige Peru in Schrecken gejagt haben würde, wenn er ſich hätte Baldivia

divia auf der chiliſchen Küſte bemächtigen können. Es iſt zwar dieſes nur eine Vermuthung; indeſſen kan man aber doch nicht leugnen, daß nicht das Reich Mexico ſehr großen Schaden davon haben würde, wenn irgend ein fremder Monarch Mittel fände ſich in Californien niederzulaſſen und daſſelbe zu behaupten.

Californien iſt zur Ausbreitung der Beſitzungen des Königs in America eben ſo wichtig. Man hat geſehen, daß die jeſuitiſchen Miſſionsprediger nicht nur die reichen Provinzen Culiacan, Cinaloa, Oſtimuri, Yaqui und Sonora unter ſeine Botmäßigkeit gebracht haben; ſondern daß ſie auch bis an die Bay, bis nach Ober-Pimeria und ſogar bis an die Flüſſe Gila und Colorado gedrungen ſind, und die an Neu-Mexico gränzenden Provinzen unterſucht haben. Voritzo ſind noch die Papagos, Guaimas, die Tepocas und Seris an der äußerſten Küſte Neuſpaniens an dem californiſchen Meerbuſen zu unterwerfen, welche ſich, wie ich ſchon erzählt habe, letzthin empört, die Miſſionsprediger ermordet, und ſich mit den ungläubigen Apaches verbunden haben. Die Bezwingung dieſer Indianer wird allezeit ſehr ſchwer ſeyn, ſo lange man den Feldzug zu Lande unternehmen wil; ſie iſt hingegen leicht, wenn man aus Californien auf ihre Küſten hinüber fährt, wie ſolches der P. Salvo-Tierra genugſam bewieſen hat.

Wil man die ſpaniſchen Miſſionen und Pflanzörter in Amerika ſicher und ordentlich gegen Norden ausbreiten, ſo muß man ſie nicht nur mit den andern ſchon in Neu-Mexico angelegten verbinden, ſondern man muß ſie von da bis jenſeit der Flüſſe Gila und Colorado, bis an die äußerſten bekanten Küſten Californiens auf dem Südmeere, d. i. bis an die Häfen St. Diego, Monte-Rey, bis an die Schneegebürge, das Vorgebürge Mendozino, das weiße Vorgebürge, St. Sebaſtian, und den Fluß ausbreiten, den der Marquis von Aguillar unterm 40ſten Grad: entdeckt hat. Wie geſchwind würde dieſe Eroberung von ſtatten gehen, wenn die Miſſionsprediger zu gleicher Zeit auf allen Seiten des californiſchen Meerbuſens unter die zwiſchen innen liegenden Nationen bis an die Ufer des Colorado gingen, und ſie bekehrten, von da aber bis an die Küſten, Häfen, Vorgebürge und obbenanten Flüſſe des Südmeeres gingen? Und was für Vortheile würde man ſich nicht

verſprechen können, wenn man mittlerweile die Miſſionen in Nord-California die auf dem Südmeere ſind, von der Küſte St. Xaver und den Inſeln Los-Dolores, die unterm 28ſten Grad liegen, und welche der P. Taraval letzthin unterſucht hat, bis an die Häfen St. Diego, Monte-Rey und andere Häfen ausbreitete, wo die Miſſionsprediger in California und Pimeria, nachdem ſie ſich bey den Flüſſen Gila und Colorado vereinigt hätten, ihre Reiſe endigen könten?

Die große Weite von Mexico bis an dieſe zwey Flüſſe und in die Provinzen, die ſie durchſtrömen, vornemlich aber bis in die Länder die um Monte-Rey und das Vorgebürge Mendozino liegen, macht es unmöglich, daß man den Miſſionspredigern und den andern Spaniern das Geräthe, die Inſtrumente und Lebensmittel, ſo ſie nöthig haben, zu Lande ſchicken könne. Man muß demnach einen Weg zur See ausmachen, indem man an allen Häfen auf der Küſte des Südmeeres zwiſchen den 30 und 40 Grad der Breite, wie auch in dem Meerbuſen Californiens bis an die Mündung des Fluſſes Colorado, welche unterm 33 Grad der Breite liegt, Forts anleget. Ohne dieſe Vereinigung zur See iſt es unmöglich die Miſſionen in dieſen entlegenen Provinzen zu unterhalten, und ſpaniſche Colonien, Städte, Dörfer und Landgüter anzulegen. Wie kan aber dieſes geſchehen, wenn man die Eroberung Californiens aufgiebt? Wie kan man Häfen entdecken, in den californiſchen Meerbuſen, oder auf den Küſten des Südmeeres Reiſen vornehmen? Geſetzt auch, es gelinge, Pflanzörter anzulegen, wenn man auf der Seite Pimeria und Sonora in die Provinzen eindränge, die von dem Fluß Colorado weſtwärts liegen, wie könten ſich denn dieſe Pflanzörter ſelbſt erhalten, wenn die ganze Halbinſel Californiens von unglaubigen und wilden Indianern bewohnt iſt? Auf ſolche Weiſe iſt demnach Californien wegen ſeiner Lage allezeit zur Erhaltung und Ausbreitung der chriſtlichen Religion, wie auch zur Vermehrung der Beſitzungen der Krone Spanien in Amerika ſehr wichtig geweſen und iſt es noch.

Einige werden es vielleicht für eine ſehr gleichgültige Sache halten, daß man die Beſitzungen S. Majeſtät bis an dem Fluß Colorado und das Vorgebürge Mendozino ausgebreitet wiſſen wil; ſie werden es für eine Ausſchweifung halten, daß man

man wegen einer ſo ſchlechten Urſache eine ſolche Eroberung unternehmen wil. Ich antworte hierauf erſtlich, daß man, wenn von großen Unternehmungen die Rede iſt, erſtlich einen Hauptplan entwerfen, und alsdann abwarten müſſe, in wie weit man ihn in Ausführung bringen könne. Selten ziehet eine Nation, welche anders handelt, den Nutzen aus ihren Eroberungen, den ſie ſich hätte verſprechen können; wenn ſie die Sache auf eine andre Art angegriffen hätten. Zweytens weis man aus der Erfahrung, daß ſich die Miſſionen der Jeſuiten und die Beſitzungen des Königs ſeit hundert Jahren in den ſüdlichen Amerika von Cinaloa an, welches unter dem 20ſten Grad liegt, bis an die Flüſſe Gila und Colorado unter 35 Grad ausgebreitet haben. Man hat ſchon das Gebürge Topaca, Tarahumara und Nayarith, die alten Miſſionen Parral, Parras Tepehuanes, Cinaloa u. ſ. w. und dreihundert Meilen Land in Californien von dem Vorgebirge St. Lucas bis ohngefehr zu dem 30ſten Grad der Breite unter ſich gebracht, und alles dieſes ſeit der Mitte des letzten Jahrhunderts, und ohne die geringſte Unterſtützung von Seiten der Regierung.

Wenn die Einnahme und Erhaltung Californiens zum Fortgange und zur Sicherheit der catholiſchen Religion, und der ſpaniſchen Beſitzungen in den andern Provinzen von Amerika höchſtnothwendig geweſen iſt, und noch iſt, ſo iſt ſie auch den philippiniſchen Inſeln und ihrer Handlung mit Neuſpanien ſehr vortheilhaft. Man hat zur Unterſtützung der Handlung und der Schiffarth auf dem Südmeere nicht ſo viel politiſche Entwürfe nöthig, als ſich der Cardinal Alberoni einbildet; eine einzige Gallion, welche alle Jahre von Manille nach Acapulco, und von da wieder zurück nach Manille reiſet, iſt hinlänglich; ohne Handlung aber können dieſe reichen, bevölkerten und bequemen Inſeln nicht erhalten werden, doch kan man mehr Nutzen davon haben. Man hat geſehen, daß dieſes Schif unterwegens in irgend einem Hafen ans Land fahren muß, dieſes kan nirgend anders als in Californien geſchehen, und weil man dieſen Hafen nicht gehabt hat, ſind viele Spanier auf dieſer langen Reiſe ſelbſt in Friedenszeiten umgekommen: endlich iſt dieſe Gallion oft von dem Feinde weggenommen worden, welcher ſich in Californien ge-

ſtelt hatte, wo die Gallion vorbey muſte. Verdienen alſo die philippiniſchen Inſeln behauptet zu werden, kan man alsdenn wohl noch zweifeln, daß nicht Californien erobert werden müſſe? Außer dieſen Bewegungsgründen aber giebt es noch andere, die für die Religion und den Staat eben ſo wichtig ſind. Die Ruſſen oder Moſcoviter, deren Reich ſich bis an die äuſſerſte nördliche Spitze von Aſia ausbreitet, und ſo gar bis an das Südmeer gehet, geben ſich voritzo nicht nur Mühe, die Einwohner dieſes Landes geſittet zu machen, ſondern ſie bauen auch itzo Veſtungen, legen Pflanzörter an, haben ſchon in vielen Gegenden Zimmerhöfe und Zeughäuſer angelegt, auch Schiffe gebauet. Sie haben ihre Küſten unterſuchet, und das Südmeer ſchon bis an die japaniſchen Inſeln befahren, ſind auch an verſchiedenen Küſten des ſpaniſchen Amerika gelandet.

Auf einer Reiſe, welche die Ruſſen im Jahr 1741 gethan haben, ſind ſie auf dieſer Küſte unterm 55° 36′, zwölf Meilen vom weißen Vorgebürge ans Land getreten, welches unter den itzo bekanten Oertern derjenige iſt, der am weiteſten gegen Norden liegt. Kan man nicht glauben, daß ſie auf einer zweiten Reiſe bis an dieſes Vorgebürge kommen werden, ja daß ſie, fals die Spanier Californien verlaſſen, ſelbſt bis nach St. Lucas fortrücken? Man kan ſehr gut ſchließen, daß diejenigen, welche heute ein Land und deſſen Küſten beſuchen, morgen Pflanzſtädte in denſelben anlegen werden. Die äußerſte Garniſon der Spanier auf den Küſten des Südmeers im nördlichen Amerika iſt die zu St. Lucas an der ſüdlichen Spitze von Californien, und in Süden des Wendezirkel des Krebſes, und dieſe Garniſon iſt noch dazu ſchwach und hat noch keinen feſten Fuß. Auf der nördlichen Küſte aber hat Spanien nicht eine einzige Feſtung, ob dieſelbe gleich ſehr weitläuftig iſt. Wie wollen wir alſo die Ruſſen abhalten, ſich daſelbſt feſte zu ſetzen, wofern wir ihnen nicht zuvorkommen? Würde es ſich wohl ſchicken, das ſie unſere Nachbarn und Mitbuhler würden, und das ſie in Californien eine griechiſche Kirche anlegten?

Jederman weis, was ſich die Engländer für Mühe gegeben haben, durch das nördliche Amerika und die Hudſonsbay einen Weg zu finden. Sie thaten in die-

dieſer Abſicht im Frühlinge des Jahrs 1753 eine Reiſe. Geſetzt nun, ſie erreichten ihre Abſicht, wer würde ſie hindern, ihre Eroberungen gegen Mittag fortzuſetzen, und ſich der Provinzen Neu-Mexico, Maqui, der Flüſſe Gila und Colorado, der Provinz Pimeria, der Nationen Papagos und der Apaches, ſogar des nördlichen Theils von Californien, welcher mit unſern Miſſionen und Garniſonen beſetzt iſt, in Nord-Amerika zu bemächtigen. Wir haben aus öffentlichen Zeitungen erfahren, daß die Engländer ſich vorgenommen hatten, das Südmeer zu überſchiffen, wenn man von Oſtindien herkomt, Veſtungen zu bauen, und auf der amerikaniſchen Küſte über Californien, gegen die Hudſonsbay, d. i. in eben den Gegenden, welche von den Ruſſen unterſucht worden waren, Pflanzſtädte anzulegen. Wer die itzige Verfaſſung der engliſchen Nation kennet, und von dem Eifer mit welchen viele vornehme und große dieſes Reiches eine Durchfahrt gegen Nordweſt zu entdecken ſich vorgenommen haben, reden gehört hat, der wird dieſen Entwurf nicht als fabelhaft anſehen; ich wenigſtens würde mich nicht wundern, wenn man einmal auf dieſen Einfal käme. Geſchähe dieſes nun; ſo frage ich, wie würde es unſern Beſitzungen gehen? Würden wohl die mit England geſchloſſenen Tractaten im Stande ſeyn, ſie in Sicherheit zu ſtellen? Jamaica, Georgia, Carolina, Virginia, Neu-York, Penſilvania, Terra nova und andre engliſche Provinzen in Amerika ſind von den Spaniern entdeckt worden, und haben ihnen lange Zeit eigenthümlich gehört: itzt ſind ſie in den Händen der Engländer, und es iſt ihnen nicht ſchwer, ſich auf den nördlichen Küſten Californiens feſtzuſetzen, woferne wir ihnen nicht zuvorkommen und uns dieſes Landes ohne Verzug bemächtigen. Man erlaube, daß ich es noch einmal wiederhole: zu allen Zeiten, beſonders aber itzo, hat man dieſe, obgleich arme und unfruchtbare Provinz, als eine für die Religion und den Staat ſehr wichtige Eroberung, die den Eroberungen der allerſchönſten Länder Weſtindiens vorzuziehen iſt, anzuſehen.

Man wird ſich erinnern, daß ich ſchon die Lage von Californien, Sonora, Pimeria und andern Provinzen, welche an dieſe Halbinſel und das feſte Land von Amerika gränzen, beſchrieben habe. Es iſt mir nichts mehr übrig, als daß ich die

allerglaubwürdigſten Nachrichten, die wir von den beyden Küſten dieſer Halbinſel haben, anführe, und dieſes wil ich in dem erſten Zuſatze zu dieſer Geſchichte thun, welcher einen kurzen Auszug aus der Beſchreibung des Gomara, die Reiſe des Hauptmanns Sebaſtian Viſcaino im Jahr 1603, die letzte Unterſuchung des californiſchen Meerbuſens bis an dem Fluß Colorado im Jahr 1746 vom P. Ferdinand Conſag, und endlich die von dem berühmten engliſchen Schiffer dem Capitain Wood Rogers gemachte Beſchreibung, enthält. Hierauf folgt die Beſchreibung Californiens, welche man in der Reiſebeſchreibung des Admiral George Anſon, wo von dem Handel der philippiniſchen Inſeln, und von dem Handel geredet wird, von dem er glaubt, daß ihn dieſe Inſeln mit Californien trieben. Diß wird mir Gelegenheit an die Hand geben, viel ſchädliche Irrthümer zu wiederlegen, und in den Gemüthern meiner Leſer die allerheilſamſten Wünſche für das Wohl der Religion und des Staats ohne irgend eine Abſicht auf den zeitlichen Vortheil der Geſelſchaft Jeſu, zu erregen.

Erſter Zuſatz.

Kurze Beſchreibung der Küſte Californiens von Gomara.

Damit der Leſer ſehen möge, wie viel man vor der Reiſe des Schifhauptmanns Viſcaino von der äußern Küſte Californiens gewuſt habe, ſo wil ich ihm die kurze Beſchreibung des Franz Lopez von Gomara, eines genauen und verſtändigen Schriftſtellers, deſſen Beſchreibung auch Anton von Herreon gefolgt iſt, mittheilen. Nur muß ſich der Leſer merken, daß das was er Punta-de-Balenas nent, die Spitze von Californien oder das Vorgebürge St. Lucas iſt, welches man damals in den Büchern und Charten ſo nante.

Auszug

Aus dem zwölften Capitel der indianiſchen Hiſtorie des Franz Lopez von Gomara.

Die Weite von Mira-Florez bis an Punta-de-Balenas, wenn man nemlich ſeinen Weg über Punto-Eſcondido, Belen, Puerto-de-Fuego, die Bay Canoas,

Canoas, und die Perleninſel nimt, beträgt mehr als zwei hundert und zwanzig Meilen. Die Punta-de-Balenas liegt unter dem Wendezirkel, achtzig Meilen von dem Vorgebürge Corrientes. Zwiſchen dieſen beyden Vorgebürgen iſt das Meer des Cortez, welches dem adriatiſchen Meere gleich komt, und eine röthliche Farbe hat. Von dem Vorgebürge Punta-de-Balenas bis an die Bay del Abad ſind hundert Meilen, und von dieſer bis an das Vorgebürge del Enganno wiederum hundert Meilen, wiewohl einige mehr rechnen.

Von dem Vorgebürge Enganno bis an das Vorgebürge la Cruz, ſind ohngefehr funfzig Meilen, und von dieſem bis an den Hafen Sardinas, welcher unterm 36ten Grad lieget, hundert und zehn Meilen. Auf dieſer Küſte findet man die Bay St. Michaelis, die Bay Los-Fuegos, und die Bay Coſta-Blanca. Von Sardinas bis an die Sierra-Nevadas, oder das Schneegebürge, ſind hundert und funfzig Meilen, wenn man nemlich ſeinen Weg über Puerto-de Todos Santos, Cabo-de-Galera, Calo-Nerado und Bahia de los-Pinos nimt. Das Schneegebürge liegt unterm 40ſten Grad, und iſt die am weiteſten von der Küſte entfernte Gegend, die auf den Charten angemerkt iſt. Indeſſen dehnt ſich noch die Küſte fünfhundert und zehn Meilen gegen Norden aus, wenn man nemlich das Land Labradon und Grönland dazu rechnet.

Zweyter Zuſatz.

Reiſebeſchreibung des Schifhauptmanns Sebaſtian Viſcaino, vom Jahr 1602, da er nemlich die äußere oder weſtliche Küſte Californiens auf dem Südmeere unterſuchte.

Da die drey Bücher von der weſtindianiſchen Monarchie des P. Johann von Torquemada, einen gelehrten Franciſcaner, im Jahr 1715 zu Sevilia gedruckt, und im Jahr 1725 mit neuen Zuſätzen zu Madrid aufgelegt worden ſind; ſo hätte ich den Leſer dahin verweiſen können, ohne mein Werk durch die Reiſebeſchreibung des Schifhauptmanns Sebaſtian Viſcains zu vergrößern; es ſind aber die Exemplarien der erſten Ausgabe ſehr ſelten, weil ſo viele davon auf der See verlohren gegan-

gegangen ſind, daß Don Andreas Gonzalez von Barcia, geheimer Rath und Cammerherr, als er daſſelbe wieder auflegen wolte, nicht mehr als drey Exemplarien in Madrid hat auftreiben können. Nach dieſen drey Exemplarien iſt alſo dieſes Buch in dem kayſerlichen Collegio der Jeſuiten, welches der P. Martin von Naxas darzu hergab, wieder gedruckt worden. Inzwiſchen iſt dieſes Werk nach der zweiten Auflage wiederum ſehr ſelten geworden, und dennoch iſt die Reiſebeſchreibung des Schifhauptmanns Viſcaino zur volkommenen Kentnis Californiens unumgänglich nöthig. Einige Leſer werden dasjenige darinnen finden, was ſie ſchon in dem Werke des P. Torquemada geſehen haben; ich habe aber geglaubt, daß ich die andern, welche dieſes Buch nicht beſitzen, des Vergnügens es zu leſen berauben dürfe; indem ich verſichert bin, daß es ihnen lieb ſeyn wird, wenn ſie hier alles dasjenige finden, was von Californien im Druck erſchienen iſt; und dieſes um deſto mehr, da dieſes Werk nicht allein für die Europäer, ſondern auch für die Amerikaner geſchrieben iſt, welche in dieſe Gegenden und entlegne Meere Handel treiben, und welche dieſe Bücher zu bekommen keine Gelegenheit haben.

Ich wünſchte ſehr, daß ich das Tagebuch des Schifhauptmanns Sebaſtian Viſcaino, und die Vorſtellungen des Staatsrathes an S. Majeſtät Philipp den dritten vornemlich die Charten und Pläne dieſer Reiſe und Entdeckungen habhaft werden könte, um ſie der Welt vor Augen zu legen. Ich habe zwar einige von meinen Freunden gebeten, daß ſie dieſelben in den Archive des indianiſchen Staatsraths möchten ſuchen laſſen; ich habe aber mein Verlangen der Welt zu dienen, nicht erfült geſehen.

Auszug
Aus dem fünften Buche der weſtindiſchen Monarchie des P. Johann von Torquemada.

Unter der Regierung Philips des dritten als Don Anton von Mendoza in Neuſpanien Vicekönig war, fand man zuerſt den Weg nach den Inſeln Luçon, die wir die philippiniſchen Inſeln nennen, mit Hülfe einiger Schiffe, die zu la Nativite einer Stadt in Neuſpanien auf der Küſte des Südmeers gebauet hatten. Als ſich

ſich dieſe Schiffe auf ihrer Rükreiſe unter den 42ten Grad der Breite befanden; ſo wurden ſie eine Landecke gewahr, der ſie den Namen Cabo Mendocino (das Cap des Mendoza) zur Ehre des Vicekönigs, der ſie ausgeſchicket hatte, gaben, und es kam ihnen, als ſie an der Küſte hinfuhren, vor, als wenn von da bis nach la Navidite lauter feſtes Land ſey. Bey ihrer Zurükkunft nach Neuſpanien gaben ſie dem Vicekönige von dieſer Entdeckung Nachricht, welcher Order ſtellete, daß die Küſte bis an das Vorgebürge Mendoza auf ſeine eigne Koſten genau unterſucht würde. Die Perſon aber, die er zu dieſer Unternehmung ernennete, konte nicht weiter als bis an das Vorgebürge St. Jago, heut zu Tage Magdalena, kommen, welches untern 25ten Grad der Breite lieget; denn die Nordweſtwinde, welche beſtändig regierten, verhinderten ihm, ſeinen Weg fortzuſetzen. Seine Majeſtät wurden benachrichtiget, daß andre Vicekönige auf Befehl ſeines Vaters eben dieſe Entdekkung unternommen, ja auch in eigner Perſon das Meer befahren hätten, wie man weiter unten ſehen wird. Der König fand auch unter ſeinen Papieren eine Beſchreibung, welche einige Fremde ſeinem Vater übergeben hatten, in der viele beſondere merkwürdige Umſtände erzählet wurden, die ſie in dieſem Lande, in das ſie durch einen Sturm von der Küſte Terra nova verſchlagen worden waren, angemerkt hatten. Sie hatten hinzugeſezt, daß ſie aus der Nordſee durch die Meerenge Anian über dem Vorgebürge Mendoza in die Südſee gefahren, und bey einer volkreichen, reichen, wohlbefeſtigten und volkommen geſitteten Stadt angelangt wären, in der ſehr geſittete und höfliche Leute gewohnt hätten, nebſt viel andern beſondern Umſtänden, welche zur Kentnis dieſes Landes Begierde erregten. Ferner erfuhr S. Majeſtät, daß die Schiffe, wenn ſie aus China nach Neuſpanien kommen, ohnweit des Vorgebürges Mendoza ſehr ſtürmiſches Wetter auszuſtehen hätten, und daß es folglich zur Sicherheit der Schiffarth nützlich wäre, die Küſte von dieſem Vorgebürge an bis nach Acapulco zu unterſuchen, und zu ſehen, ob man nicht irgend einen Hafen fände, wo die Schiffe, welches ohnedem meiſt königliche Schiffe waren, ans Land fahren konten. Dieſe und viele andre Urſachen bewogen Jhro Majeſtät, dem Grafen von Monte-Rey, Vicekönig von Neu-

Neuſpanien Befehl zu geben, davor zu ſorgen, daß dieſe Entdeckung auf ſeine Unkoſten mit der möglichſten Sorge und Genauigkeit vorgenommen würde.

Da nun alſo der Graf von Monte-Rey den ernſtlichen Befehl S. Majeſtät ausführen wolte, ſo wandte er ſich an ſolche Leute, die ihm den nöthigen Unterricht geben konten, was für Maasregeln ergriffen werden müſten, wenn dieſe Unterſuchung glüklich ſeyn ſolte. Als man nun über die Mittel einig war; ſo machte man die nöthigen Anſtalten und ernante den Sebaſtian Viſcaino zum Unter-Admiral in dieſer Unternehmung, welcher dieſem Amte ſchon in Californien vorgeſtanden hatte, und zum Admiral den Hauptmann Toribio Gomez von Corran, zwey Perſonen, auf die man ſich völlig verlaſſen konte.

Denn der General Sebaſtian Viſcaino war um dieſe Zeit zur Herſtellung des Friedens in Californien und zur Unterwerfung dieſes Landes geſchicket worden, und kante dieſe Küſte beſſer, als ſonſt jemand in Neuſpanien, weil er, wie ich geſagt habe, im Jahr 1594 daſelbſt geweſen war: und übrigens war auch etwas daran gelegen, daß dieſe Unterſuchung auf eben die Art vorgenommen würde, wie es S. Majeſtät angeordnet hatte, weil es auf derſelben Koſten ging. Damit man ſich des guten Erfolgs dieſer Unternehmung verſichern möchte, ſo trug man den Poſten als Admiral dem Hauptmann Toribio Gomez, einen im Seeweſen ſehr erfahrnen Mann, auf, welcher, nachdem er lange auf der See in S. Majeſtät Dienſten herum gecreuzet hatte, zum Hauptmann der Wachtſchiffe ernennet wurde, und viele wichtige Geſchäfte auszuführen bekam, wie man ſolches aus den Briefſchaften und Verſicherungen, die er dem Vicekönige zum Beweiſe ſeiner guten Dienſte überreichte, erſehen kan. Man ſchikte ihn ſogleich in die Provinzen Honduras und Guatimala, um daſelbſt zwey Schiffe zu holen. Er bekam zu Gehülfen den Sebaſtian Melendez, einen Officier zu Lande, und den Steuermann Anton Florez mit. Der Vicekönig ſchikte auch den Fähndrich Johann von Aceveder Texada nach Acapulco, um daſelbſt die nöthigen Anſtalten zur Reiſe zu treffen, und eine kleine Fregatte bauen zu laſſen. Der General bekam in einem ſchriftlichen Aufſatze Befehl, die Menge der Lebensmitteln, Munition, Matroſen und Soldaten,

die

die er nöthig hätte, anzugeben; und man reichte ihm ſogleich alles, was er verlangte. Drey baarfüßer Carmeliter Mönche, nemlich die Patres Andreas de l' Aſſomtion, Anton de l' Aſcenſion, und Thomas d' Aquin bekamen Befehl ihn zu begleiten. Und da nach Ciceronis Ausſpruche große Unternehmungen niemals durch die Stärke und Geſchäftigkeit der Menge allein ausgeführt werden können, wofern nicht weiſe, kluge und erleuchtete Rathgeber dabey ſind, ſo ernante der Vicekönig hierzu dem Hauptmann Alonſo Stephan Peguero, welcher nebſt vieler Tapferkeit auch große Erfahrung beſas, indem er in den flandriſchen Kriegen und unter dem Magellan gedient hatte, und den Hauptmann Kaſpar von Alarçon, aus Bretagne gebürtig, einen Mann, der wegen ſeiner Klugheit und ſeines Muths berühmt war; und zu den Verrichtungen auf der See ernante man viele Steuerleute und Schiffer, denen der Vicekönig noch den Capitain Hieronymus Martin zugab, welcher als Coſmographe mitgehen und Charten aufnehmen, Plane und Proſpekte der Länder zeichnen ſolte, die man entdekte, damit ſie der Nachricht, welche man Ihro Majeſtät überſchikte, zur Erläuterung beygefügt werden könte. Nachdem nun alle dieſe Anſtalten getroffen waren, ſo gab der Vicekönig dem Don Franciſcus von Valverde, Schatzmeiſter der Provinz Mexico und des Seeweſens, Befehl, das nöthige Geld zur Beſoldung der Soldaten, welches alle auserleſene und von den beſten Compagnien in Neuſpanien ausgehobne Leute waren, nach Acapulco zu übermachen. Man gab ihnen zum Fähndrich dem Johann Franciſcus Suriano, und zum Serganten Michael von Legar.

Als ſie nun im Begrif waren abzureiſen, ſo lies der Vicekönig alle zuſammen kommen, und empfahl ihnen die Sache, um deren willen ſie dieſelbe unternähmen: er befahl ihnen in Friede und Eintracht mit einander zu leben, ihren Obern, und vornemlich die Geiſtlichen zu gehorchen und ſie zu ehren, denn auf die leztern gründete er den guten Erfolg dieſer Reiſe. Den 7ten Merz 1601 begaben ſich die Geiſtlichen und die Befehlshaber von Mexico nach Acapulco, wo ſie ſich den 20ſten des nemlichen Monates einſchiffen ſolten.

Da ſie nun zu Schiffe gehen wolten, lies der General einen Befehl ausru-

ſen, daß ſich jeder an den Bord ſeines Schiffes begeben ſolte; und hierauf ging die Hauptgaleere, die Amirante und die Fregatte um vier Uhr Nachmittags, Sonnabends den 5ten May, im Jahr 1602, nebſt einer langen Barke zu Unterſuchung der Bayen und Kreecken, zu denen die großen Schiffe nicht kommen können, in Acapulco unter Segel. Nachdem ſie ohngefehr zwey Meilen vom Hafen entfernt waren, ſo lenkten ſie ſich nach Nordweſt, um ſich auf die weſtliche Küſte zu begeben. Das ganze Jahr hindurch wehet auf dieſen Küſten ein Nordweſtwind, welcher ſie von Acapulco an, bis an das Vorgebürge St. Sebaſtian, welches hinter dem Vorgebürge Mendoza iſt, aufhielt; ſo, daß ſie drey Vierteljahr auf der See waren, wo ſie unbegreifliche Beſchwerlichkeiten auszuſtehen hatten.

Da der Wind ihnen zuwider und ſehr heftig war, ſo muſten ſie nur nach der Seite fahren, welches dem Schifsvolke ſehr viel Mühe machte; iſt hingegen der Wind günſtig, und hat er eben die Richtung, die der Strohm hat, ſo darf man nur das Schif gehen laſſen. Als es nun ſchien, daß ſie für dem widrigen Winde gehen könten, ſo wurde er ihnen auf einmal günſtig; und die Flotte konte Mitwochs den 19ten May, um fünf Uhr Abends, in den Hafen la Nativite landen. Hier muſten ſie ſtill liegen, weil es den Schiffen an Ballaſt fehlte, indem die Ladung weder der Größe, noch der Weite der Schiffe gemäs war. Außerdem war die Hauptgaleere lek geworden, und man muſte die Ritzen verſtopfen, welches man auch mit dem möglichſten Fleiße that; da ſich unterdeſſen die Schiffe mit Waſſer, Holz und Lebensmitteln verſahen, welches ihnen nicht ſchwer wurde, weil ſie ſich noch auf der Küſte Neuſpaniens und unter Chriſten befanden. In dieſem Hafen war es, wo man die Schiffe bauete, die nachher die philippiniſchen Inſeln und das Vorgebürge Mendoza entdekten. Die chineſiſchen Gallionen pflegten ſich dahin zu begeben, ehe man Acapulco entdecket hatte. Der Hafen iſt ſehr gut, man findet viel Holz daſelbſt, und die umliegende Gegend hat einen Ueberflus an Thieren und allen Arten von Lebensmitteln. Indeſſen blieben ſie nicht länger da, als bis ſie ſich hinlänglich mit Lebensmitteln verſorgt hatten. Den 22ten fuhren ſie wieder ab, und ſezten ihren Weg mit eben den Beſchwerlichkeiten, die ſie vorher

aus-

ausgeſtanden hatten, fort. Den 26ten, welches der Pfingſttag war, landeten ſie bey dem Vorgebürge Corrientes an. Sie kanten das Land und die Küſte, und warfen den 2ten Junius gegen Mittag bey den Inſeln Mazathan Anker. Dies ſind zwey Inſeln von mittelmäßiger Größe, welche nicht weit von einander entfernt liegen, und zwiſchen welchen und dem feſten Lande eine gute Reede iſt, in welche ſich ein großer Flus Neugalliciens ergieſſet. Hier war es, wo der berühmte engliſche Schiffer Thomas Cavendish ſeine Schiffe kalfaterte, und auf die Zurükkunft der chineſiſchen Flotte wartete, die er aufzuheben willens war. Die Hauptgaleere und die Amirante blieben in dieſer Reede liegen, um die Fregatte zu erwarten, welche ſich von ihnen bey der Ausfuhr aus dem Hafen Nativite getrennet hatte; ſie war aber ſchon angekommen, als ſie dahin kamen. Der General, der Admiral, die Geiſtlichen und die Schifshauptleute ſtiegen auf eine von dieſen Inſeln aus, und trafen auf derſelben eine erſtaunend große Menge von Seevögeln an, deren Junge noch nicht aufzuſliegen im Stande waren. Dieſe Vögel leben von jungen Thunfiſchen, Sardellen und andern kleinen Fiſchen. Sie ſind beynahe ſo groß als eine Gans, ihr Schnabel iſt ohngefehr anderthalb Fus lang, ihre Beine ſind lang, wie bey den Störchen, und die Latſchen und Schnabel haben die Form, wie bey den Gänſen. Sie haben eine große Taſche, in welche ſie die Fiſche, die ſie für ihre Jungen fangen, aufheben, ſie aufs Ufer tragen und daſelbſt umbringen.

Man traf auch daſelbſt ſehr viele wilde Ziegen, viel rothes Wildpret, und eine gewiſſe Frucht an, die, wie ich an ſeinem Orte ſagen werde, den Kranken bey ihrer Rükreiſe gute Dienſte that. Die Völker auf dem feſten Lande ſind Chriſten, und folglich Freunde der Spanier, und das Land ſelbſt heiſt die Provinz Acaponeta oder Chametha. Hier fängt ſich der californiſche Meerbuſen an, welcher längſt an der Küſte von Neuſpanien hingehet; und dreyßig bis vierzig Meilen von dieſen Inſeln gegen Cinaloa und Culiacan zu fält der große Flus, heut zu Tage la Toſcana genennet, ins Meer, und wird hier mit dem Namen Barito belegt.

Als nun die Schiffe die Fregatte wieder gefunden hatten, ſo giengen ſie noch

den nemlichen Tag unter Segel, um über den Arm des Meeres zwiſchen dieſen Inſeln und dem Vorgebürge St. Lucas zu kommen, welches am äußerſten Ende des feſten Landes von Californien, ohngefehr ſechzig Meilen von hier iſt; und ſie entdekten auch Californien würklich am 9ten des Brachmonats gegen Abend. Als ſie nun dieſem Vorgebürge gegen über lavirten, um einen Hafen zu ſuchen, erhob ſich ein ſo dichter Nebel, daß ſie einander anderthalb Tage lang nicht ſehen konten. Der Admiral ſelbſt war nur noch funfzig Schritt von einer Reihe Felſenſpitzen entfernt, zwiſchen welche er gewis gerathen wäre, wenn ſich der Nebel nicht zertheilt hätte, welches als ein Wunder der Vorſehung angeſehen werden kan, denn es dauerte nur ſo lange, als nöthig war, ihm die Gefahr, in der er ſchwebte, zu erkennen zu geben. Dieſes trug ſich früh um ſieben Uhr zu; um neun Uhr zerſtreuete die Sonne den Nebel, und es wurde ein heiterer Tag, ſo daß des Admirals und des Generals Galeere einander erkennen konten; worauf ſogleich Befehl gegeben wurde, in eine Bay einzufahren, welche nahe am Ufer iſt. Hier fand man zum unausſprechlichen Vergnügen alles Volks die Fregatte vor Anker liegen.

Die Flotte fuhr an dem Feſte des heiligen Barnabas in dieſe Bay ein, welches Gelegenheit gab, daß man die Bay mit dieſen Namen belegte. Da ſie nahe bey dem Ufer die Anker warf; ſo wurden unſere Leute bey Einziehung der Segel auf der Küſte eine große Anzahl nackender Indianer gewahr, welche mit Bogen, Pfeilen und Spießen bewafnet waren, und mit Geſchrey und Sand, den ſie in die Luft warfen, unſre Leute herauszufordern ſchienen. Der General hies hierauf die Chaluppe in Waſſer laſſen, und gab einigen Soldaten Befehl, ihre Waffen zu ergreifen, ſich ans Land zu begeben und die Indianer zu fragen, warum ſie ſo ſchrien und Sand in die Luft würfen. Der General, der Admiral, die drey Geiſtlichen und einige Officiers traten mit ihren Schiesgewehr und brennenden Lunten in die Schaluppen. Als die Schaluppen nahe am Lande waren, ſo erſchraken die Indianer über den Anblik einer ſo großen Menge gewafneter Leute ſo ſehr, daß ſie auf eine Höhe flohen, und Mine machten, ſich zu vertheidigen, wenn dieſe Fremdlinge ſie anfallen wolten. Unſere Leute traten ans Ufer; ſo bald aber die India-

ner

ner ſahen, daß ſie näher kämen, ſo flohen ſie, worauf der P. Anton de l'Aſcenſion allein auf ſie zuging, und durch Zeichen und Geberden ſo viel zu verſtehen gab, daß ſie anhielten, als er nun zu ihnen gekommen war, ſo umfaßte er ſie alle auf die liebreichſte Art. Sie legten ihre Waffen weg, und gaben ihm ein Zeichen, daß er ſich zu ihnen niederſetzen, und den andern ſagen ſolte, daß ſie ihre Waffen erſt weglegen ſolten, wie ſie gethan hätten, ehe ſie ſich ihnen näherten. Der P. Anton gehorchte ihnen, und gab einen Negerſclaven Befehl, ein Körbgen mit Zwiebak zu holen, welchen er ihnen austheilte. Sie ſchienen über den Anblik des Negers ſehr erfreut zu ſeyn, und gaben ihm zu verſtehen, daß ſie mit einem Volke im Bunde ſtünden, welches eben ſolche Farbe hätte, und daß in einiger Weite davon ein Dorf wäre, wo dergleichen Neger wohnten. Mitlerweile legte der General und der Admiral ihre Waffen nieder, und beſuchten den P. Anton mit den zwey andern Geiſtlichen. Die Indianer blieben ſitzen und nahmen die Halsbänder und Armbänder und die andern Kleinigkeiten, die man ihnen gab, jedoch mit einigen Zeichen von Mistrauen an, und begaben ſich hernach in ihre Gemeinheiten ſehr vergnügt zurück. Nachdem die Indianer fort waren, ging der General mit ſeinem Gefolge das Land zu unterſuchen, und ſie fanden nahe am Ufer eine See mit ſüßem Waſſer, das ſehr gut und helle war; weil aber die Nacht anbrach, ſo begaben ſie ſich an die Felſen, die am Ufer waren. Hier fanden ſie eine große Menge Thunfiſche und Sardellen, welche ſich vor den großen Fiſchen, die ſie verfolgt hatten, hieher geflüchtet, und welche das Meer, als es zurükgetreten war, auf dem Ufer zurükgelaſſen hatte. Sie dienten dem Schifsvolke dieſe Nacht und den folgenden Tag zur Speiſe. Man fand auch auf der Küſte Stücke von Perlemutter, die ſo weis und glänzend waren, daß man, wenn die Sonne darauf ſchien, nichts prächtigers ſehen konte; woraus ſich ſchließen läſt, wie vielen Nutzen man von der Perlenfiſcherey in dieſer Gegend ziehen könte. Der General lies über dieſen Felſenſpitzen ein Zelt ausſpannen, unter das man einen Altar aufbauete, wo die Geiſtlichen während der Zeit, da man ſich hier aufhielt, Meſſe laſen.

Die Schiffe blieben einige Tage in dieſer Bay liegen, um den Mondwechſel

zu erwarten, die Schiffe auszubeſſern, und ſich mit Holz und Waſſer zu verſehen. Da jedes Schif ſeine Netze bey ſich führete, ſo beſchäftigten ſich die Schaluppen beſtändig mit der Fiſcherey, indem es in dieſer Bay außerordentlich viel Fiſchen, Seekrebſe, Perlenmuſcheln u. d. gl. gab. Der Erdboden iſt ſehr fruchtbar, geſund, hat eine gute Himmelsgegend, iſt eben und der Bebauung fähig. Man findet Kaninchen, Haſen, Dannhirſche, Löwen, Tieger, Ringeltauben und Wachteln daſelbſt. Außer [illegible] Bäumen bringt das Land auch Feigenbäume, Maſtixbäume, Pitahayas u. [illegible] auch viel Pflaumenbäume hervor, die an ſtatt des Harzes oder Gummi einen ſehr feinen und wohlriechenden Weyrauch geben. Was die Pflaumen anbetrift, ſo waren die, ſo ich geſehen habe, grün, und hatten keinen ſo guten Geſchmak, wie unſere Pflaumen, ob ſie gleich von denen, die in Californien geweſen ſind, ſehr gerühmt werden. Das allervortheilhafteſte aber iſt daſelbſt, daß man Salzgruben anlegen könte, denn man findet einen geſalzenen See da, den das Meer machet, wenn die Südweſtwinde wehen, und welcher damals vol ſehr ſchönen Salzes war. Die Indianer kamen in das Zelt, wo man die Meſſe las, und beſchenkten den General und ſeine Soldaten mit Löwen- und Tiegerhäuten, Fellen von andern rothen Wildpret, Cantunen Mützen und künſtlich gearbeiteten Netzen. Dieſe Indianer gehen nackend und hängen alles an ihre Haare, was ihnen prächtig zu ſeyn ſcheinet. Einige haben roth Haar. Sie beſtreichen ihren Leib mit weis und rother Farbe, und ſind außerdem luſtig, gelehrig, höflich, und von ſehr guter Gemüthsart.

In dieſer Bay war es, wo die Engländer, welche das Schif St. Anna auf ſeiner Rükreiſe aus den philippiniſchen Inſeln vor etlichen Jahren wegfingen, das Schifsvolk davon ans Land ſetzten, alles Geräthe ausladeten, und Feuer in das Schif warfen, welches auch, ſo weit es außer dem Waſſer ſtund, verbrante. Nachdem nun das Meer das übrige vom Gerippe des Schiffes ans Land geworfen hatte, ſo ſtiegen die Spanier darauf, warfen den Ballaſt ins Meer, richteten den Hauptmaſt auf, und begaben ſich glücklich nach Acapulco. Es ſcheint, als wenn die Spanier damals eine indianiſche Weibsperſon mitgenommen hätten, deren Verluſt

luſt dieſe Völker noch heut zu Tage bedauren, und aus eben dieſer Urſache bezeigten ſie ſo wenig Luſt mit unſern Leuten Freundſchaft zu machen, weil ſie ſich fürchteten, ſie möchten dem Beyſpiele ihrer Vorgänger folgen. Ich erzähle dieſen Umſtand deswegen, damit man ſich ein andermal für einen ſolchen Fehler hüte; denn nichts macht dieſe Völker uns abgeneigter, und bringt ihnen ein größer Mistrauen gegen die Spanier die ihnen das Evangelium predigen, bey, als eben dieſes. Man theilte einen Theil der Lebensmittel, welche der König den Soldaten beſtimt hatte, unter ſie aus, welches eine eben ſo große Wohlthat als Vergnügen für ſie war. Als während der Zeit wiederum ſchönes Wetter geworden war, ſo lies der General die Lebensmittel und die Geräthſchaft einſchiffen, und die Flotte lichtete um Mitternacht die Anker, um ihren Weg fortzuſetzen. Kaum aber waren ſie drey Meilen von der Bay entfernt, als ſich ein ſo heftiger Nordweſtwind erhob, daß die Fregatte nicht mehr auf der offenen See dauern konte, und in die Bay zurük zu fahren genöthigt war, wohin ihr die Hauptgaleere und die Amirante folgten, um ſie nicht allein zu laſſen. Dreymal ging die Flotte unter Segel, und dreymal wurde ſie von der Heftigkeit des Windes und der Wellen gezwungen, wieder in die Bay zurük zu fahren. Man beſchlos endlich die lange Barke da zu laſſen, welche von der Hauptgaleere in den See von ſüßen Waſſer, der in der Bay war, gezogen wurde, damit ſie ſich leichter bewegen könte. Nachdem ſich nun der Wind gelegt hatte, und das Meer ein wenig ruhiger geworden war, ſo ging die Flotte zum viertenmal den 5ten des Heumonats unter Segel, und brachte es durch vieles laviren ſo weit, daß ſie ein wenig weiter kam: die Fregatte aber konte den zwey Schiffen nicht folgen, und ſahe ſich genöthigt, an der Küſte hinzufahren, um den Wind aufzufangen.

Indeſſen erlangte die Hauptgaleere und die Amirante das hohe Meer, um zu verſuchen, ob ſie hier ihren Weg beſſer fortſetzen könten, und ſie verlohren endlich Californien aus dem Geſichte. Die Fregatte blieb zulezt, und das Schifsvolk ſchätzte ſich ſehr glücklich, daß es in die Bay zurükkommen konte. Dieſe zwey Schiffe ſtelten ſich vor, daß ſie ihren Weg immer an der Küſte hin nehmen würden,

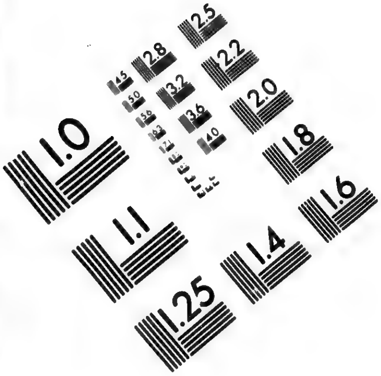
den, und ſezten ihren Weg fort, indem ſie immer lavirten, endlich aber entſchloſſen ſie ſich zurük zu fahren, und zu ſehen, ob ſie die Fregatte nicht entdekten. Den 8ten dieſes Monats kamen ſie einem gewiſſen Berge gegen über, wo ſie von ſo einer Meerſtille überfallen wurden, daß ſie innerhalb einer Woche nicht eine Meile zurüklegen konten; ſie gaben daher dieſem Berge den Namen Sierra del Enfando, oder der Berg der langen Weile. Es ging zwar ein Wind, aber die Ströme der See waren ſo ſtark, daß ſie das auf der einen Seite wieder verlohren, was ſie auf der andern gewonnen hatten. Hierbey war dies etwas beſonders, daß, wenn der Wind ſich legte, auch der Strom aufhörte, und wenn der Wind wieder ging, dieſer gleichfals ſeine erſte Geſchwindigkeit wieder nahm. Indeſſen erhob ſich endlich ein günſtiger und gelinder Wind, der ſie gegen den Hafen Magdalena zuſties, der ſonſt St. Jago hies: es fiel aber ein ſo ſtarker Nebel, daß man nicht ſechs Schritte ſehen konte. Die Hauptgaleere näherte ſich dem Lande, um dieſen Hafen zu unterſuchen; und glaubte, die Amirante würde ihr folgen. Sie hielt es für gut den 20ſten dieſes Monats in demſelben einzufahren. Weil ſich aber die Amirante fürchtete, auf eine Sandbank oder eine Klippe zu ſtoßen, ſo blieb ſie weit vom Lande, ſo daß ſie, als der Nebel ſich zerſtreut hatte, weder die Hauptgaleere, noch eine Spur von einem Hafen in dieſen Seeſtriche entdekte. Sie ſezte demnach ihren Weg fort, weil ſie in dem Gedanken ſtund, daß die Hauptgaleere ſchon voraus ſey; ſie traf dieſelbe aber nicht an. Zum Glük begegneten ſie ſich einander in der Inſel Cerros.

Die Hauptgaleere fuhr, wie ich ſchon erinnert habe, in den Hafen Magdalena ein, weil man glaubte, der Admiral würde mit ſeinem Schiffe nachkommen. Den andern Tag ſchikte der General einige Soldaten auf einen hohen Berg, von dem man weit in die See hinein ſehen konte, und befahl ihnen, wenn ſie das Schif entdekten, einen Rauch zu machen. Sie ſahen es in der That, und machten den ganzen Tag einen Rauch; aber die auf des Admirals Schiffe ſtelten ſich vor, dieſer Rauch würde von Indianern gemacht; denn dieſe haben es in Gewohnheit, wenn ſie ein Schif entdecken, den Einwohnern auf dieſe Art zu erkennen zu geben,

daß

daß ſie ſich an das Ufer begeben ſollen. Der Admiral ſezte demnach ſeinen Weg fort, und ſuchte die Hauptgaleere in allen Bayen, Inſeln und Hafen, die ſie antrafen. Der General wandte viele andere Mittel an, ſie ausfündig zu machen, es gelang ihm aber keines. Die Hauptgaleere befand ſich demnach an dem Tage Maria Magdalena allein, der Pater Commiſſarius und der Pater Thomas laſen Meſſe auf dem Lande, und gaben bey Gelegenheit dieſes Feſtes der Bay den Namen St. Magdalena. Dieſe Bay iſt ſehr geräumig, und enthält viele Kreecke und Ankerlager. Sie hat zwey Eingänge, und das Meer macht einen Arm, der ſehr weit in das Land hinein gehet. Die Spanier finden in dieſer Bay einen Damm von ohngefehr einer halben Meile in die Länge, welcher aus großen Stücken Zimmerholz gemacht war, und den die Indianer zu ihrer Fiſcherey aufgeworfen hatten. In der herumliegenden Gegend wohnten viele Indianer, die ganz nackend gingen, und zu ihren Waffen Bogen und Pfeile hatten. Sie waren ſehr wohl gewachſen, und im Umgange geſellig. Als ſie die Spanier antrafen, ſo boten ſie ihnen ihre Waffen zum Zeichen des Friedens dar; ſie brachten ihnen hierauf Weyrauch, der in dieſem Lande ſehr häufig wächſet, weil es viele Arten Pflaumbäume da giebt, die ihn hervorbringen. In dieſer Bay iſt noch eine kleinere, wo man vortrefliche breite Waſſermuſcheln findet. Sie konten kein ander Waſſer finden, als das zwiſchen den Klippen war; indeſſen fülleten ſie doch einige Tonnen damit an, weil ihr Waſſer ſehr warm war. Inzwiſchen waren ſie ſehr beſorgt, wie es wohl des Admirals Schiffe und der Fregatte gegangen ſeyn möchte.

Oben iſt gemeldet worden, daß die Fregatte in die Bay St. Barnabas zurükkehrte, ohne weder von der Hauptgaleere noch von der Amirante Nachricht zu haben. Als ſich der Wind gelegt hatte, ſo fuhr ſie zum zweytenmal aus, um ſie zu ſuchen. Sie näherte ſich dem Lande, und traf eine große Bay an, in die ſie einfuhr, weil ſie glaubte, daß ſie hier anzutreffen ſeyn würden. Dieſes war einer von den Eingängen der Bay, von denen wir geredet haben. Unſre Leute fanden viele Indianer daſelbſt, die ſie wohl aufnahmen, und denenjenigen von ihnen, welche ans Land geſtiegen waren, ihre Bogen und Pfeile als Zeichen des Sieges an-



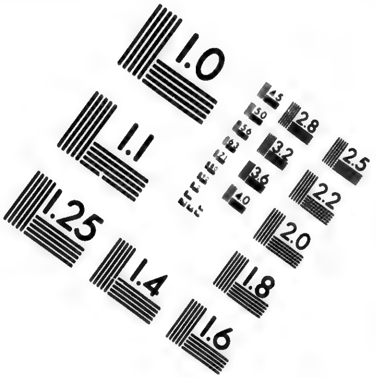
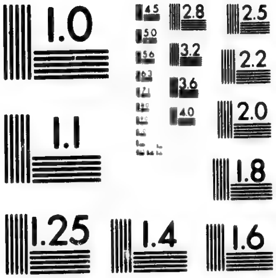
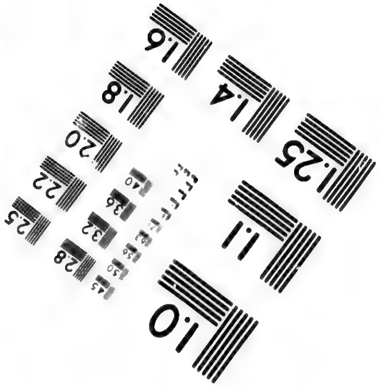
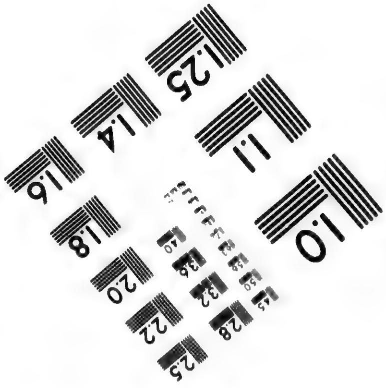


**IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)**



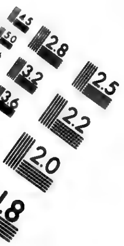
6″

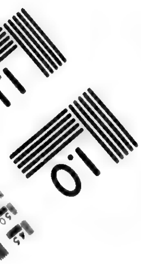




Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503


2.8
2.5
3.2
2.2
2.0


1.0

boten. Da ſie aber die Schiffe hier nicht fanden, ſo kehrten ſie wieder durch den Weg zurük, wo ſie hergekommen waren, und gaben dieſer Bay den Namen Engannoſa, die Betrügliche, weil ſie in ihrer Hofnung betrogen worden waren. Heut zu Tage nent man ſie den Hafen Marquis (El Puerto del Marques) oder St. Jacobs. Sie ſetzten ihren Weg an der Küſte hin fort, und als ſie den andern Theil der Bay Magdalena antrafen, ſo fuhren ſie da hinein, und trafen die Hauptgaleere an. Der General gab gleich nach Ankunft der Fregatte Befehl, unter Segel zu gehen, um des Admirals Schif aufzuſuchen, von dem er [illegible]aubte, daß es ſchon voraus ſey. Die Hauptgaleere und die Fregatte fuhren demnach den 28ſten des Heumonats, Sontags früh aus der Bay heraus, und damit die Fregatte nachfolgen könte, ſo bekam die Hauptgaleere Befehl, ſie nachzuziehen.

Sie hatten ſich ohngefehr fünf Meilen von der Bay Magdalena entfernt, als ſich ein heftiger Nordweſtwind erhob, der ihnen viele Unruhe verurſachte, welche deſto gröſſer war, da ſie ſich einer Bay gegen über befanden, der am Eingange mit Brandungen umgeben war; an ſtatt alſo daſelbſt einzufahren, ſtachen ſie in die hohe See, um die Amirante aufzuſuchen. Die Küſte in dieſer Bay iſt eben, und ſehr angenehm, und man entdekt nur mitten im Lande einige Berge. Den 30ſten des Heumonats entdekten ſie eine Bay, welche ihnen von der Mündung eines Fluſſes herzukommen ſchien. Der General ſchikte die Fregatte ab, ſie zu unterſuchen, weil ſich aber der Eingang voller Brandungen befand, ſo hielt man Rath und beſchlos zurük zu kehren, um den General von dieſen Hinderniſſen Nachricht zu geben. Dieſe Bay, welcher man den Namen St. Chriſtoph gegeben hat, war ſchon von des Admirals Schiffe unterſucht worden, welches zwey Meilen davon vor Anker gelegen hatte. Der Hauptmann Peguero unterſuchte ſie mit der Schaluppe, und fand, daß es ein Flus wäre, und daß dieſe Brandungen von den Aneinanderſtoßen des Stromes im Fluſſe und der Wellen des Meeres gemacht würde. Es war da, wo dieſe Brandungen waren, eine Tiefe von zwey Klaftern, und wenn die Nacht nicht vor der Thüre geweſen wäre, ſo würde ſich der Hauptmann auch dahin begeben haben. Er kehrte alſo, um mehrerer Sicherheit Willen,

am Bord zurük, und hinterbrachte die Nachricht, die ich eben angeführt habe. Man gab dieſer Bay den Namen St. Chriſtoph, weil es eben das Feſt dieſes Heiligen war, da man ſie unterſuchte. Noch die nemliche Nacht reiſeten ſie ab, und langten bey der Walfiſch Bay an, wo aber die Hauptgaleere und die Fregatte weiter fuhren, um das Admirals-Schif und friſches Waſſer, welches ſie ſehr nöhthig hatten, zu ſuchen. Sie wurden von weiten eine große Bay gewahr, in welche der General die Fregatte hinſchikte, in der Hofnung, daß man ſüßes Waſſer daſelbſt finden würde; als aber die Fregatte näher kam, ſo entdekte ſie viele Untiefen, vor welchen man nicht einfahren konte, ſie gab alſo der Hauptgaleere ein Zeichen, ſich nicht zu nähern, und beyde ſezten ihren Weg fort.

Dieſe Bay war ſchon von dem Admiral unterſucht worden, der ihr den Namen der Walfiſchbay gab, weil er ſehr viele Walfiſche daſelbſt fand, die durch die große Menge Fiſche dahin gezogen werden. Man trift da auch eine Menge wunderbarer Vögel an, welche ſich eben ſo wie die Walfiſche von kleinen Fiſchen ernähren. Das Land um dieſer Bay herum iſt ſehr bevölkert, und hat auſſerordentlich geſittete und höfliche Einwohner. Sie ſind auch ſehr ſchön gewachſen, und ſehen ſchöner aus, als die andern Indianer auf dieſer Küſte. Die Indianer gaben unſern Leuten Perlenmuſcheln in ſehr künſtlich gemachten Netzen. Sie hatten große Luſt an dem Bord zu kommen, die See war aber ſo hoch, daß ſie es nicht bis dahin zu ſchwimmen wagten, und die Leute des Admirals wagten es auch nicht ans Land zu treten, weil die Schaluppe ſo klein war. Indeſſen ſprang der Fähndrich Acevedo und ein anderer Soldat über Bord, und ſchwammen ans Land. Als die Indianer ſie näher kommen ſahen, ſo reichten ſie ihnen lange Stangen, an welchen Netze mit Perlenmuſcheln angefült, hingen. Sie betrachteten die Spanier, wie Götter, und unterſtunden ſich nicht ſie anzurühren. Dieſe Leute gaben ihnen zu verſtehen, daß in der Gegend da herum Holz und Waſſer ſey, und das es viel große Städte gäbe, wo man vielerley Sachen zu kaufen fände, welche man an die Leute, ſo mitten im Lande wohnten, verhandelte. Dieſe Leute ſchienen Fiſcher zu ſeyn, welche mit nichts anders als Fiſchen handelten, die ſie in die nächſten Städte brächten.

Das Schif des Admirals blieb zwey Tage da, um auf gutes Wetter zu warten, damit man Leute ans Land ſchicken könte, die das nöthige Holz und Waſſer holten. Während dieſer Zeit blieben die Indianer beſtändig am Ufer, und ruften die Leute am Bord. Das Meer aber war unaufhörlich ſtürmiſch, und das Schif ſezte alſo ſeinen Weg fort, um einen andern Ort aufzuſuchen, wo es Holz und Waſſer einnehmen könte. Den 2ten des Heumonats reiſete es ab, und ſezte ſeinen Weg nach der Inſel St. Roch fort, welche ohngefehr acht Meilen von dieſer Bay entfernt iſt. Mitten in dieſer Inſel iſt eine Kette von Bergen, die ſieben Kinder (Siete-Infantes) genent, weil ſie aus ſieben verſchiedenen Bergen beſtehet.

Als die Hauptgaleere und die Fregatte aus der Walfiſchbay ausgefahren waren, ſo entdekten ſie den 8ten Auguſt eine Bay, die ihnen gute Hofnung machte, das ſie daſelbſt finden würden, was ſie ſuchten, und ſie warfen Anker aus. Einige Soldaten gingen ans Land, Holz und Waſſer zu holen, ſie fanden daſſelbe aber ſo unbebauet und unfruchtbar, das ſie unverrichteter Sache zurük an Bord kehren muſten. Da alſo unſere Leute ſich in ihrer Hofnung betrogen fanden, ſo ſezten ſie ihre Reiſe fort, und kamen den Abend vor Mariä Himmelfahrt in eine Inſel, die nahe am Lande liegt, wo das Schif des Admirals Anker geworfen, und die Küſte unterſucht hatte. Die Hauptgaleere bekam aber eine andere Inſel zu Geſichte, welche zwey Meilen weiter hin lag, und fuhr auf dieſelbe zu, ohne die erſte zu berühren, und gab ihr den Namen Aſſomtion (Mariä Himmelfahrt.) Der Admiral langte den 5ten Auguſt daſelbſt an. Dieſe Inſel iſt von mittelmäßiger Größe, ihr Erdreich iſt ſteinicht, ſandigt, und voller Möwen. In einigen Kreecken giebt es eine unzähliche Menge von Seewölfen, die ſo gros wie ein Kalb ſind, und eine ſo große Menge Fiſche, das zwey Soldaten, welche zur Luſt mit Angeln fiſchten, binnen einer Stunde ſo viel fingen als die Schaluppe faſſen konte. Sie waren alle geſund zu eſſen, und ſchmekten wohl, vornemlich waren die Sardellen ſehr gros und gut. Der P. Anton las hier an dem Tage der Verklärung Chriſti Meſſe, worauf ſich der Sergant Michael von Legar mit einigen Soldaten ans Land begab, um Waſſer und Holz zu ſuchen. Er traf der Inſel gegen über eine See an, welche

che vol ſchönen Salzes war, und nahe bey denſelben waren einige Brunnen in den Sand gegraben, deren Waſſer ſüße war. Der Admiral hielt hierauf Rath, und weil er ſahe, wie ſchwer es ſey, hier friſches Waſſer einzunehmen, ſo ſezte er ſeinen Weg nach der Inſel Cerros, in der Hofnung, die Hauptgaleere anzutreffen, fort. Den 9ten Auguſt reiſete er von dieſer Inſel ab, nachdem der P. Anton eine Charte davon gezeichnet hatte.

Oben habe ich geſagt, daß die Hauptgaleere und die Fregatte der Inſel Aſſomtion gegen über angekommen war, und den Abend vor der Himmelfahrt Mariä bey einer andern, zwey Meilen davon entlegenen Inſel, Anker geworfen hätten, der ſie den Namen St. Roch gaben. Den Tag darauf befahl der General dem Fähndrich Alarçon, mit einigen Soldaten ans Land zu treten und Waſſer zu holen. Der Fähndrich Martin von Aguilar ging mit ihm, und entdekte mit ſehr viel Mühe die Brunnen und Salzquellen, welche des Admirals Leute vorher gefunden hatten, traf auch über dieſes einige Merkmale an, die ihm zu erkennen gaben, daß ſie da geweſen wären, worüber er ſich auſſerordentlich freuete. Das Meer war ſo gros, das ſie kaum ſo viel in dieſen Brunnen fanden, als zur Anfüllung einiger Tonnen hinreichte. Während der Zeit, daß ſich die Spanier an dieſen Orte aufhielten, liefen die Indianer haufenweis an das Ufer, und gaben und nahmen verſchiedne Geſchenke. Die Hauptgaleere und die Fregatte ſegelte, nachdem ſie Waſſer, Salz und Holz ſo viel ſie nöthig hatte, eingenommen, auf die Inſel Cerros zu, in der Hofnung des Admirals Schif daſelbſt anzutreffen. Unterwegens kamen ſie mit dem Schiffe einem hohen Berge gegen über, welcher ohngefehr zwölf Meilen von der See entfernt war, und dem ſie ſich nicht nähern mochten. Als der Admiral mit ſeinen Schiffe hier ankam, ſo erhob ſich ein ſo heftiger Nordweſtwind, daß er eine Woche lang aufgehalten wurde, ohne um das von dieſem Berge gemachte Vorgebürge umfahren zu können; durch vieles laviren näherte er ſich einigen Felſenſtücken, welche ſich von dieſem Vorgebürge und dem feſten Lande abgetrent hatten. Auf dem Berge ſelbſt ſahe man weder Gras noch Kraut, wohl aber viele Adern von verſchiedenen Farben, welche den vortreflichſten Anblik von der

Welt

Welt gaben. Einige Soldaten und ein Matroſe aus Peru, welche in den Erzgruben gearbeitet hatten, verſicherten, dieſer wunderbare Berg ſey ganz aus Gold und Silbergängen zuſammen geſezt, und wenn es wegen des Windes und der Küſte angegangen wäre, ſo würde der Admiral einige Perſonen dahin geſchikt haben, um ſich von der Wahrheit dieſer Sache zu verſichern. Als ſich nun der Wind gelegt hatte, ſo umfuhren ſie das Vorgebürge, und ſegelten auf den Berg oder die Inſel Cerros zu, welche zwiſchen dem feſten Lande und der kleinen Inſel Nativite de Notredame liegt, und warfen am 19ten Auguſt unter der Inſel Cerros Anker.

Die Hauptgaleere und die Fregatte waren glüklicher als das Admiralsſchif, ſie umfuhren dieſes Vorgebürge ohne die geringſte Schwierigkeit, und blieben in einen guten Hafen liegen, dem ſie den Namen St. Bartholomäus gaben, und der drey Meilen diſſeits der Inſel Cerros iſt. Der General ſchikte den Fähndrich Alarçon und einige Soldaten ans Land, um Waſſer zu holen, welches ihnen aber nicht gelang, weil das Land ſehr trocken und unfruchtbar war. Sie fanden auf der Küſte eine Art Harz, welches aber ſo einen garſtigen Geruch hatte, daß ſie es gern liegen ließen. Sie hielten es vor Ambra, und es war deſſen ſo eine große Menge, das man ein ganzes Schif hätte beladen können.

Der Admiral würde dieſen Hafen ſelbſt unterſucht haben, wenn ihn nicht die Nacht verhindert hätte. Da nun der General ſahe, daß man da kein Waſſer finden konte, ſo gab er Befehl zur Abreiſe, und man ſties die Nacht des 24ten Auguſts wieder in die See. Sie fuhren um die Inſel Nativite herum, ohne ſie zu ſehen, und langten den folgenden Tag bey der Inſel Cerros an, die ſie für feſtes Land hielten, und an derſelben hinfahren wolten. Indeſſen gefiel es den Herrn über Wind und Meer, daß ſie über neun Tage aufgehalten wurden, ohne bey dem Vorgebürge St. Auguſtin vorbey zu kommen. Endlich wurden ſie müde zu laviren, und der General gab Befehl an das Land zu fahren, um ſich für den Nordweſtwind in Sicherheit zu ſetzen, und warf an dieſen Orte Anker. Die Fregatte wurde mit dem Cosmographen Hieronymo Martin fortgeſchikt, um das Land aufzunehmen. Auf dieſe Art warfen ſie demnach den lezten Auguſt auf der Mittagsſeite von der Inſel Cerros Anker.

Man

Man hat oben geſehen, daß der Admiral am 19ten Auguſt auch an dieſer Inſel Anker geworfen hat. Den Tag darauf, nemlich den Feſttag des heiligen Bernhards, hatten ſich der Admiral Toribio Gomez, der P. Anton und der Hauptman Peguero, unter Begleitung einiger Soldaten ans Land begeben, um Waſſer und Holz zu ſuchen. Sie fanden unterwegens einen Fusſteig, wo man Fusſtapfen von Menſchen ſahe, und der auf eine Anhöhe führte, die mit den allerſchönſten grünen Schwerdlilien bedekt war. Nahe dabey entdekten ſie einige Merkmale von einem Fluſſe, der erſt ſeit einiger Zeit vertroknet war. Eben dieſer Fusſteig führte in ein rauhes Thal, in dem ſie viele Brunnen von ſüßem Waſſer fanden, in welche Meerwaſſer getreten war, deſſen man ſich aber doch im Nothfal bedienen konte. Sie gingen dieſem Fusſteige noch weiter nach, und langten bey einer abſchüſſigen Höhe an, welches der höchſte Ort auf der ganzen Inſel war. Aus Neugierde zu wiſſen, wohin ſie dieſer Fusſteig führen würde, ſo folgten ſie ihm bis an das Vorgebürge St. Auguſtin, welches die Hauptgaleere, wie ich oben angemerkt habe, nicht hatte umfahren können. Da ſie nun ſahen, daß ſie gar kein Waſſer fanden; ſo gruben ſie neue Brunnen, fülten ihre Tonnen vol und ſchaften ſie auf eine halbe Meile weit bis in das Schif. Nachdem ſie zwölf Tage über dieſer ſchweren Arbeit zugebracht hatten, ſo beſchlos der Admiral und ſein Rath, um die Inſel herum zu fahren und die Hauptgaleere aufzuſuchen. Sie ſpanten daher den 31ten Auguſt die Segel auf, und fuhren ſüdwerts; kaum aber hatten ſie eine Meile zurükgelegt, als ein Matroſe ein Schif entdekte, welches ganz nahe an der Inſel vor Anker lag. Gleich darauf wurde man das Schifsvolk gewahr, welches die Segel einzog, als wenn ſie erſt den Augenblik angekommen wären. Endlich ſahen ſie, daß es die Hauptgaleere war, worüber ſie ſich außerordentlich freueten. Der P. Thomas von Aquinos, welcher an Bord der Hauptgaleere war, wurde das Schif des Admirals gewahr, welches unter dem Schifsvolk eine große Freude erregte. Es iſt unmöglich, die Freundſchaft auszudrücken, mit der ſie einander aufnahmen, als ſie zuſammen kamen. Man fragte die Leute des Admirals auf Befehl des Generals, was denn das für eine Gegend ſey: worauf ihnen dieſe antworteten, daß

es die Inſel Cerros ſey, daß ſie ſich ſchon zwölf Tage hier aufgehalten hätten, und daß ſie eben itzo herumgecreuzt wären, um ſie aufzuſuchen. Das Schifsvolk auf der Hauptgalere wunderte ſich über dieſe Nachricht um deſto mehr, weil es dieſe Inſel für feſtes Land gehalten hatte, ihre Verwunderung aber wurde noch größer, als ſie über die Wege der Vorſehung nachdachten, die ſie wieder zuſammen gebracht hatte. Da es beyden Schiffen an Waſſer und Holz fehlte, ſo kehrten ſie miteinander an den Ort zurük, wo das Schif des Admirals vor Anker gelegen hatte. Der General lies unverzüglich ein Zelt aufſchlagen, um den Gottesdienſt darinnen zu verrichten. Er beſuchte hierauf den Ort, wo das Volk des Admirals Waſſer geholt hatte, fand aber ſo viele Schwierigkeiten dabey, daß er den Fähndrich Johann Franciſcus mit zwölf Soldaten in die Inſel hinein ſchikte, um zu ſehen, ob man nicht eine Quelle oder einen Flus ohnweit des Ufers finden könte. Nach vielem Hin und Herlaufen, traf der Sergeant in einer Entfernung von zwey Meilen einen kleinen Strom mit ſüßem Waſſer an, der ſich ins Meer ergos. Der General ſchikte alſo ſeine Leute dahin, Waſſer einzunehmen, und man richtete eine Art von einer Kapelle auf, in der die Geiſtlichen den Gottesdienſt verrichten konten.

Unterdeſſen als man ſich mit Waſſer verſahe, und das Volk ausruhete, gab der General der Fregatte Befehl, die Inſel ganz zu umfahren, und die Bay zwiſchen dem feſten Lande, und das Land bey dem Hafen St. Bartholomäus zu unterſuchen, wie auch den P. Anton de l' Aſcenſion und den Cosmographen, dieſelbe zu begleiten. Sie gingen unter Segel, und ihre Beobachtungen zeigten, daß in einer Weite von dreyßig Meilen das Land und ſeine ſehr hohen mit Fichten und Cedern bewachſene Berge ſehr bevölkert wären, daß aber die Einwohner deſſelben nicht geſellig ſeyn, weil ſie, an ſtatt den Spaniern auf ihre Fragen zu antworten, auf die Berge flohen und ihnen droheten, ſie zu überfallen, wenn ſie nicht fortgehen würden. Die Fregatte begab ſich alſo von da weiter um die Bay zu unterſuchen, welche ihnen ein Arm des Meeres zu ſeyn ſchien, welcher auf der Morgenſeite tief in das Land hinein dränge. Hierauf unterſuchte ſie die kleine Inſel la Nativite, zwiſchen welcher der Admiral durchgefahren war, die aber wüſte iſt, und außer einer Art von wildem Fenchel nichts hervorbringet.

Nach-

Nachdem die Fregatte alſo den Befehl des Generals befolgt hatte, ſo kehrte ſie wiederum zu den Schiffen zurük, wo man das Waſſer einſchiffete, und alsdenn Befehl gab, vom Lande zu ſtoßen. Die Flotte reiſete den 9ten des Herbſtmonates von dieſer Inſel nach der Inſel Lenizas ab, und nahm ihren Weg nach Nordweſt gegen das feſte Land, wo ſie den 11ten ankam. Sie fand die Küſte eben und angenehm, und als ſie eine Bay gewahr wurde, ſo begab ſie ſich in dieſelbe vor Anker, und belegte ſie mit dem Namen St. Hippolitus. Der General ſchikte einige Soldaten des Admirals, und einige von ſeinem Schiffe ans Land, welche unter der Anführung des Hauptmannes Peguero und des Fähndrichs Alarçon das Land unterſuchen ſolten. Zugleich befahl er ihnen, Netze mit zu nehmen, damit ſie bey ihrer Zurükkunft fiſchen könten.

Sie befanden das Land ſehr fruchtbar und angenehm, trafen auch eine gebahnte Landſtraße, und eine mit Palmblättern bedekte Hütte an, in welcher funfzig Perſonen ſehr wohl Raum hatten. Sie brachten eine Menge vortrefliche Fiſche, die man Pexes-reyes nennet, mit an Bord. Dieſe Fiſche ſind eben ſo gros, wie der weiſſe Fiſch Mechoacan, und ſchmecken wie Sardellen. Der General gab Befehl zur Reiſe, und die Flotte ging alſo zwiſchen 8 und 9 Uhr Abends unter Seegel.

Vier Meilen von der Bay St. Hippolytus gen Nordweſt iſt eine zweyte Bay, welche den Namen St. Coma und St. Damien hat. Dieſe lies der Admiral, während daß er die Hauptgaleere ſuchte, unterſuchen. Sie liegt für dem Nordweſtwinde ſicher, und nahe am Ufer giebt es eine See von ſüßem Waſſer. Das Land iſt eben, und ſcheinet ziemlich fruchtbar zu ſeyn.

Die Flotte wurde, indem ſie ihre Reiſe fortſezte, längſt an der Küſte große Feuer gewahr, woraus man ſchlos, daß in dieſer Gegend viele Indianer wären. Der Nordweſtwind iſt ordentlicher weiſe mit ſehr ſchlechtem Wetter begleitet, welches längſt der Küſte hingehet, und voritzo wurde er ſo heftig, daß die Flotte gezwungen war, ſich an den Fuß einiger ſehr hohen und ſchwarzen Berge, die oben ſehr flach waren, ans Ufer zu legen. Dieſe Berge nanten ſie die Tafeln des heiligen

ligen Cyprians (Meſas de San-Cypriano). Dieſen Bergen gen Südoſt waren einige weiße und ſehr ſteile Felſen, auf denen ſich viele Indianer befanden. Der General befahl der Fregatte ans Land zu ſetzen, um zu ſehen, was dies für ein Volk wäre, und damit der Coſmographus den Proſpekt des Landes abzeichnen könte. Es überfiel aber die Fregatte, als ſie am Fuß des Berges war, eine Windſtille. Den Tag darauf näherten ſich die Schiffe dem Lande: ſie konten aber nicht auf daſſelbe kommen, ja der Nordweſtwind nahm ſo zu, und das Meer trat ſo hoch, daß ſie genöthiget waren, vier und zwanzig Stunden lang ſegelfertig zu bleiben, ja es fehlte wenig, daß des Admirals Schif nicht unterſank.

Sie ſezten den folgenden Tag früh ihren Weg ſo gut als ſie konten fort; zu Mittag aber wurde der Wind ſtärker, als er in der Nacht geweſen war, und gegen Abend erhob ſich ein ſehr dichter Nebel, welches in dieſer Gegend eine untrügliche Vorbedeutung von ſchlechtem Wetter iſt. Als der General die Gefahr ſahe, in der ſich der Admiral befand, ſo änderte er ſeinen Weg, und ſuchte einen Ort auf, wo man Anker werfen könte, den er aber nicht fand. Den folgenden Tag heiterte ſich das Wetter auf, und es erhob ſich ein Wind vom Lande her, welcher machte, daß ſie dasjenige, was ſie durch den Sturm am Wege eingebüßet hatten, wieder gewannen, und ſie langeten bey den Tafeln des heil. Cyprians an, wo das Land ein Cap formirte, bey welchem die Fregatte ſie zurükgelaſſen hatte. Hier wurden ſie aufs neue von einem ſehr heftigen Nordweſtwinde angefallen, der mit einem ſehr dichten Nebel begleitet war, wodurch das Schif genöthigt wurde, die ganze Nacht die Segel ausgeſpant zu haben. Dieſer Sturm und die Dunkelheit der Nacht waren Urſache, daß die Hauptgaleere und des Admirals Schif einander aus dem Geſichte verlohren.

Die Urſache, warum der Wind auf dem Vorgebürge Enganno ſo heftig war, iſt, daß die Luft außerordentlich zuſammen gedrükt wird, wenn ſie zwiſchen dem Vorgebürge und der Inſel Cenija durchgehet, welche ohngefehr acht Meilen von dem feſten Lande, auf welchem das Cap Enganno iſt, gen Nordoſt liegt. Dieſe Inſel iſt in der Mitte getheilt, und macht zwey hohe Berge, die von einerley Höhe

he und oben rund ſind. Der Admiral entdekte ſie, nachdem er ſich von der Hauptgaleere verlohren hatte, damals aber verhinderte ihn der Nebel, ſie zu ſehen.

Als ſich nun die Hauptgaleere allein ſahe, ſo wendete ſie alles an, des Admirals Schiff wieder zu finden, und ſie wagte es ſogar, das Vorgebürge Enganno zu umfahren, indem ſie ſich ſo nahe als möglich ans Ufer hielt. Sie fand die Fregatte, wurde aber den Admiral nicht gewahr, und befürchtete daher, daß er Schifbruch gelitten hätte. Man fand gen Nordweſt von den Tafeln St. Cyprian und von dem Vorgebürge Enganno einen Hafen, in welchen auf des Generals Befehl beyde Schiffe einfuhren. Sie langten den 3ten des Weinmonats in dieſen Hafen an, und gaben ihm den Namen die St. Franciſcusbay. Sie fanden bey einer Gemeinheit von Indianern Zwiebeln und Gemskörner. Das Land iſt eben und fruchtbar, und man ſiehet aus dem Miſte und andern Merkmaalen, daß viel Vieh und roth Wildpret daſelbſt iſt. Die Leute auf der Fregatte erzehlten auch, daß ſie etwas weiter eine kleine Inſel gefunden hätten, der ſie den Namen St. Hieronymus gegeben, worauf der General einige Matroſen hinſchikte, ſie zu unterſuchen. Sie fanden daſelbſt eine erſtaunend große Menge von Vögeln, und die Inſel ganz mit Buſch bewachſen; ſie fiſchten auch Schelfiſche und andre Fiſche zum Vorrath. Es ſchien ihnen, als wenn jenſeit dieſer Inſel eine große Bay, und ſo wohl auf der hohen See als nah am Lande ein ſtarker Strom wäre. Weil der General vermuthete, daß in dieſer Bay ein Flus ſeyn möchte, ſo begab er ſich mit ſeinen zwey Schiffen in der Abſicht dahin, wenn er einen guten Hafen fände, daſelbſt einige Tage auf den Admiral zu warten, welcher nothwendiger weiſe hier vorbey fahren muſte. Die Fregatte ging zuerſt hinein und unterſuchte den Weg, ſie fand aber nur bey dem Eingange des Kreeks drey Klaftern tief Waſſer, daher ſich die Hauptgaleere nicht nach wagte. Die Fregatte fuhr aber über die ſeichten Orte weg, und fand einen ſehr guten Hafen. Der Fähndrich Alarçon begab ſich mit zwölf Soldaten ans Land, um Waſſer und Holz zu holen, und fand nahe bey dem Kreeck eine Menge Indianer, welche in Kähnen fiſchten, die ſie aus einer Art von dichten und biegſamen Binſen geflochten hatten, der in ſüßem Waſſer wächſt. Die In-

dianer kamen mit vielen Freundſchaftsbezeugungen auf die Spanier los, gaben ihnen Fiſche, und zeigten ihnen viele Brunnen mit ſüßem Waſſer, aus denen ſie ſelbſt trunken. Dieſe Brunnen lagen in einem Buſche von Weiden, mit ſolchem Schilf vermiſcht, aus dem ſie ihre Kähne flochten. Dieſe Nachricht war dem Schifsvolk ſehr angenehm, der General lies ein Zelt aufſchlagen, in welchem man Meſſe leſen könte, und lies während der Zeit, da er auf den Admiral wartete, Holz, Waſſer und viele Fiſche an Bord tragen. Sie hätten dieſer Mühe überhoben ſeyn können, denn die Indianer brachten ihnen alle Morgen Fiſche: denn ſie hatten zu den Spaniern ſo viel Liebe, daß ſie ohne dieſelben gar nicht bleiben konten. Ja ſie wolten ſogar niemals von ihnen gehen, ohne den General und die Geiſtlichen vorher um Erlaubnis gebeten zu haben. Die Spanier ihrer Seits gaben ihnen einige kleine Geſchenke von geringem Werthe, die ſie nicht genug bewundern konten; und als ſich der Ruf von ihnen in dem Lande ausgebreitet hatte, ſo lief von allen Seiten eine Menge von Indianern herzu. Sie aßen mit unſern Leuten, und ſagten ihnen ihre Sprache nach, als wenn ſie in Spanien gebohren wären. Alles was die Spanier thaten, machten ſie nach, und widerholten alle Worte, die ſie ausſprachen. Die Weiber waren mit Häuten von rothem Wildpret bekleidet, und führten ſich ſehr ſchamhaftig auf; die meiſten von ihnen nährten zwey Kinder auf einmal.

Dieſe Indianer treiben mit den Völkern, die mitten im Lande wohnen, Handel, und vertauſchen ihre Fiſche für Mexcal, oder gekochte und wie eine Latwerge zubereitete Magnei-Wurzel, und für netzförmige künſtlich gearbeitete Beutel. Sie glaubten immer, ſie könten für Glascorallen und andere Kleinigkeiten, die ſie von den Spaniern bekamen, nicht genung geben. Sie gaben den Spaniern durch Zeichen zu verſtehen, daß in dem Lande Leute wohnten, welche bekleidet wären, Bärte trügen, und ſich des Schiesgewehres bedienten. Allem Anſehen nach, ſind dies diejenigen, ſo den Don Johann von Onnate in ſeiner Reiſe nach Neu-Mexico begleiteten; denn nach der Landcharte beträgt die Entfernung der Mittagszirkel, und der Unterſchied der Himmelsgegenden, welcher in den Charten des P. Anton de l' Aſcenſion angegeben iſt, nicht mehr als zweyhundert Meilen von dieſem Orte bis an

das

das Lager des Don Johann von Onnate: geſezt aber, man halte auch dies nicht für wahrſcheinlich, ſo müſte dieſes Volk, von dem die Indianer redeten, eine geſittete und civiliſirte Nation, und die nemliche ſeyn, von der die Indianer in Neu-Mexico ſagen, daß ſie in dieſer Gegend wohne.

Nachdem die Hauptgaleere und die Fregatte ſo lange in dieſer Bay geblieben war, als man miteinander verabredet hatte, ſo gab der General Befehl unter Seegel zu gehen, und des Admirals Schif aufzuſuchen, welches man den 24ten des Weinmonats auch that: kaum aber waren unſere Leute aus der Bay, als ſie ihn antrafen, welches ihnen eine deſto gröſſere Freude verurſachte, da ſie ihn acht und zwanzig Tage nicht geſehen hatten, und in den Gedanken ſtunden, er ſey untergegangen.

Man hat oben geſehen, wie die Hauptgaleere von dem Schiffe des Admirals bey dem Vorgebürge del Enganno getrennt wurde, und was der erſtern bis zu ihrer Ankunft in die Bay der eilftauſend Jungfrauen, wo ſie wieder zuſammen ſtieſſen, begegnete. Voritzo wil ich erzählen, was dem Schiffe des Admirals unterdeſſen zugeſtoſſen iſt. Auf dieſem Schiffe glaubte man, wie ich oben bey Gelegenheit des Ungewitters, das ſie trennete, erzählt habe, daß die Hauptgaleere ihren Weg verlohren habe, und der Admiral war demnach nebſt ſeinem Rathe willens, ſie in den Häfen, wo ſie vorbeygefahren waren, aufzuſuchen. Sie kehrten demnach den 24ten des Herbſtmonats um, fuhren an der Küſte hin, erkanten die Bayen St. Come, St. Damien, St. Hippolytus und die Inſel Cerros, wo ſie ſich mit Holz und Waſſer verſahen, woran ſie Mangel litten. Weil ſie aber die Fregatte nicht fanden, ſo kehrten ſie zu ihrer erſten Station zurük, und fuhren ſtets an der Küſte hin, weil ſie in den Gedanken ſtunden, ſie möchte jenſeit der Parallele, wo ſie von einander getrent worden waren, geblieben ſeyn. Damit ſie aber das Vorgebürge del Engamno vermieden, ſo ſchiften ſie fünf Tage hinter einander nach Oſten; nach deren Verflieſſung ſie ſich ohngefehr vier und zwanzig Meilen von einer groſſen Inſel befanden, die ſie für die Inſel Los-Paxaros hielten; ſie konten ſich aber derſelben nicht nähern, weil ihnen der Wind zuwider war.

Da

Da indeſſen das Schif ſowohl wegen des heftigen Windes, als der heftigen Bewegung der Wellen, viel Waſſer ſchöpfte, um dasjenige nicht zu rechnen, was durch das Hin- und Herwanken ins Schif kam; ſo hielt man es für gut, ſich der Küſte zu nähern, damit ſich das Volk im Fal der Noth retten könte. Als ſie nahe am Ufer waren, ſo ſahen ſie die Inſel auf der linken Seite, und als ſie in die Bay der eilftauſend Jungfrauen hineinfuhren, ſo trafen ſie die Hauptgaleere und die Fregatte an, welche eben ausfuhren. Sie freueten ſich, daß ſie einander wieder ſahen, und der General befahl, daß man in den erſten Hafen, den man unterwegens antreffen würde, einfahren ſolte. Sie fuhren nahe bey einer kleinen Inſel, die ohnweit von dem feſten Lande war, vorbey, welcher ſie den Namen St. Hilarius gaben, und jenſeit derſelben entdekten ſie eine große Bay, welche der General von der Fregatte unterſuchen lies. Die Fregatte fand, daß ſie für dem Nordweſtwinde ſicher läge; wurde auch eine Menge Indianer am Ufer gewahr. Kurz darauf erhob ſich ein heftiger Nordweſtwind, der unſere Schiffe nöthigte ſich dahin zu begeben, und weil es eben der Tag St. Simon und Juda war, ſo gaben ſie ihr dieſen Namen. Der General gab dem Admiral Befehl, hier Waſſer und Holz einzunehmen.

Den andern Tag früh ſchikte der General den Hauptmann Peguero und den Fähndrich Alarçon mit einigen Soldaten auf der Schaluppe ſeines Schiffes ans Land, ſüßes Waſſer zu holen. Sie fanden nahe am Ufer eine große Anzahl Indianer, die ihnen ſehr munter und muthig zu ſeyn ſchienen: an ſtatt aber, daß ſie die Spanier beunruhigten, ließen ſie ihnen vielmehr an einem feuchten mit Salbey und Schwerdtlilien bewachſenen Orte viele Brunnen graben, und ſich mit Waſſer verſehen. Bald darauf aber als ſich die Indianer vorſtelleten, daß die Höflichkeiten und Geſchenke der Spanier von der Furcht derſelben herrührten, gingen ſie in ihrem Uebermuthe ſo weit, daß ſie den Soldaten etwas von ihrem Geräthe wegnehmen wolten, und ihre Bögen als die Zeichen der Verachtung über ihre Häupter hielten. Sie wolten ſogar denen Schifsjungen eine Schaluppe wegnehmen, die man denſelben zu bewachen anvertrauet hatte: und als unſre Leute wieder in die Schaluppe

näher traten, ſo warfen ſie mit Steinen nach ihnen, welches einen von den Spa- niern bewog, ſein Gewehr in die Luft zu ſchießen, um ihnen Schrecken einzujagen. Da aber die Indianer ſahen, daß ihnen dieſer Schuß nichts ſchadete, ſo wurden ſie nur kühner; ſo daß ſie, als der Hauptmann Veguera den andern Tag mit ſechs Soldaten wieder ans Land trat, ans Ufer gelaufen kamen, und unſern Leuten eben ſo trotzig begegneten wie vorher. Drey Soldaten, die ihre Lunten eben angezün- det hatten, gaben ihnen ein Zeichen, daß ſie fortgehen ſolten, an ſtatt aber, ihnen anzuhören, verſuchten ſie vielmehr dieſelben mit ihren Bogen bey den Köpfen zu fangen, und ertapten in der That einen Soldaten auf dieſe Art; der Steuermann Anton Florez zog aber ſeinen Säbel und hieb Bogen und Sayte auf einen Hieb entzwey, wodurch ſich die Indianer ſo beleidigt fanden, daß ſie ihre Bogen ſpan- neten, Pfeile auflegten und nach unſern Leuten zielten. Doch dieſe kamen ihnen zuvor, gaben Feuer auf ſie, und warfen auf die erſte Salve ſechs Mann zu Bo- den. Ihre Landesleute trugen ſie auf ihren Rücken auf eine kleine Anhöhe, und gaben alsbald ihren Nachbaren von dieſem Zufalle Nachricht. Ohngefehr eine Stunde darauf ſahe man ein Corps von zweyhundert Indianern, die ganz bunt- ſcheckigt von vielerley Farben ausſahen, ankommen; ſie hatten große Federbüſche auf ihren Köpfen, und machten Miene die Spanier anzufallen, welche mit dem Fähndrich Alarçon ans Land getreten waren. Dieſer gab daher ſeinen Leuten Be- fehl, auf ihrer Hut zu ſeyn. Indeſſen getraueten ſich die Indianer aus Furcht für dem Schiesgewehr nicht an unſere Leute; ſie ſchickten aber einen Indianer mit ei- nem kleinen Hunde zum Zeichen des Friedens ab, auf welchen die Spanier zugin- gen. Die Indianer ſahen unverrükt auf die Flinten, und gaben unſern Leuten zu verſtehen, daß vier von ihren Cameraden getödtet worden wären, und daß die an- dern an ihren Wunden bald ſterben würden. Sie ſchienen aber die Aufführung ih- rer Leute ſehr böſe zu ſeyn, machten unſern Leuten einige kleine Geſchenke zum Zei- chen des Friedens und begaben ſich wieder zurük. Da nun die Schiffe Waſſer genug eingenommen hatten, ſo gab der General Befehl zur Abreiſe und die Flot- te ging Freytags den erſten des Wintermonats unter Segel.

1602 Als ſie aus der Bay St. Simon und Juda heraus waren, ſo ſezten ſie ihre Reiſe mit eben ſo vieler Mühe als vorher fort, und langten bey einer groſſen Bay an, die um und um, ihren Eingang ausgenommen, mit hohen Bergen umgeben war. Es ſchien ihnen, als wenn am Ufer nahe an der Bay die Mündung eines Fluſſes wäre. Auf der Weſtſeite ſind zwey Inſeln, denen ſie den Namen Todos Santos (aller Heiligen) beylegten. Die Fregatte muſte ſich dahin begeben, und des Admirals Schif folgte ihr nach. Die Hauptgalerre ſahe, daß die Nacht herunrükte, und blieb alſo auf der weiten See, worauf die andern, um ſich nicht zu weit zu entfernen, zurükkamen. Dieſes geſchahe den 5ten des Wintermonats. Den folgenden Tag beſchlos man ſich in die Bay zu begeben und ſie zu unterſuchen; weil ſich aber der Wind mitlerweile erhob, ſo verſchob es der General bis auf ſeine Rükreiſe, und befahl weiter zu ſchiffen. Nachdem ſie einige Meilen zurükgelegt hatten, ſo wendete ſich der Wind auf einmal nach Nordweſt, welches ſie nöthigte, ſich an die Küſte zu halten, auf der ſie viel Feuer und Rauch entdekten, den die Indianer machten, um ſie zu locken, ans Land zu treten. Sechs Meilen vom feſten Lande trafen ſie vier Inſeln an, die ſie die gekrönten (Los-Coronodos) nannten. Die zwey kleinern hatten die Figur eines Hut Zuckers, die andern waren ein wenig gröſſer. Dieſe Inſeln gegen Norden auf dem feſten Lande iſt der berühmte Hafen St. Diego, in welchem die Flotte den 10ten des Chriſtmonates, Abends um ſieben Uhr, einfuhr. Den Tag darauf ſchikte der General viel Perſonen ans Land, einen Wald zu unterſuchen, der auf der Nordweſtſeite dieſer Bay lag. Dieſe Unterſuchung nahm der Fähndrich Alarçon, der Hauptmann Peguero, der P. Anton de l'Aſcenſion und acht Soldaten auf ſich. Sie fanden in dieſem Walde ſehr hohe und gerade gewachſene Eichen, und einige Arten von Roſmarin, wie auch viele verſchiedene wohlriechende und medicinaliſche Pflanzen. Von den erhabenen Oertern konte man die ganze Bay überſehen, und ſie ſchien ihnen weit, bequem und ſicher zu ſeyn. Der Wald iſt gen Nordweſt, und hat ohngefehr drey Meilen in der Länge, und anderthalb in der Breite. Auf der Nordweſtſeite des Waldes iſt ein anderer ſehr bequemer Hafen. Sie hinterbrachten dem General al-

les,

les, was ſie befunden hatten, worauf derſelbe Befehl ertheilte, ein Zelt aufzuſchlagen, die Schiffe zu reinigen und mit Unſchlit zu beſchmieren, da unterdeſſen das übrige Schifvolk nach Holz ging und Wache hielt. Sie holten das Waſſer auf einer kleinen ſandigten Inſel, wo ſie tiefe Graben machten, deren Waſſer bey der Fluth ſüße und helle, bey der Ebbe aber mit Seewaſſer vermiſcht war. Die Schildwache, die man in das Holz geſtellet hatte, brachte eines Tages die Nachricht, daß ſie eine große Anzahl nackender Indianer ſähe, die ſich am Leibe ſchwarz und weis beſchmieret hätten, und auf das Ufer mit Pfeilen und Bogen zu marſchirten. Der General befahl demnach dem P. Anton, ihnen entgegen zu gehen und Friede anzubieten. Er nahm niemanden als den Fähndrich Johann Franciſcus und ſechs Soldaten mit ſich. Als er ihnen nun ziemlich nahe war, ſo ſtekte er ein weißes Schnupftuch auf einen Stab und hielt es zum Zeichen des Friedens in die Höhe, worauf die Indianer Hände vol Erde nahmen, ſie in die Luft warfen, und ihre Bogen und Pfeile den Soldaten überreichten. Der P. Anton umarmte ſie, gab ihnen Brod, und ſchenkte ihnen einige Halsbänder, über welche ſie auſſerordentlich vergnügt zu ſeyn ſchienen. Sie folgten ihm ins Hauptquartier, kaum aber hatten ſie unſere Leute zu Geſichte bekommen, als ſie auf eine kleine Anhöhe flohen, und von da aus zwey Weibsperſonen zu unſern Leuten ſchikten, die ſich dem Zelte des Generals mit furchtſamer Mine naheten. Die Patres und Soldaten beſchenkten ſie mit Zwiebak, Paternoſtern und Halsbändern von Glascorallen und ſchikten ſie zurük, um ihren Landsleuten zu melden, wie ſie aufgenommen worden wären. Allem Anſehen nach richteten ſie ihre Commiſſion aus; denn gleich drauf kamen die Indianer zu den Spaniern. Die meiſten derſelben hatten ihren Körper mit weißer und ſchwarzer Farbe gemahlt, und hatten große Federbüſche auf ihren Köpfen. Der General nahm ſie ſehr höflich auf, machte ihnen Geſchenke, und theilte ihnen Fiſche aus, die man in ihrer Gegenwart fing. Die Mahlerey, der ſie ſich bedienten, ſchien eine Vermiſchung von Silber und blau zu ſeyn. Man fragte ſie durch Zeichen, was dies wäre, und ſie gaben dem General eine Art einer metalliſchen Erzſtuffe, woraus ſie dieſe Farbe zögen, gaben ihm auch zu verſtehen, daß

mitten im Lande ein Volk wohne, welches Bärte trüge, wie die Spanier gekleidet wären, aus dieſen Erzſtuffen eben ſolche gezackte Bänder machte, wie die Soldaten auf ihren ledernen Kollern trügen, und wovon einige in Sammet gekleidet wären, wie der General; ſie ſezten hinzu, daß dieſe Leute ihrer Farbe und Sitten nach aus eben dem Lande zu ſeyn ſchienen, wo ſie her kämen. Dieſe Indianer waren über die Art, mit der man ſie aufnahm, ſo vergnügt, daß ſie ſich allemal über den dritten Tag Fiſche und Zwiebak holten, und Häute von verſchiedenen Thieren, z. B. von Hermelin, wilden Kazen, wie auch die Netze brachten, in denen ſie dieſelben fingen.

Man findet in dieſem Hafen verſchiedene Arten von Fiſchen, z. B. Auſtern, Waſſermuſcheln, Seekrebſe, Zungen u. d. gl. und auf einigen Bergen trift man Gänſe, Enten, Wachteln, Kaninichen und Haſen an. Der General und der P. Anton hatten Luſt das Land zu beſehen, ſie nahmen daher einige Soldaten mit ſich, und gingen ziemlich tief hinein, und fanden die ſchönſte Himmelsgegend und das fruchtbarſte Erdreich.

Da nun alles zur Abreiſe fertig war, ſo ging man den 20ten des Wintermonats wieder in die See. Es waren aber viele Soldaten krank, und einige vornehme Perſonen ſtarben ſogar während der Zeit, da man ſich in dieſem Hafen aufhielt. Kaum hatten ſie St. Diego verlaſſen, als ſich aufs neue ein heftiger Nordweſtwind erhob, welcher ſie jedoch nicht verhinderte, bis an eine Bay zu kommen, um welche herum ein ſehr fruchtbares Erdreich zu ſeyn ſchien. Man ſahe auf allen Seiten Rauch, weil die Indianer große Feuer angezündet hatten, um ſie auf ihre Küſte einzuladen. Sie näherten ſich derſelben, da ſie aber keinen Ort fanden, wo ſie für dem Nordweſtwinde in Sicherheit lagen, ſo ſezten ſie ihre Reiſe fort, und entdekten einige Meilen von hier in der Bay St. Catharina eine große Inſel, die ohngefehr zwölf Meilen vom Lande entfernt iſt, und welcher ſie den Namen St. Catharina gaben, weil es eben das Feſt dieſer Heiligen war. Die Schiffe begaben ſich den 28ten des Wintermonats in dieſelben, und wurden in einiger Weite davon eine andere größere gewahr, deren Unterſuchung ſie bis auf ihre Rükreiſe verſchoben.

hen. Als ſie ſich der Inſel St. Catharina näherten, ſo zündeten die Einwohner auf allen Seiten Feuer an, und kaum waren die Schiffe nahe am Ufer, als die Weiber, Kinder und Alten ein Freudengeſchrey ausſtießen, und haufenweis herzugelaufen kamen, um die Spanier zu ſehen. Der General hies den Admiral Gomez, den P. Anton de l' Aſcenſion, den Hauptmann Peguero, den Fähndrich Alarçon und zwanzig Soldaten ans Land treten, um zu ſehen, was dies für Volk ſey, und um die Inſel zu unterſuchen. Kaum waren ſie ans Land getreten, als ſich viele Indianer von beyderley Geſchlechte zu ihnen begaben, und ihnen ſolche Höflichkeiten erzeigten, daß man ſehen konte, daß ſie ſchon mehrmal mit Spaniern umgegangen wären. Man forderte Waſſer von ihnen, und ſie brachten ſehr gutes in einem Gefäße von Binſen, das wie eine Flaſche geflochten war. Sie hatten dieſes Waſſer ziemlich weit bey einer kleinen Quelle geholt, die von Sadelbaum und wilden Roſen umringt war, deren es ſehr viele in dieſer Inſel giebt. Als man dem General von allem dieſem Nachricht gegeben hatte, ſo lies er ein Zelt aufrichten, in welchem die Patres Andreas und Anton Meſſe laſen, denn der P. Thomas war krank. Unſere Leute begaben ſich alſo ans Land, um dem Gottesdienſt beyzuwohnen. Bey dieſer Gelegenheit kamen viele ſtarke und wohlgewachſene Indianer in das Lager der Spanier, welche den Abend vorher in einem ziemlich wohl gebauten Schiffe, das aber eine ſehr ſchlechte Figur hatte, auf der Fiſcherey geweſen waren. Einige von dieſen Schiffen konten zwanzig Mann faſſen; auf den meiſten aber waren nur drey, nemlich zwey Männer und ein Kind.

Die Art dieſer Indianer zu fiſchen iſt witzig, leicht und ſehr vergnügend. Sie haben in ihren Nachen lange dünne Stangen, an deren einem Ende eine Harpue von Fiſchbeinen, an dem andern aber ein langer Strik iſt. Wenn ſie nun zwiſchen den Felſen einen Meerwolf oder einen andern beträchtlichen Fiſch ſehen, ſo werfen ſie die Harpue nach ihm; und wenn er gros iſt, laſſen ſie den Strik nachſchießen, bis er ſich verblutet hat, alsdenn ziehen ſie ihn ans Ufer, und wenn er klein iſt, ins Schifgen. Auf ſolche Art fangen ſie ſo viel Fiſche als ſie wollen. Die Seewölfe dienen ihnen ſowohl zur Nahrung als Kleidung. Die Weiber dieſer India-

ner ſind ſehr wohl gebaut, haben ſehr ſchöne Augen, regulaire Geſichtszüge und viel Beſcheidenheit. Die Knaben und Mädgen mahlen ihren Körper roth und weiß und ſind überhaupt von ſehr guter Gemüthsart. Dieſe Indianer leben in großen Hütten, und haben alles ihr Hausgeräthe von Binſen gemacht, die ſie ſo wohl zuſammen geleimt haben, daß kein Waſſer durchdringen kan. Dieſe Inſel bringt viel Wurzeln, oder eine Art von Erdbirnen hervor, mit denen die Einwohner großen Handel treiben. Dieſe Inſel, ſo wie viele andere ſind, iſt ſehr bewohnt, und die Einwohner wohnen in großen Geſelſchaften beyſammen. Die Spanier fanden einen Tempel daſelbſt, wo man opferte; er beſtund in einem großen ganz ebenen Raume; ohnweit des Altars war ein zirkelrunder Plaz von Federn von allerley Geflügel eingeſchloſſen, das ſie wahrſcheinlicher weiſe ihren Abgöttern geopfert hatten. Inwendig in dieſem Zirkel war eine mit allerley Farben gemahlte Figur, welche faſt eben ſo ausſahe, wie die Indianer in Neuſpanien den Teufel mahlen. Sie hielt in ihren Händen die Figuren der Sonne und des Mondes. Als unſre Soldaten dieſen Tempel zu beſehen gingen, ſo fanden ſie mitten in dem runden Creyſe zwey außerordentlich große Raben, welche aber bey der Annäherung der Spanier davon flohen, und ſich auf einen nahgelegenen Felſen ſezten. Die Soldaten ſchoſſen ſie herunter, worüber der Indianer, der ihnen zum Wegweiſer mitgegeben worden war, ſchreklich zu heulen und zu ſchreyen anfing, und einen auſſerordentlichen Abſcheu für der That, die ſie begangen hatten, bezeigte. In dieſer Inſel giebt es viel gute Häfen und viel Fiſche, vornemlich Sardellen. Man findet in dem Lande Wachteln, Rebhüner, Kaninchen, Haſen und Dannhirſche. Die Einwohner ſind ſehr ſinnreich, und beſonders zum Diebſtahle geſchikt, wovon ſie den Spaniern einige Exempel gaben.

Nachdem man viele Gegenden dieſer Inſel unterſucht hatte, ſo reiſete die Flotte den 25ten des Chriſtmonats wieder ab, um die andern zu unterſuchen, und denn aufs feſte Land zurükzukehren. Ueber St. Catharina hinaus liegt eine ganze Reihe von Inſeln, welche immer fünf bis ſechs Meilen von einander liegen. Sie ſind nicht alle von einerley Größe, alle aber ſind ſehr bevölkert, und die Einwohner

ner derſelben treiben nicht nur mit ſich ſelbſt, ſondern auch mit den Einwohnern des feſten Landes, Handel. Dieſe Inſeln nehmen ohngefehr einen Plaz von hundert Meilen ein, und haben eben die Lage wie die Küſte des feſten Landes. Ihre Anzahl, Gröſſe und Nähe an einander machen, daß die Gallionen, welche aus den philippiniſchen Inſeln oft nach Neuſpanien zurük ſchiffen, ſie oft für feſtes Land anſehen, und ſich ſo weit als möglich von ihnen entfernen. Sie ſind ſehr bevölkert, und laſſen zwiſchen ſich und dem feſten Lande einen Durchgang, der zwölfe, zehen, und wo er am ſchmälſten iſt, acht Meilen breit iſt, und der Canal St. Barba genennet wird, und oſtweſtwerts liegt. Als die Schiffe ſich nahe am feſten Lande befanden, ſo ſahen ſie einen Kahn mit vier Rudern auf ſich zukommen, in welchen ein Indianer ſaß, der Oberherr der Küſte war. Der Kahn fuhr auf die Hauptgaleere zu, ruderte dreymal mit einer erſtaunenden Geſchwindigkeit um dieſelbe herum, da unterdeſſen diejenigen, ſo drinnen waren, einen Reigen machten, und nach Art der Indianer in Neuſpanien Almarote ſungen. Sie näherten ſich nach dieſem der Hauptgaleere ohne die geringſte Furcht, und der König oder Cacik des Landes ſtieg an Bord, ging dreymal um das Oberverdek herum und ſang dazu; und hielt nach dieſem eine Rede in ſeiner Sprache an den General und die andern im Schiffe. Nachdem er ſeine Rede geendigt hatte, ſo gab er ihnen durch Zeichen zu verſtehen, daß die Einwohner der Inſel St. Catharina vier Kähne zu ihm geſchikt hätten, und ihm hätten ſagen laſſen, daß auf ihrer Küſte Schiffe angelandet wären, auf denen ſich Leute befänden, welche Bärte und Kleider trügen, übrigens tapfer, grosmüthig und geſellig wären, auch denen, die ſie beſucht, viele Geſchenke gegeben hätten; welche Nachricht ihn dahin vermocht, ſich an Bord zu begeben, um ihnen ſein Land und alles, was daſſelbe hervorbrächte, anzubieten. Er bat ſie zugleich, ſich ſeinem Lande zu nähern, damit er ihnen dasjenige verſchaffen könte, was ſie nöthig hätten. Da er keine Frau im Schiffe ſahe, ſo fragte er, wo ſie wären; worauf ihnen der General antwortete, ſie nähmen niemals Weiber mit ſich, und hätten nichts mit denſelben zu ſchaffen. Hierauf nöthigte ihn der Indianer noch mehr, mit ſeinen Leuten ans Land zu kommen, und verſprach allen, die im

Schiffe

Schiffe wären, zehn Weiber zu geben; worüber die Spanier lachen muſten. Der Indianer glaubte, ſie wolten ihm durch dies Lachen zu verſtehen geben, daß er mehr verſpräche als er halten könne, und ſagte ihnen daher, wenn ſie einen Soldaten ans Land ſchicken wolten, ſo könten ſie ſich von der Wahrheit ſeines Verſprechens dieſer Sache überzeugen, und er wolle ihnen unterdeſſen ſeinen Sohn bis zur Zurükkunft des Soldaten zur Geißel da laſſen. Weil aber die Nacht anbrach, ſo hielt man es für gut, dieſe Unterſuchung auf morgen zu verſchieben, und alsdenn ans Land zu gehen, wenn es das Wetter erlaubte. Man gab dem Indianer einige Geſchenke, worauf er über die Freygebigkeit der Spanier höchſt vergnügt zurük kehrte, und alle nöthige Anſtalten zur guten Aufnahme ſeiner neuen Gäſte machte. Eine Stunde nach ſeiner Abreiſe erhob ſich ein Nordoſtwind, welches der erſte war, den ſie auf ihrer ganzen Reiſe gehabt hatten; und weil er ihnen günſtig war, ſo hielt es der General für gut, ſeinen Beſuch bis zu ſeiner Zurükkunft auszuſetzen. Die Eſcadre ging alſo unter Seegel, und weil dieſer Wind von ſieben Uhr des Abends bis den 4ten des Chriſtmonats früh dauerte, ſo kamen ſie bis an den lezten Canton des Canals, wo ſich ſechs Inſeln befinden; davon immer eine zwey Meilen von der andern abſtehet. Der Canal iſt ohngefehr vier und zwanzig Meilen lang, und die Küſte iſt mit Buſchwerk und indianiſchen Dörfern vermiſcht, welches einen vortreflichen Anblik giebt.

Die folgende Nacht wendete ſich der Wind auf einmal nach Nordweſt, worüber unſre Leute um deſto mehr beſtürzt wurden, weil ſie ſich zwiſchen Inſeln und in einem Canal befanden, wo das Meer ſehr hoch war. Dieſer Wind hielt die ganze Nacht und die zwey folgenden Tage an, den dritten Tag wurde die See ruhig, man verlohr aber die Fregatte aus dem Geſichte. Die Schiffe wendeten dies ſchöne Wetter dazu an, aus dieſen Inſeln heraus zu kommen; ſie näherten ſich dem feſten Lande, um die Küſte zu unterſuchen, und fanden, daß ſie ſehr hoch und gebürgigt war. Sie entdekten auch etliche Bayen, aus derer eine vier Kähne heraus kamen, auf deren jeden zwey nackende Indianer waren, welche an Bord kamen, und unſern Leuten die Fiſche, ſo ſie bey ſich hätten, beſonders eingeſalzene

Sar-

Sardellen, und andre kleine Fiſche, welche ſie bey der Fiſcherey als Köder gebrauchen, zum Geſchenke gaben. Als dieſe Indianer ſahen, daß man ſie nicht verſtünde, ſo redeten ſie kein Wort mehr, ſondern gaben alles durch Zeichen zu verſtehen. Sie waren gröſſer, wohl gebauter und ſtärker als diejenigen, welche man bisher geſehen hatte, und als ſie an Bord ſtiegen, bedekten ſie ihre Blöße mit Ziegenfellen. Die Spanier gaben ihnen Lebensmittel und allerley Geräthe, mit denen ſie vergnügt zurük kehrten. Sie ſchienen von einer ſehr guten Gemüthsart zu ſeyn, und man merkte nichts an ihnen, daß ſie zum Diebſtahl geneigt wären. Den andern Tag kamen neue Indianer an Bord, und dieſer Beſuch lief eben ſo ab, wie der erſte. Sie nöthigten unſere Leute, in ihr Land zu kommen, und verſprachen ihnen Fiſche und Eicheln; denn dies iſt ihre vornehmſte Nahrung. Man machte ihnen Geſchenke mit Lebensmitteln, Geräthe, Halsbändern und Paternoſtern, worauf ſie ſehr vergnügt in ihre Inſel zurükkehrten. Hier war es, wo die Fregatte die Schiffe einholte, und erzählte, daß ihr die Indianer dieſer Inſeln Fiſche und Eicheln geſchenkt hätten. Der General gab Befehl, die Schiffe ſolten ſich der Küſte nähern, damit man ſehen könte, ob irgend wo ein Hafen ſey; denn ſie konten es wegen des Nebels an dem Orte, wo ſie waren, nicht erkennen. Der Wind war ihnen bis zum 14ten des Chriſtmonats günſtig, und als ſich das Wetter aufgeklärt hatte, befanden ſie ſich einer Reihe von ſehr hohen und weiſſen Bergen gegen über, die auf ihrem Abhange röthlich ausſahen, und ganz und gar mit Holz bewachſen waren. Sie gaben ihnen den Namen das Gebirge St. Lucia. Dieſe Berge dienen den Schiffen, die aus China kommen, ordentlicher weiſe zum Zeichen. Vier Meilen weiter hin iſt ein ſehr reißender Flus, welcher von einigen hohen und weiſſen Bergen herab komt, und ſich zwiſchen den Felſen, die ſich am Ufer befinden, in die See ſtürzt. Seine Ufer ſind mit weiſſen und ſchwarzen Palmbäumen, Weiden und andern Bäumen und Sträuchen bewachſen, die man auch in Spanien findet. Dieſer Flus wird der Flus Carmel (del Carmelo) genant. Zwey Meilen weiter iſt ein guter Hafen, zwiſchen welchen und erſtberührtem Fluſſe ein Fichtenwäldgen iſt, das zwey bis drey Meilen in der Breite hat. An dem Eingange des

Hafens iſt ein Vorgebürge Punto de Pinos genant. Hier legte ſich die Eſcadre vor Anker, um nach Neuſpanien Nachricht von ihren Entdeckungen zu ſenden.

Man hat oben geſehen, daß ſie den 16ten des Chriſtmonats in dieſem Hafen vor Anker lag, und ihr den Namen Monte-Rey, zu Ehren des Grafen von Monte-Rey, des Vicekönigs in Neuſpanien, gab, der ſie zu Folge des königlichen Befehls auf dieſe Entdeckung ausgeſchikt hatte. Den Tag darauf lies der General ein Zelt aufſchlagen, unter welchem die auf den Schiffen befindlichen Geiſtlichen ſo lange, als ſie hier blieben, Meſſe leſen konten. Man ſchlug es unter einer großen Eiche auf, die am Ufer ſtund, und von welcher zwanzig Schritte weit einige Brunnen mit ſehr gutem Waſſer waren.

Nach der Meſſe berathſchlagte man ſich über die Mittel, wie man dem Vicekönige von denen durch die Eſcadre gemachten Entdeckungen Nachricht geben könte. Das ganze Schifsvolk war krank. Der Patron auf dem Schiffe des Admirals, und der Hochbootsmann auf demſelben waren bettlägrig; die auf der Hauptgaleere konten ſich kaum auf dem Oberverdek erhalten; eine große Anzahl von Soldaten, Matroſen und Schifsjungen waren ebenfals unpas, und ſeit einigen Tagen waren ſechszehn Perſonen geſtorben. Man beſchlos demnach, daß der Admiral Toribio Gomez von Corvan und die zwey Steuerleute Paſchal und Balthaſar mit dem Schiffe des Admirals abreiſen ſolte, auf welches man die Kranken] und eine hinlängliche Anzahl Matroſen, die das Schif nach Acapulco führen ſolten, einſchiffen wolte; daß man die andern Perſonen auf die Hauptgaleere und die Fregatte nehmen, dem Admiralsſchiffe aber auſſer den Lebensmitteln, die es ſchon am Bord hätte, noch andere auf ſeine Reiſe geben wolte.

Als dieſer Entſchlus gefaßt war, befahl der General ſogleich, ihn in Ausübung zu bringen. Er überſchikte dem Vicekönige eine umſtändliche Nachricht von ſeiner Reiſe, und bat ihn um eine Verſtärkung, damit er den Eingang Californiens unterſuchen könte. Die Hauptgaleere und die Fregatte bekamen Befehl, auf dieſe Verſtärkung bis in die Mitte des Mayes zu warten. Er ſetzte auch eine Berechnung von den Lebensmitteln und der Munition auf, die er nöthig haben würde,

de, wenn er die Küſte Californiens völlig unterſuchen wolle. Man ſchafte alſo die Kranken und den P. Thomas von Aquin an den Bord des Schiffes des Admirals: die Matroſen begaben ſich auf den beſtimten Tag ebenfals dahin, und das Schif ging den 29ten des Chriſtmonates unter Segel. Es wird dem Leſer nicht unangenehm ſeyn, wenn er die Krankheit, die auf den Schiffen wütete, kennen lernet. Es iſt eben die, welche die, ſo aus China nach Neuſpanien überfahren, auszuſtehen haben, und ſie iſt ſo gefährlich, daß ſie oft die Hälfte des Schifsvolkes hinreiſt. Die Luft iſt in dieſer Breite ſo kalt und ſtrenge, daß ſie Leuten von ſchwacher Natur durch Mark und Bein gehet. Es iſt ſogar glaublich, daß ſie von einer peſtilentialiſchen Art iſt, wofern man nicht lieber glauben wil, daß die Feinheit derſelben im Stande ſey, dieſe Krankheit in Körpern, die durch Arbeit erſchöpft ſind, zu erregen. Sie fängt ſich mit einem algemeinen Schmerz über den ganzen Körper an, welcher dadurch ſo empfindlich wird, daß er nicht die geringſte Berührung vertragen kan: ſie preſſet ſogar den Herzhafteſten Thränen und Geſchrey aus. Nachher kommen über den ganzen Körper, vornemlich äuſſerlich an den Beinen, rothe Flecken zum Vorſchein, welche breiter und gröſſer ſind als ein Senfkorn, auf dieſe folgen zwey querfingerbreite Blattern von eben der Farbe, welche ſich erſt unter der Kniekehle zeigen, und ſich von der Mitte des Schenkels bis in die Kniekehle ausbreiten. Hierdurch wurden dieſe Theile ſo ſteif, daß die Beine verſteinert zu ſeyn ſchienen, und in der Stellung blieben, in welcher ſie von dieſem Zufalle waren ergriffen worden. Der Körper geſchwilt ſo ſehr, daß ſich die Kranken nicht rühren können, ohne grauſame Schmerzen auszuſtehen. Dieſe Flecken breiten ſich nachher aus, das dicke Bein und das Schienbein werden blau, die Feuchtigkeit der Krankheit durchſchleicht den ganzen Körper, ſetzt ſich beſonders in den Schultern an, und verurſachet zugleich in den Nieren und Lenden grauſame Schmerzen. Der Kranke mochte ſich anders legen oder ſetzen, es linderte ſich ſein Schmerz deswegen nicht, er wurde vielmehr, wenn er ſich nur ein wenig regte, ſo heftig, daß man ſein Leben auſſerordentlich lieben mus, wenn man nicht, ſo bald ſich dieſe Krankheit offenbaret, den Tod wünſchet. Dieſe giftige Feuchtigkeit verurſachet in dem ganzen

Körper ſo eine Zerrüttung, daß er ganz und gar mit Geſchwüren überzogen wird. Der Kranke kan nicht den geringſten Druk vertragen, und wenn man ihn nur ein wenig zudecken wil, ſo erſticket er den Augenblick: er ſeufzet Tag und Nacht ohne Linderung bekommen zu können; die beſte Hülfe, wenn ich ſo ſagen darf, iſt daß man weder ihn noch das, worauf er lieget, anrühre. Dies ſind nicht die einzigen Wirkungen dieſer peſtilentialiſchen Seuche. Bey einigen Kranken iſt das Zahnfleiſch ſo geſchwollen, daß ſie die Kinnbacken nicht mehr zuſammenbringen können. Die Zähne ſchüttern, wenn man den Kopf nur ein wenig bewegt, ja einige Kranke ſpeyen ſie ſo gar mit dem Speichel aus. Sie können nichts mehr zu ſich nehmen, ſie vergehen zuſehens, und ſterben oft, wenn ſie mit ihren guten Freunden reden.

Dieſe Krankheit wütete alſo unter dem Schifsvolke, und es ſtarben viele an derſelben.

Wir kehren nunmehr in den Hafen Monte-Rey zurük, wo wir die Hauptgaleere und die Fregatte, welche daſelbſt Waſſer und Holz einnahm, gelaſſen haben. Dieſer Hafen liegt für allen Winden ſicher. Nahe am Ufer ſtehen ſehr viele Fichten von einem ſchönen Wuchſe, die zu Maſtbäumen und Segelſtangen vortreflich ſind, wie auch ſehr viele dicke Eichen, welche zum Schifbaue ſehr wohl zu gebrauchen wären. Man findet daſelbſt Roſenſtöcke, Weisdorn, Tannen, Weiden, Pappelbäume, ſehr ſchöne Seen, gute Viehweide, und Feld, das zum Ackerbau tüchtig wäre. Das Land bringt rothes Wildpret hervor, unter andern auſſerordentlich große Bären, und eine Art von Hornvieh, welches dem Büffelochſen ähnlich iſt, auch faſt die Größe hat, und andere, die ſo gros ſind, wie ein Wolf, und die Geſtalt eines Hirſches und eine Haut, wie ein Pelikan haben. Sie haben einen langen Hals, ein Geweihe wie die Hirſche, einen drey Fus langen und anderthalb Fus dicken Schwanz, und geſpaltene Klauen wie die Ochſen. Man findet hier ferner Dannhirſche, Kaninchen, Haſen, wilde Katzen, Trappen, Gänſe, Enten, Tauben, Rebhüner, Droßeln, Sperlinge, Stieglitzen, Kraniche, Geyer, und einen Vogel, der ſo gros iſt, wie ein welſcher Hahn, davon einſt einer von

von dem Ende eines Flügels bis an das Ende des andern Flügels ſieben Spannen hatte. Die Küſte iſt voller Möwen, Seeraben, Raben und Seevogel. In den Felſen findet man eine groſſe Menge Hölungen, von welche einige ſcheinen die Mütter einer groſſen Art Muſcheln zu ſeyn, welche ſo ſchön glänzen als die feinſten Perlenmutter. Das Meer bringet eine groſſe Menge Auſtern, Hummern, Krebſe u. d. gl. hervor. Man trift auch Seewölfe und Walfiſche daſelbſt an. Um den Hafen herum wohnen viele Geſellſchaften von Indianern, die ſehr geſprächig und grosmüthig ſind und unter einer Art von Regierung leben. Sie ſind mit Bogen und Pfeilen bewafnet. Sie waren ſehr betrübt, als die Spanier ſie verlieſſen, welches den 3ten des Brachmonats 1603 geſchahe, da die Hauptgaleere und die Fregatte dieſen Hafen verlieſſen.

Zwölf Tage lang hatten ſie einen günſtigen Wind, der ſie noch über den Hafen St. Franciſcus hinausführte. Den andern Tag, nemlich den 7ten Jenner wendete ſich der Wind nach Nordweſt, weil er aber nicht ſtark war, ſo legten ſie noch einige Meilen zurük. Die Fregatte hielt es nicht vor gut, Anker zu werfen, und ſetzte ihren Weg fort; die Hauptgaleere glaubte, ſie käme nach, und zündete ihre Laterne nicht an; ſie verlohr ſie aber den andern Tag früh aus dem Geſichte, und kehrte alſo in den Hafen St. Franciſcus zurük, um ſie zu erwarten, weil man gewis glaubte, daß ſie da zuſammen kommen würden: ſie bekamen indeſſen nicht eher Nachricht von ihr, als bis ſie nach Hauſe kamen. Eine andere Urſache, warum die Hauptgaleere in den Hafen St. Franciſcus einfahren wolte, war, weil man denſelben unterſuchen und ſehen wolte, ob man einige Spuren von dem Schiffe St. Auguſtin finden könne. Dieſes Schif war im Jahr 1595 auf Befehl S. Majeſtät und des Vicekönigs aus den philippiniſchen Inſeln abgereiſet, um die Küſte Californiens unter der Anführung eines ſehr erfahrnen Steuermannes Sebaſtian Roderich Cermennon zu unterſuchen; es wurde aber von einem heftigen Winde in dieſem Hafen ans Land geworfen. Unter denen Perſonen, die an dem Bord des St. Auguſtin geweſen waren, war der Steuerman Franz Boſanos, einer von den Hauptſteuerleuten unſerer Eſcader. Er kante das Land und verſicherte, daß man

eine groſse Menge Wachs und viel Ballen Seide am Ufer gelaſſen hätte, daher der General anlanden wolte, um zu ſehen, ob man nicht einige Merkmale von dem Schiffe und der Ladung fände. Die Hauptgaleere warf hinter einer Landecke, Namens la Punta de Los-Reyes, Anker; man ſchikte aber niemanden ans Land, um nicht unbereitet zu ſeyn, wofern die Fregatte ankäme, und den andern Tag ſetzte die Hauptgaleere ihren Weg fort, um dieſelbe aufzuſuchen. Der Wind ging aus Nordweſt; war aber ſo ſchwach, daß ſie nicht weit kam. Indeſſen langte ſie den 12ten Jenner gewiſſen rothen Bergen gegen über an; und entdekte vierzehn Meilen weiter gegen Nordweſten ein Vorgebürge, das in die See hervorging, und bey dem ſich ganz nahe einige Berge, die mit Schnee bedekt waren, befanden, woraus die Steuerleute ſchloſſen, daß es das Vorgebürge Mendozino ſey, welches eilf Grad dreyßig Minuten nördlicher Breite liegt.

Den folgenden Tag, nemlich den 13ten Jenner, erhob ſich ein heftiger Nordweſtwind, der mit Regen, Schnee und einem ſo hohen Anſchwellen des Meeres begleitet wurde, daß man befürchtete, die Schiffe möchten zu Grunde gehen. Dieſes Unglük zu vermeiden, und um auch nicht in eine höhere Breite zu kommen, denn in dieſer Gegend war eben der ſtärkſte Winter, ſo zog man das Schönfahrſegel ein, bis ſich der Wind gelegt haben würde, und man nach Acapulco zurükreiſen könte.

Als die Hauptgaleere in dieſer Gegend ankam, waren nur noch ſechs Perſonen im Stande zu arbeiten. Die Soldaten, Matroſen und Schifsjungen, alle waren von der ſchreklichen Krankheit, die ich erſt beſchrieben habe, angefallen worden. Die Geiſtlichen und die überzähligen Hauptleute waren auch krank, und der Pater Commiſſarius konte weder Beichte hören, noch ihnen die letzte Oelung geben. Hierzu komt noch, daß diejenigen, welche ſich wohl befanden, nicht in genugſamer Anzahl vorhanden waren, um alle Arbeit zu verrichten, und über die Gefahr, in der ſie ſchwebten, erſtaunt waren, weil ſie ſich auf einer ſtürmiſchen Küſte von aller Hülfe entblöſt befanden. Hätte ſich ein Ungewitter erhoben, ſo würde auch gewiſlich das Schif aus Mangel geſunder Perſonen untergegangen

ſeyn.

ſeyn. Der General lies ſeinen gewöhnlichen Rath zuſammen rufen, in welchem ausgemacht wurde, daß man nicht weiter gehen, ſondern mit dem erſten guten Wetter, welches kommen würde, nach dem Hafen la Paz in Californien zurükkehren wolte, um daſelbſt die Hülfe zu erwarten, um die man den Vicekönig angeſprochen hatte. Dieſer Entſchlus gab unſern Leuten neues Leben, weil ſie auf ſolche Art, wenn man nicht weiter fort reiſete, ihr Leben noch einige Tage verlängern könte. Den 14ten dieſes Monats, da ſich das Wetter wiederum aufklärte, befanden ſie ſich nahe bey dem Vorgebürge Mendozino, wohin ſie von dem Strome in weniger als zwey Tagen geführt wurden. Kurz darauf erhob ſich ein dicker Nebel, der mit einem kalten dünnen Regen begleitet wurde, und das Schif blieb, weil der Wind immer aus Südoſt ging, bis den 19ten Jenner in der See unter Seegel, da ſich der Wind nordweſtwärts wendete, wodurch die Piloten im Stand geſetzt wurden, eine zweyte Beobachtung anzuſtellen, wobey ſie befanden, daß ſie unterm 42ten Grad der Breite wären. Sie erblikten auf der Küſte ein weißes Vorgebürge, welches ſich bis zu einem hohen mit Schnee bedekten Gebürge erſtrekte, welchem ſie wegen ſeiner Farbe, und weil ſie es den Abend vor dem Feſte des heil. Sebaſtians entdekten, den Namen das weiße Vorgebürge des heil. Sebaſtians gaben. Dieſer Wind ermunterte die Kranken ſelbſt, mit Hand anzulegen; man zog die Segelſtangen auf, und nahm den Weg nach Acapulco, indem man immer an der Küſte hinfuhr, um ſie theils zu unterſuchen, theils auch die Fregatte zu ſuchen.

Dieſe hatte ſich, wie oben gemeldet wurde, von der Hauptgaleere getrennet, und weil ſie in den Gedanken ſtund, dieſe wäre ſchon voraus, ſo ſetzte ſie ihren Weg fort, um ſie aufzuſuchen. Als ſie unter dem 41ten Grad war, ſo führte ſie der Südoſtwind in eben den Ort hin, wo die Hauptgaleere lag; ſie war aber nicht im Stande ſich in die hohe See zu wagen, und hielt ſich alſo an die Küſte, warf bey dem Vorgebürge Mendozino Anker, und ſetzte ihren Weg, nachdem ſich der Wind gelegt hatte, längſt an der Küſte fort. Den 19ten Jenner befand ſich der Steuermann der Fregatte, Florez unterm 43ſten Grad, und bemerkte, daß die Erde ein Vorgebürge machte, welches Cabo Blanco heiſt, wo die Küſte ſich gegen

Nord-

Nordweſt zu erſtrecken anfängt, und daß nahe dabey ein großer Flus iſt, an welchem Eſchen, Weiden und andre Bäume ſtehen, die in Spanien wachſen. Unſere Leute wolten daſelbſt ans Land treten, ſie wurden aber von den Strömen verhindert *. Der Fähndrich Martin von Aquilar, Commendant der Fregatte, und der Steuermann Florez befanden ſich gleich darauf noch über der ihnen von dem Vicekönige beſtimten Breite, weil ſie aber die Hauptgaleere nicht ankommen ſahen, ſo beſchloſſen ſie nach Acapulco zurük zu kehren.

Man glaubt, daß dieſer Flus derjenige iſt, der bis an eine große Stadt gehet, welche von einem holländiſchen Schiffe entdekt worden iſt, und daß dasjenige die Meerenge Anian iſt, durch welche das Schif aus der Nordſee in die Südſee fuhr. Allem Anſehen nach befindet ſich die Stadt Quivira in dieſer Gegend. Die Nachricht, welche man S. Majeſtät überſchikte, handelt davon, und bewog ihn, unſere Eſcadre auszuſchicken, um davon Nachricht einzuziehen.

Man hat geſehen, daß die Hauptgaleere von dem Vorgebürge St. Sebaſtian abreiſete, um nach Acapulco in Neuſpanien zurükzukehren, daß ſie an der Küſte hinfuhr, um zu ſehen, ob ihrer Aufmerkſamkeit etwas entgangen wäre. Das unter dieſer Breite gelegene Land iſt längſt der Küſte hin grün, und ſcheinet tiefer hinein ſehr fruchtbar und bevölkert zu ſeyn, um nach den Feuern zu urtheilen, die man von allen Seiten ſiehet. Da der Wind aus Nordweſt ging, ihnen günſtig war, auch das Meer nicht gar zu viel Wellen warf; ſo entging ihrer Aufmerkſamkeit kein Zol Land. Indem die Hauptgaleere alſo längſt der Küſte hinfuhr, ſo ſahen unſere Leute in einiger Entfernung von dem Canal St. Barba zwey Kähne auf ſie loskommen, auf deren jeden drey Menſchen waren, welche mit Ziegenfellen bekleidet waren. Sie fuhren dreymal um das Schif herum, und ſtiegen ſo kühn an Bord, als wenn ſie zu Hauſe wären. Man beſchenkte ſie mit Zwieback und einigen Kleinigkeiten, worauf ſie ſehr vergnügt ans Land zurük kehrten.

Die

* Es iſt zu merken, daß das, was die Spanier ſahen, weder eine Mündung, noch eine Meerenge, noch ein Arm von der See, ſondern ein Flus war, und daß das, was man von der Meerenge Anian ſagt, eine Vermuthung ohne Grund iſt.

Die Hauptgaleere war itzo auf ihrer Rükreiſe, als ſie auf dieſe Küſte kam, in dem erbärmlichſten Zuſtande. Das ganze Schifsvolk, ausgenommen der General und drey Soldaten, waren von der obberührten Krankheit angeſteckt, und dem Pater Commiſſarius wurde es ſchwer, den Kranken die Sacramente mitzutheilen. Der P. Anton de l'Aſcenſion war bettlägerig, und man hörte im ganzen Schiffe nichts als Geſchrey und Klagen. Einige ſchrien aus vollem Halſe, als wenn ſich dadurch ihre Schmerzen hätten erleichtern wollen; andere bereueten ihre Sünden mit der lebhafteſten Zerknirſchung des Herzens; andere ſtarben unterm Reden, im Schlaf, unter dem Eſſen, andere endlich ſitzend.

Der Anblick ſo vieler Leute, die nur einen Fuß breit vom Grabe waren, das Geſchrey, Wehklagen und Wimmern der andern war im Stande, die härteſten und unempfindlichſten Gemüther zu rühren; und man ſahe auch, daß die Vorſehung denen, die kurz vorher kein Gefühl von Menſchlichkeit zu haben ſchienen, von dem Zuſtande ihrer Mitgeſellen ſo gerührt wurden, daß ſie den Kranken ſo ſorgfältig und eifrig beſtunden, als ob ſie nur einen einzigen Menſchen aufzuwarten hätten. Die Geiſtlichen, vornemlich der P. Thomas von Aquinas hatten ſich, weil ihnen das Unglück, ſo nachher kam, geahndet hatte, zu Acapulco mit herzſtärkenden Mitteln und Latwergen verſehen, welche ſie bis auf dieſen Tag des Elendes aufgehoben hatten; und es iſt nicht zu zweifeln, daß viele ihre Geſundheit dem Gebrauch dieſer Arzneyen des Paters zu danken haben.

Kaum waren die Indianer wieder ans Land zurückgekehrt, als die Hauptgaleere in den Canal St. Barba einfuhr, um die Inſel zu unterſuchen, die ſie auf ihrer erſten Reiſe auf der Oſtſeite von der Inſel St. Catharina geſehen hatte, und auf die Fregatte zu warten. Die andern im Schifsrath waren aber nicht ſeiner Meinung und ſtellten ihm vor, daß das Schifsvolk außer Stande ſey zu arbeiten, und den Anker auszuwerfen, daß es von Tag zu Tag durch den Tod vermindert würde, und daß es, wenn er in dieſem Seeſtriche länger bleiben wolte, ganz und gar umkommen würde, welches dem Könige ein großer Schade ſeyn

würde. Der General lies ſich durch dieſe Gründe bewegen, und befahl dem Steuermanne, ſich auf die rechte Hand zu halten, um an die Inſel Cerros, und von da an das Vorgebürge St. Lucas und in den Hafen la Paz zu kommen, um daſelbſt die Hülfe zu erwarten, die ſie von dem Vicekönige verlangt hätten. Die Hauptgaleere ſetzte demnach ihren Weg fort. Als ſie fünf bis ſechs Meilen von St. Catharina weg war; ſo gingen drey Kähne aus der Inſel mit Fellen von Meerwölfen und Fiſchen heraus, welche die Indianer für Glaswerk, Halsbänder, Scheeren und Meſſer eintauſcheten. Sie hatten nemlich das erſtemal gemerkt, als die Spanier daſelbſt waren, daß dieſelben dieſe Häute ſehr hoch hielten; und deswegen brachten ſie deren eine große Menge um wohlfeilen Preis, als dieſe aber merkten, mit was für Geſchicklichkeit ſie ſtehlen könten; ſo befahlen ſie ihnen, in ihre Kähne zurük zu kehren, und das Schif ſezte ſeinen Weg fort. Mitlerweile hatte ſich der Wind gelegt, und man kam nicht weit, endlich aber landete man doch an den Brunnen der Bay aller Heiligen an, welche der General ſich, wie ich oben geſagt habe, zu unterſuchen vorgenommen hatte; es ging aber dieſes mal nicht, weil die meiſten von denen, die bis zu dem Canal St. Barba noch geſund geblieben waren, krank wurden, und nur drey bis vier Perſonen blieben, welche arbeiten konten. Er entfernte ſich alſo von der Küſte, um den Weg zu verkürzen, und ließ es dabey bewenden, daß er die verſchiedenen Wege beobachtete, denen er längſt der Küſte gefolgt war, damit die Schiffe, welche von China zurückkämen, wiſſen möchten, welchen Weg ſie ergreifen müſten, wenn ſie bei dem Vorgebürge Mendozino vorbei wären, und nach Neuſpanien fahren wolten. Die Hauptgaleere bekam den 3ten Hornung die Inſel St. Hilarius zu Geſichte. Der Nordweſtwind wurde indeſſen heftiger, das Schif ſahe ſich genöthigt vom Lande wegzufahren, und konte alſo an demſelben nichts mehr als die vornehmſten Theile erkennen. Es fuhr vor der Bay der Jungfrauen vorbey und langte den 5ten des Monats bei der Inſel Cenizas an, die der General, wie ich oben geſagt habe, unterſucht hatte. Als der Nordweſtwind ſtärker geworden war, begab ſich das Schif an die Inſel Cerros, und den andern

Tag

Tag Abends warf die Hauptgaleere bei ihrer erſten Station Anker, um Waſſer und Holz einzunehmen. Einige von unſern Leuten empfanden die Veränderung der Himmelsgegend und erlangten zum Theil ihre Kräfte wieder. Sie ſprachen einander Muth ein ans Land zu treten, und die nöthigen Lebensmittel zu holen. Ehe ſie wieder in die See ſtachen, ließen ſie Zeichen und Briefe am Ufer, damit die Fregatte, wenn ſie von ohngefehr hieher käme, wüſte, wo ſie die Hauptgaleere wieder finden ſolte. Als man Waſſer eingenommen und günſtigen Wind bekommen hatte; ſo ſezte das Schif ſeinen Weg nach dem Vorgebürge St. Lucas fort. Sonntags den 9ten dieſes Monats früh fuhr die Hauptgaleere durch die Inſeln, die Bay und den Arm des Meeres, welchen der P. Anton vorhero mit der Fregatte unterſucht hatte, und nachdem das Schif aus dieſen Inſeln heraus war; ſo bediente ſich der Steuermann des Windes zur Verkürzung ſeines Weges, und fuhr gerade auf das Vorgebirge St. Lucas zu, welches er den 19ten dieſes Freitags gegen Mittag zu ſehen bekam. Man beſchlos, nicht in die Bay St. Barnabas einzufahren, auch den Eingang des californiſchen Meerbuſens nicht zu berühren; ſondern gerades Weges auf die Inſeln Mazatlan loszufahren, deren Einwohner Chriſten ſind, und von da einen Expreſſen nach Mexico zu ſchicken, um den Vicekönig von der Ankunft des Schiffes zu benachrichtigen und ihn um weitere Ordre zu bitten.

Die Hauptgaleere fuhr bey dem Eingange des californiſchen Meerbuſens vorbey, und langte Montags den 17ten des Hornungs in dem Hafen der Inſel Mazatlan an, worauf ſie ſich an den Ort begab, der ihnen zum Ausſchiffen am ſicherſten und bequemſten zu ſeyn ſchien, und daſelbſt Anker warf.

Das erſte, was der General that, als er, wie ich geſagt habe, bey der Inſel Mazatlan Anker geworfen hatte, war, daß er den Einwohnern des feſten Landes Nachricht von ſeiner Ankunft gab, ſich aber in Perſon mit fünf Soldaten nach dem Dorfe St. Sebaſtian, welches ohngefehr acht Meilen davon entfernt iſt, begab. Den 19ten früh trat er mit ſeinen fünf Soldaten ans Land; weil er aber dieſen Flecken nicht wuſte, und keinen gebahnten Weg und Fußſteig

fand;

fand; ſo verirrte er ſich in einem Gehölze, in welchem er zwei Tage lang herumirrete, und faſt vor Hunger und Durſt umkam, welches nebſt der großen Hitze die Soldaten ſo erſchöpfte, daß ſie beinahe in dem Walde umgekommen wären. Endlich kamen ſie aus demſelben heraus, und trafen eine Landſtraße an, welcher ſie folgten, ohne zu wiſſen, wo ſie dieſelbe hinführen würde. Als ſie ſich unter einem Baum auszuruhen geſetzt hatten, ſo hörten ſie Schellen klingen; ſogleich ſprungen ſie auf, ſahen ſich auf allen Seiten um, und ſahen verſchiedene Mauleſel ankommen, welche Lebensmittel aus Caſtilla nach Culican führten. Als ſie näher kamen, ſo fragten ſie den Mauleſeltreiber, ob er den Flecken St. Sebaſtian und den Richter daſelbſt kennete; worauf ſich dieſer erbot, ſie dahin zu führen, wo derſelbe wohnte, ihnen auch Lebensmittel und Mauleſel gab, auf welchen ſie fortkommen konten. Der Richter oder Befehlhaber wohnte in einem Dorfe der umliegenden Gegend, und war der Hauptmann Martin Ruiz von Aguirre, ein Herzensfreund des Generals, den auch alle Soldaten und Officiers des Schiffes kanten. Der General erzählte ihnen die Unfälle, die er ausgeſtanden, und bat ihn, ihm während ſeines Aufenthalts Brodt, Federvieh, Schaafe, Kälber u. d. g. zu verſchaffen. Er verlangte ferner einen geſchickten und getreuen Menſchen von ihm, den er an den Vicekönig ſchicken könte, um denſelben von ſeiner Ankunft und den elenden Umſtänden, in denen er ſich befände, Nachricht zu geben, indem die fünf Soldaten, die bei ihm wären, faſt die einzigen von dem Schifsvolk wären, welche noch einer ziemlichen Geſundheit genöſſen. Der Hauptmann Aguirre nahm dieſes Verlangen mit Freuden auf ſich, und eben dadurch rettete ſich das Schifsvolk, welches ohne dieſe Sorgfalt gewiß umgekommen ſeyn würde, wenn der General nicht ſo ſorgfältig und der Hauptmann ſo bereitwillig geweſen wäre. Man ließ ſogleich ſieben bis acht Mauleſel mit Brodt, Federvieh, Schöpſen und Kalbfleiſch, Plantin, Limonien, Orangen u. d. g. nach dem Schiffe abgehen; und ſchickte alle drey Tage wieder friſche Lebensmittel hin; ſo daß das Schifsvolk nicht nur genug hatte, ſo lange es ſich hier aufhielt; ſondern daß es auch bis nach Acapulco reichen könte, wo es alle nöthige Lebensmittel zu finden hoffen konte.

Aus

Aus den itzt gemeldeten Umſtänden kan man ſchließen, in was vor einem Zuſtande ſich das Schifsvolk befand, als die Hauptgaleere in dieſen Hafen ankam. Ich will nur hinzuſetzen, daß alle unſere Leute krank mit Geſchwüren bedeckt waren, und daß ſie ſo ein aufgeſchwollenes Zahnfleiſch hatten, daß ſie weder reden noch eſſen konten. Dieſe Krankheit war ſo bösartig, daß ſie zweifelten, jemals wieder recht geſund werden zu können. Als das Schif ankam, hörte man nichts als Geſchrey und heftiges Gebet gen Himmel. Indeſſen wurden alle binnen neunzehen Tagen ſo ausgeheilt, daß ſich das Schif bei ihrer Abreiſe in eben dem Zuſtande befand, in dem es das Jahr vorher geweſen war, als es in dieſem Hafen ankam; ſo großen Nutzen verſchaften ihnen die von dem General an Bord geſchickten Erfriſchungen. Sie hatten auch ihre Geneſung noch einer Frucht zu danken, die man in der Landesſprache Xocohuilziles nennet, und deren ſie ſich häufig bedienten. Sie hat die Geſtalt eines Apfels, der Baum ſelbſt hat Blätter, welche den Fichtenblättern ſehr gleich kommen, und die Frucht wächſt traubenweiſe wie an den Cypreſſen. Sie iſt auch den Cypreſſenäpfeln ſehr ähnlich; hat eine gelbe Rinde, und ein Fleiſch, wie die weißen Cochenillfeigen; nur daß es etwas größern Saamen hat. Sie hat einen angenehmen und etwas säuerlichen Geruch. Dieſe Frucht hat ſo eine Kraft, daß ſie das Zahnfleiſch trocknet und ſtärket, die Zähne reiniget, und den Kinbacken ihre Bewegung wieder giebt, wenn man dreimal davon iſſet, ſo daß man nachhero eſſen kan, was man will. Die Vortreflichkeit dieſer Frucht lernte man auf folgende Art kennen. Einige Soldaten hatten den Pater Commiſſarius bei einer Beerdigung begleitet; der Officier, welcher ſie anführte, Anton Ludwig, pflückte eine dergleichen Frucht ab, und bis hinein, um zu ſehen, wie ſie ſchmeckte. Ob ihm gleich die Zähne und Zahnfleiſch ſehr weh thaten, ſo ſchmeckte ſie ihm doch ſo gut, daß er ſie ganz aß, wodurch eine große Menge eiterichtes Geblüte aus dem Munde heraus ging. Er aß hierauf noch eine; ſein Uebel legte ſich, und er konte nun ſchon beſſer kauen. Bei ſeiner Zurükkunft erzählte er ſeinen Cameraden die gute Wirkung, die dieſe

Frucht bei ihm gehabt hätte; gab auch ſeinen guten Freunden davon, die gleichfals durch dieſelbe Linderung bekamen. Sie gingen ans Land, und pflückten deren viele für ihre Cameraden, welche ihnen ſo gut zuſagten, daß, als der General zurük kam, er erſtaunte, daß viele Matroſen, an deren Aufkommen er gänzlich gezweifelt hatte, die Lebensmittel, die er ihnen ſchickte, ſehr wohl eſſen konten. Dieſes war das einzige Mittel, durch welches ſie binnen neunzehn Tagen von ihrer grauſamen Krankheit geheilet wurden. Die ſtreitbaren Indianer in den Provinzen Chametla und Acaponeta in Neu-Gallicien bedienen ſich dieſer Frucht als ihrer Hauptnahrung; ſie laſſen dieſelbe aber ordentlicher Weiſe ſieden oder röſten; und behaupten, daß ſie alsdenn viel geſünder ſey und beſſer ſchmecke. Als nun der General ſahe, daß ſeine Leute völlig geheilt wären, und daß ſein Schif der Ausbeſſerung nöthig hätte; ſo befahl er die Anker zu lichten, und ſich nach Acapulco zu begeben, um das Schif daſelbſt zu kalfatern und Lebensmittel einzunehmen, damit man, wenn es der Vicekönig befohle, nach Californien zurückfahren, oder den ausgeſtandenen Gefahren und Unfällen dieſer unangenehmen Reiſe ein Ziel ſtecken könne. Das Schif ſegelte demnach den 9ten März mit ſehr günſtigem Winde nach dieſen Inſeln ab, und fuhr auf Acapulco zu. Nachdem es bei dem Vorgebürge Corrientes vorbei gefahren war; ſo kam es bis auf die Höhe des Hafens la Nativite, von hier fuhr es immer an der Küſte herunter, und warf den 21ſten Merz des nemlichen 1603ten Jahrs Anker.

Jederman erfreuete ſich über ſeine Ankunft um deſto mehr, da man ſich feſt eingebildet hatte, daß man ſie nicht wieder ſehen würde. Vornemlich erſtaunte man das Schifsvolk in ſo guter Geſundheit zu erblicken, weil die von dem Admiralsſchiffe ausgeſtreuet hatten, daß die, ſo in den Hafen Monte Rey geblieben wären, gewiß alle umkommen müſten; und es würde auch in der That geſchehen ſeyn, wenn die Winde ihnen zuwider geweſen wären, und wenn ſie nicht in den Inſeln Mazatlan angefahren wären. Es iſt aber Zeit, daß wir anführen, was dem Schiffe des Admirals ſeit ſeiner Abreiſe von Monte-Rey bis zu ſeiner Ankunft zu Acapulco begegnet iſt.

Die

Die Mühſeligkeiten und Beſchwerlichkeiten der Reiſe waren gegen die Krankheit, die unter dem Schifsvolke herrſchte, gerechnet, nichts. Sie war ſo arg, daß, als das Schif in den Hafen einfuhr, alle die auf denſelben waren, bis auf drey, ſich in dem allerbedaurenswürdigſten Zuſtande befanden. Dieſe drey waren der Admiral Toribio Gomez von Corvan, der Corporal Franz Vidal, und ein Soldat aus Gallicien gebürtig Namens Johan von Marchina; und wäre der Admiral nicht ein Mann von muthiger Entſchließung, Verſtande und im Seeweſen erfahren geweſen; ſo hätte das Schif den Hafen nicht einmal erreicht. Von allen Kranken, die zu Acapulco ankamen, kamen nur ſechs Soldaten mit dem Leben davon. Kurz, es ſturben auf des Admirals Schiffe fünf und zwanzig Perſonen, unter denen vier Bediente des Admirals und drey Sclaven waren. Hieraus ſchloß man, daß die Hauptgaleere viel auszuſtehen habe; weil der gröſte Theil des Schifvolkes bey der Abreiſe des Generals krank geweſen war. Da dieſelbe überdis bis zum 42ſten Grade der Breite reiſen ſolte; ſo ſahe man ſie ſchon wie ein verlohrnes Kind an, das man niemals wieder ſehen würde. Und eben dis machte, daß man ſo beſtürzt war, als man ſie ankommen ſahe und das Schifsvolk völlig geſund erblickte.

So bald das Schif des Admirals in den Hafen eingefahren war; ſo gab man dem Vicekönige Nachricht von der Ankunft deſſelben. Er fertigte ſogleich an die Officiers in den Hafen Acapulco Befehle ab, daß ſie die Kranken, vornemlich den P. Thomas von Aquin, wohl pflegen, und letztern allen Vorſchub thun ſolten, daß er ſich nach Mexico begeben könte. Man muß denen Officiers auch die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie dieſen Befehlen aufs genaueſte nachkamen. Kaum war der General ans Land getreten, als er den Richter der Stadt bat, dem Vicekönige ſeine Ankunft durch einen Courier melden zu laſſen, und ihn um fernere Order zu bitten. Als dieſer Courier zu Mexico ankam, hatte der Vicekönig ſchon die Zurrükkunft der Fregatte erfahren; denn der Steuerman Stephan Lopez, der ſie commandirte, hatte ihm gemeldet, daß er, nachdem er ſich von der Hauptgaleere getrennet, dieſelbe bis unter den 43ſten Grad aufge-

ſucht,

ſucht, und das Land, von dem wir ſchon geredet haben, unterſucht hätte: daß ſie hierauf mit Genehmhaltung des Fähndrichs Martin von Aquilar und des Patrons Antonio Florez nach Acapulco zurükgekehrt wären; daß der Fähndrich und der Steuerman, ehe ſie nach St. Diego gekommen, mit Tode abgegangen, und man ihm das Commando des Schiffes übergeben hätte, in welchem nur noch, ihn mitgerechnet, fünf Menſchen übrig wären; daß er nach Neuſpanien geſegelt wäre, wo er die Hauptgaleere anzutreffen geglaubt hätte; daß er an la Nativite angefahren und von da nach den Inſeln Mazatlan gefahren ſey, wo er wüſte, daß die Hauptgaleere vor Anker gelegen hätte. Als Lopez zu la Nativite ankam, ſo überlies er die Fregatte ſeinen vier Soldaten und begab ſich zu dem Vorgebürge. Der Vicekönig ſchickte ihn ſogleich mit dem Befehl zurük, die Fregatte nach Acapulco zu bringen, welches er auch einen Monat nach ſeiner Abreiſe von Mexico that. Da der Vicekönig die Briefe, welche ihm der General von Acapulcò aus ſchikte, erhalten hatte, ſo antwortete er ſogleich darauf, und gab den königlichen Beamten Befehl, den Soldaten den Sold, der ihnen gehörte, völlig zu bezahlen, und den Geiſtlichen alles, was ſie nöthig hätten, um ſich auf eine ihrem Stande gemäße Weiſe nach Mexico zu begeben, zu verſchaffen, welches man auch pünktlich erfüllete. Es ſtarben auf dieſer Reiſe nach Californien von der Eſcader acht und vierzig Perſonen. Unter dieſen waren der Fähndrich Johan von Acevedo-Texeda, ein Portugieſe, der Fähndrich Sebaſtian Melendez Andalouz, aus Andalouſien, der Fähndrich Martin von Aquilar aus Malaga, Anton Florez, aus Aviles, und Balthaſar von Armas, beide Steuerleute; der Sergeant Michael von Legar, aus Biſcaia, Johan von Caſtillan-Bueno, Schifszimmermann aus Sevilia, und viele andere, die ich mit Stillſchweigen übergehe.

Den 17ten April reiſeten die Geiſtlichen, der General, die Hauptleute Peguero und Alarçon und der Fähndrich Johan Franciſcus unter Begleitung der Soldaten von Acapulco ab, und langten den 19ten zu Mexico an; von da begaben ſie ſich allzuſammen nach Chapulte-Peque, um dem Vicekönige ihre Ergebenheit zu bezeigen. Er nahm ſie mit vieler Freude und Gütigkeit auf, wünſchte ihnen

ihnen zu ihrer glüklichen Ankunft Glük, lobte ihre Aufführung und ihren Muth, und verſprach ihnen bey Gelegenheit zu dienen. Er hielt auch ſein Wort kurz darauf, und alle ſtiegen ihrem Range nach höher.

Dieſe hier erzählte Reiſe iſt meines Bedünkens nach ein unläugbarer Beweis von dem Muthe und der Standhaftigkeit der Spanier, denn es gehöret viel Muth und Standhaftigkeit dazu, wenn eine Unternehmung ohngeachtet aller Gefahr und Unglüksfällen ausgeführt werden ſol, die ſchon vielen andern mislungen war. Wenn es der Nation zum Ruhme gereicht, dieſe Unternehmung gewagt zu haben, wie viel Verdienſt werden nicht diejenigen haben, welche ſie würklich ausgeführet? Sie würden auch ihre Eroberungen noch weiter getrieben haben, wenn ſie nicht von der Krankheit verhindert worden wären; denn wenn ſich bey dem weiſſen Vorgebürge nur noch vierzig Perſonen gefunden hätten, die im Stande geweſen wären zu arbeiten, ſo wäre der General in die Meerenge Anian eingefahren, durch welche, wie man ſagt, das fremde Schif in die Südſee gekommen iſt. Von da würde er in die Nordſee gedrungen ſeyn, Terra nova durchſucht, und dann ſeinen Rükweg nach Spanien genommen haben; daß er auf ſolche Weiſe die Welt würde umfahren haben; weil das Vorgebürge Mendozino dem alten Kaſtilien, und beſonders den Städten Salamanca, Valladolid und Burgos auf der gegengeſezten Seite der Erdkugel gegenüber lieget. Sind ſie gleich in dieſer Unternehmung nicht glüklich geweſen, ſo muß doch der Neid ſelbſt eingeſtehen, daß das, was ſie gethan haben, eine vorzügliche Belohnung verdienet. Sie haben eine neue Welt entdecket, wo die chriſtliche Religion itzo ausgebreitet iſt, welche Früchte genug tragen wird, um die himliſchen Wohnungen zu erfüllen. Ich ſage nichts von den Vortheilen, die ſie für den Staat hat. Wir ſind alle Kinder JEſu Chriſti, alle Söhne eines Vaters, und als ſolche ſollen wir den Gott der Barmherzigkeit anflehen, der die Herzen der Menſchen in ſeiner Hand hat, daß er mit unſern Brüdern Mitleiden habe, und eifrige und unſträfliche Arbeiter unter ſie ſende, um ſie zu bekehren, damit ſie, in unſerm heiligen Glauben unterrichtet, alle zur ewigen Seligkeit kommen mögen.

Dritter Zuſatz.

Beſchreibung der Reiſe, welche der P. Ferdinand von Conſag, Californiſcher Miſſionsprediger im Jahr 1746, auf Befehl des P. Chriſtoph von Escobar und Llamas Provincial von Neuſpanien, zur Unterſuchung der öſtlichen Küſte des californiſchen Meerbuſens bis an den Fluß Colorado vorgenommen hat.

Den 9ten des Heumonates im Jahr 1746 reiſeten wir aus dem Hafen St. Carl, welcher unter dem 28ſten Grad nördlicher Breite liegt, mit vier Kähnen ab, denn der Hafen hat zu andern Schiffen zu wenig Tiefe. Der Plaz St. Anna, wo man ſüßes Waſſer findet, iſt drey Meilen von da, und beſtehet in vielen Brunnen, in welchen ſüßes und ſalziges Waſſer unter einander iſt, das ſich aber verbeſſert, wenn der Regen den Salpeter weggeführt hat. Der Hafen, die waſſerreichen Quellen, und die herumliegenden Dörfgen ſind zwiſchen zween Vorgebürgen eingeſchloſſen, welche weit in die See herausgehen. Dieſe ſind las Virgines, und St. Gabriel de las Sormejas oder Sal-ſi-puedes. Alle beyde ſind ſehr hoch, und von einander gen Nordweſt und Südweſt entlegen. Wir warteten auf die Fluth, und fuhren um eilf Uuhr aus. Gegen Abend kamen wir in der Bay der heil. Dreyeinigkeit an, wo eine Perlenfiſcherey iſt. Obgleich dieſe Bay weit über das erſte Vorgebürge hinaus gehet, ſo lieget man doch nicht für dem Südoſtwinde ſicher, und wenn man das andre Vorgebürge umfahren hat, ſo iſt man dem Nordwinde ausgeſetzt. In der Mitte liegt eine Inſel, an deren äußerſtem Ufer ſich eine Kette Felſen befindet, welche tief in das Meer hineingehen, und bey der Fluth bedekt ſind, bey der Ebbe aber hervorragen. Dieſe Inſel iſt für die Täucher gefährlich, denn es ſind deren hier viele umgekommen. In dieſer Bay iſt ein Kreeck mit ſüßem und ſalzigem vermengten Waſſer, und obgleich das Vorgebürge, wo ſie ſich endiget, nach Südſüdoſt lieget, ſo liegt doch die Küſte darneben nach Nordoſt, und iſt voller Klippen, von denen einige unter dem Waſſer ſind, andre hervorragen. An der Ecke derſelben iſt die Bay St. Barnabas, und gegen über eine ſehr niedrige Inſel, wo man viele Seewölfe ſiehet.

Den

Den zehnten ſetzten wir unſere Reiſe fort, ob uns gleich der Wind nicht günſtig war, im lezten Viertel des Mondes aber erhob ſich ein Ungewitter, welches uns nöthigte, in die Bay St. Barnabas einzufahren.

Den eilften ſegelten wir bey einer Windſtille nach St. Johan Baptiſta. Dieſes Vorgebürge liegt von dem Orte, wo wir ausgefahren waren, gen Nord-nordweſt; man kan es aber nur in Anſehung der Bay St. Barnabas, die hinter demſelben liegt, als ein Vorgebürge betrachten. Jenſeit gehet die Küſte, welche auch nach Nordnordweſt lieget, hintereinander fort, ſie iſt niedrig, und beſtehet aus einer röthlichen Thonerde. Dieſe Küſte iſt ſehr niedrig und wegen der Felſen und Brandungen, womit ſie umgeben iſt, ſehr gefährlich. Früh um drey Uhr waren wir genöthiget, zwiſchen einer Reihe von Klippen und dem Vorgebürge St. Johannes durchzuſchiffen, welches etwas weiterhin lieget, wo wir uns an einen Ort begaben, der vor dem Nordwinde ſicher lag, welcher dieſen Tag über und die ganze Nacht ſehr heftig blies.

Den zwölften gegen ſechs Uhr früh, nachdem ich Meſſe geleſen hatte, ſetzten wir unſern Weg fort, um das erſte Vorgebürge St. Johannes zu umfahren, welches nebſt einem andern eine Bay macht, in welcher man allein vor dem Landwinde ſicher liegt. Die über denſelben hinaus liegende Bay iſt ſehr breit; man kan in derſelben aber nicht landen, weil das Meer daſelbſt außerordentlich hoch iſt. Sie endigt ſich bey dem Vorgebürge St. Michael, und es war eben da, als wir vorbey fuhren, eine Windſtille. Dieſes Vorgebürge und das Vorgebürge Punta-Gorda machen wiederum eine Bay, in welcher eine Perlenfiſcherey iſt, und wo das Meer, wenn es ſtürmiſch iſt, viele Auſtern ans Ufer wirft, daher auch die Küſte den Namen Pepena erhalten hat. Nahe bey einem Kreeck iſt eine ſüße Quelle, die aber dickes und mit Seewaſſer vermiſchtes Waſſer hat. Die Einwohner ſind alle Chriſten. Die Bay kan von allen Winden, den Nord- und Nordweſtwind ausgenommen, beſtrichen werden. Wir warfen bey Punta-Gorda, wo wir von dem Winde angehalten wurden, Anker.

Den dreyzehnten kamen zu St. Michael de la Pepena viele Indianer zu uns,

denen ich eine Predigt hielt, und viele Kinder von ihnen taufte, die mir die Eltern freywillig brachten.

Den vierzehnten früh gegen ſechs Uhr verließen wir die Bay St. Michael, nachdem wir die Oerter, wo man Anker werfen kan, unterſucht hatte. Nahe bey Punta-Gorda, im Geſichte einer niedrigen und mit groben Kies bedekten Küſte iſt in der Ebbe ein guter vier Klaftern tiefer ſandigter Ankergrund; hingegen iſt näher gegen das Vorgebürge, wo eine Brandung iſt, ein ſechs Klaftern tiefer aus Steinen und Sande beſtehender Grund.

Der Brandung gegen über entdekten wir einen andern Ankergrund. An dieſem Orte ſind verſchiedene andere Klippen, das Erdreich iſt thonartig, mit Diſteln und Gniſter bewachſen, und von einigen Bächen, die von den benachbarten Bergen kommen, durchſchnitten. Das Ufer iſt mit kleinem Kies bedekt, und einen Flintenſchus vom Ufer hat man einen neun Klaftern tiefen und ſandigten Ankergrund. Alle dieſe Seeſtriche ſind für dem Nord und dem Nordweſtwinde wegen des Vorgebürges ſicher, an welchem ſich auch die Wellen brechen, und ihre Macht verlieren. Das Vorgebürge Gorda beſtehet aus Felſenſtücken, welche rothem mit weis und gelben Flecken geſprengtem Marmor ähnlich ſind, und auf welchem ſich eine unzählige Menge Vögel befinden. Die Inſel Tortuguilla, welche von den Californiern Serro Blanco, oder der weiße Berg genennet wird, liegt von dem Vorgebürge Gorda oſt und weſtwärts; auf der andern Seite aber, welche niedriger iſt, liegt ſie von St. Gabriel de las Almejas oder Sal-ſi-Puedes angerechnet, Südſüdoſt, und Nordnordweſtwärts. Dieſe Vorgebürge machen eine große Bay, deren eine Hälfte mit Bogen umgeben, die andere aber niedrig und ſandigt iſt. Am Fuße dieſer Berge ſind zwiſchen dem Felſen Quelle, deren ſich die Indianer zur Zeit der Ebbe bedienen. Hinter dem letzten Vorgebürge findet man auch eine Gemeinheit Indianer, und in einer Art von einem Erdfalle eine Quelle, die aber mit Seewaſſer vermiſcht iſt. Die Einwohner, welche unſere Kähne ſahen, hielten uns für Taucher, und flohen ins Land hinein, um ſich den Beſchimpfungen und der Grauſamkeit dieſer Leute zu entziehen, welche ſich in ganz Cali-

for-

fornien verhaſt gemacht haben, als ſie aber von einigen Indianern, die mich begleiteten, erfahren hatten, daß ich ein Mißionsprediger ſey, ſo kamen ſie alsbald wieder zurük. Das Meer iſt in dieſem Seeſtriche, ſo gar bey ſchönem Wetter ſo hoch, daß wir, ſo bald wir mit vieler Mühe Waſſer eingenommen hatten, wieder fort muſten. Wir bemüheten uns, das Vorgebürge St. Gabriel de Sal-ſi-puedes zu umfahren, welches von den Seeleuten wegen der Inſeln Sal-ſi-puedes, der vielen daran ſtoßenden Erdſpitzen und einer Menge weit ins Meer reichenden Brandungen ſo gefürchtet wird. Die Ströme ſind daſelbſt ſo reißend, daß ſie bey ruhigem Wetter eben ſo gefährlich ſind, als bey ſtürmiſchen. Man findet zwiſchen den Vorgebürgen, die einer gelben Höle und einem weiſſen ſandigten Ufer gegen über ſtehen, einen Ankergrund, in welchem man für allen Winden, den Oſtwind ausgenommen, ſicher lieget, und etwas weiter diſſeits iſt ein Kreeck, bey deſſen Eingange in der Ebbe der Grund drey Klaftern tief iſt, jenſeit aber ein wenig weiter hin findet ſich ein Kreeck von der Tiefe einer halben Klafter. Er iſt auf der Weſtſeite mehr eingebogen, als auf der Oſtſeite, und hat im Grunde Sand und Muſchelwerk. Kurz darauf als wir Anker geworfen hatten, beſuchten mich die Indianer, die wir bey dem Waſſerholen angetroffen, mit ihren Kindern, und baten, ich möchte dieſelben taufen. Die berüchtigten Inſeln Sal-ſi-puedes fangen dem Vorgebürge St. Gabriel gegen über an, und machen mitten in der Meerenge vier Canäle. Als ich abreiſen wolte, ſo kamen zwey Neubekehrte und ſagten mir, daß die Indianer des Landes bewafnet anmarſchirt kämen, um mich mit allen den meinigen zu tödten. Sie gaben mir auch verſchiedne Bündgen Pfeile um meine Leute zu bewafnen, und riethen mir, mich herzhaft zu ſtellen.

Den funfzehnten Nachmittags, als ſich der Wind nach Südoſt gewendet hatte, fuhren wir aus dieſem Hafen aus, welcher ſich mit einem Vorgebürge von ſchwarzen Felſen endigt, auf deſſen beyden Seiten Hölen, und eine Reihe Felſen ſind, die bis an die Bay St. Raphael in die See hineingehen, wo ſich verſchiedne Klippen und Vorgebürge befinden, zwiſchen welchen ein guter Hafen und viele Buchten für die Kähne ſind. Der Wind war zur Umfahrung dieſes Vorgebürges gün-

günſtig, ich konte mir aber denſelben nicht zu Nutze mac[illegible]m, weil ich die Bay unterſuchen wolte. Sie iſt ſandigt, und faſt wagrecht, vornemlich auf der öſtlichen Seite. Zum Theil iſt ſie mit Felſen, zum Theil mit hohen Sandbänken, und zum Theil mit einer Küſte umgeben. Farne vor dieſer Bay liegen drey Inſeln, die aber gar zu weit entfernt liegen, als daß ſie für Ungewittern ſicher ſeyn ſolten. Wir warfen Abends an einem Orte Anker, der für dem Südoſtwinde ſicher lag.

Den ſechszehnten unterſuchten wir, obgleich das Meer ſehr hoch war, den andern Theil der Bay. Bey dem Eingange des Cadacaman erblikten wir einige Indianer, denen wir ſagen ließen, ſie ſolten die Täucher nicht beunruhigen, worauf ſie zur Antwort gaben, daß weder ſie noch die Einwohner der Küſte dies thäten, ſondern daß es die in dem Gebirge wohnenden Indianer wären. Der Nordoſtwind verhinderte uns, zu St. Raphael Waſſer einnehmen zu können; er gab uns aber Gelegenheit, viele warme Waſſerquellen bey einigen weißen Felſen zu entdecken. In der Fluth ſind ſie verdekt, in der Ebbe aber ſiehet man ſie aus dem Sande hervorquellen. Auf der hohen See iſt das Waſſer eine halbe Meile weit blaurath gefärbt. Wir fanden hier einige Indianer, die auf der Küſte wohnten, und andere, welche ſich im Gebürge aufhielten, und die mir von einer ſehr guten Gemüthsart zu ſeyn ſchienen. Sie boten uns Geſchenke an, ſo gut es ihre Armuth zulies, wir nahmen aber nichts als ein wenig Fiſche an, die wir ihnen redlich bezahlten. Als wir ihnen ſagten, daß wir an die Quelle St. Raphael gehen wolten, ſo erboten ſie ſich uns zu begleiten, und wir kamen mit Untergang der Sonne bey derſelben an. Hier liegen die Kähne nicht für den Winden ſicher, und es iſt daher am ſicherſten, daß man ſie ans Land ziehet. Nahe am Ufer iſt ein großer ſüßer See, und ein Brunnen, deſſen Waſſer ſehr gut iſt, wenn man ſich die Mühe giebt es zu reinigen. Wir trafen an dieſem Orte eine große Anzahl von Indianern an, welche über unſre Ankunft ſehr erfreut zu ſeyn ſchienen, und uns Geſchenke mit Fiſchen machten, ob ſie gleich das Jahr vorher einen Täucher getödtet hatten. Dies kam aber daher, weil diejenigen, die uns angetroffen hatten, ihnen ſagten, daß dieſe Kähne nicht den Täuchern zugehörten, ſondern daß ich ein

Miſ-

Miſſionsprediger ſey. Die Verſicherung, die man ihnen that, daß ſie nichts zu befürchten hätten, und die Neugierde, mich zu ſehen, machte, daß ſie hauſenweis ans Ufer gelaufen kamen. Als ſie einige Einwohner von der andern Küſte, die ſie wegen ihrer bleichen Farbe Yaques nennen, ſahen, ſo fingen ſie an einander heimlich ins Ohr zu reden; endlich aber konten ſie ihren Widerwillen nicht länger bergen, und fragten diejenigen von ihren Landesleuten, welche Chriſten waren, ganz frey, warum der Pater, da er doch zur See käme, die Yaques mit ſich gebracht hätte? Ich habe ſchon oben geſagt, daß dieſe Feindſchaft der Indianer gegen die Yaques von den Feindſeligkeiten herkomt, welche dieſe gegen jene ausgeübt und von den Streifereyen, die ſie in den Dörfern derſelben vorgenommen hatten. Zur Zeit der Perlenfiſcherey wenden ſie alle mögliche Mühe an, ſie aus dem Lande zu jagen, und es iſt den Wilden, die von Natur rachſüchtig ſind und keinen Unterricht erhalten haben, natürlich, daß ſie einen Yaque allenthalben, wo ſie ihn finden, todtſchlagen, ohne ſich ein Gewiſſen darüber zu machen. Bey unſerer Zurükkunft von dieſer Unterſuchung ſahen wir ein Beyſpiel von der Furcht, die ihnen dieſe Ausſchweifungen beygebracht hatten, denn als ich verſchiedenen Familien, die uns beſuchten, auf den Abend befahl, ſich mit ihren Weibern und Kindern an einen ſichern Ort zu begeben, ſo bezeigten ſie einigen Widerwillen es zu thun; und als ich ſie nöthigte, ſo antworteten ſie mir, daß, wenn ſie fortgingen, die Yaques noch dieſe Nacht kommen, und ſie in ihren Wohnungen aufſuchen würden. Ich ſagte ihnen, ſie ſolten ſich nicht fürchten, die Schildwachen und die Indianer würden ſie ſchon abhalten, und wenn ſie es ja thäten, ſo würde man ihnen ſogleich zu Hülfe eilen. Sie gingen alſo fort, zumal als ich ihnen geſagt hatte, daß ich dieſe Yaques nur deswegen bey mir führte, weil ſie die Kähne beſſer zu regieren wüßten, als die Californier.

Den ſiebenzehnten ließ ich die Indianer zuſammen kommen, ich ſtellte ihnen die Ungerechtigkeit ihrer begangenen That, die Abſcheulichkeit dieſes Verbrechens, die Gefahr, in der ſie ſchwebten, daß man ſich rächen würde, die Unbequemlichkeiten ihres wilden Lebens, und die Unanſtändigkeit ihrer Sitten für. Mitlerweile

Hat-

hatten unſere Leute das Waſſer eingeſchiffet, und wir ſegelten ſodann fort, indem wir einen günſtigen Wind vom Lande her hatten, der aber bald aufhörte, wodurch wir genöthiget wurden, um das Vorgebürge herum zu rudern. Das Ufer, welches zwiſchen dieſen und einem andern von der Küſte St. Antonius gemachten Vorgebürge jenem nordwärts iſt, hat die Geſtalt eines halben Zirkels. Etwas weiter hin iſt ein ſchwärzlicher Berg, welcher eine Halbinſel formirt, an deren einen Seite man einen Ort antrift, der für dem Südoſtwinde, und auf der andern Seite einen, der für dem Nordwinde ſicher lieget. Ein wenig über der Mitte dieſer Küſte ſind zwey Kreeke, welche faſt aneinander ſtoßen, in die man aber wegen der vielen Klippen ſchwer kommen kan. Quer durch die Oefnungen hin, welche dieſe Klippen ließen, entdekte[illegible]s Land, welches ſehr fruchtbar zu ſeyn ſchien: das Ufer iſt aber ſo gefährlich, [illegible] wir es nicht wagten, anzufahren, um es näher zu unterſuchen. Zwey Indianer von St. Raphael ſchrien uns von einem Felſen herab zu, daß etwas weiterhin eine Bay ſey, und daß ſie die Einwohner von unſerer Ankunft benachrichtigen wolten. Nachdem wir nun den gröſten Theil des Tages gerudert hatten, ſo wurden wir des Abends einen Strich Landes am Ufer gewahr, der mit hohen Bergen beſezt war; als wir aber bey dem Vorgebürge vorbey gefahren waren, ſo fanden wir eine Küſte, an welcher die Kähne für dem Oſt und Südoſtwinde ſicher lagen. Wir ſchiffeten eine Weile im Finſtern fort, ohne zu wiſſen wohin; nach dieſem aber entdekten wir viele große Feuer, woraus wir urtheilten, daß wir nicht weit von dem Ufer wären. Indeſſen kamen wir doch erſt zu Mitternacht an demſelben an. Da wir es aber nicht kanten, und uns nicht den Ueberfällen der Indianer ausſetzen wolten, welche bey ihrem Hüten Feuer anzumachen und aufzulauren pflegen, um die Ankommenden unverſehens zu überfallen, ſo blieben wir bis zu Anbruch des Tages, welches der achtzehnte war, vor Anker.

Wir wurden die ganze Nacht von dem beſtändigen Hin- und Herwanken der Kähne ſehr beunruhiget. Des Morgens ſahen wir, daß wir ſehr nahe bey dem Lande waren, daher lichteten wir die Anker und fuhren in die Bay ein. Wir trafen

ſen drey Inſeln an, welche einen Hafen zwiſchen ſich formirten, in dem die Schiffe für den Winden ruhig liegen, und bequem Anker werfen können. Der Grund daſelbſt iſt ſandigt. In dieſer Bay ſind drey Kreek, nemlich an jeder Ecke eine, und in der Mitten eine, welche am tiefſten iſt, und am Ende ſüßes Waſſer hat.

Wir traten an einem ſichern und bequemen Orte ans Land, den uns einer von den Indianern zeigte, die uns begleiteten. Wir gaben dieſer Bay den Namen das Fegefeuer, weil wir ohngeachtet der Dunkelheit der Nacht die Klippen, mit denen ſie erfüllet iſt, glüklich vermieden hatten. Von dem innerſten der Bay bis an dieſe Spitze ſind ohngefehr drey Meilen: zwiſchen dieſer Erdſpitze und der Mitte des Einganges iſt eine andere Inſel, welche eine ſehr ſteile Küſte hat. Die Einwohner des Landes kamen zu mir, und wünſchten mir zu meiner glüklichen Ankunft Glük, ich beſchenkte ſie mit einigen Lebensmitteln, und unterhielt ſie von dem Wohl ihrer Seelen auf eine ihrer Fähigkeit gemäße Art. Das herum liegende Land ſchien mir in Anſehung des übrigen Californiens ziemlich ſchön zu ſeyn.

Den neunzehnten früh befanden ſich die Kähne, welche noch in einer gnugſamen Tiefe Anker geworfen hatten, auf dem troknen, indem das Meer über eine Klafter gefallen war. Wir nahmen ſüßes Waſſer ein, und machten uns bereit unter Segel zu gehen, als ein Indianer uns benachrichtigte, daß die im Gebürge wohnenden beſchloſſen hätten, uns des Morgens zu beſuchen, daß ſie es aber, weil ſich nicht alle an dem Sammelplatze eingefunden hätten, verſchöben, bis wir Waſſer einnehmen würden. Wir ſahen uns wegen eines widrigen Windes genöthiget unter Segel zu gehen, der uns verhinderte, daß wir das Vorgebürge nicht umfahren konten. Alles, was ſich thun lies, war, daß wir das Ufer an dem nördlichen Ende der Bay erlangten, welches, ob es gleich mit Bergen umringt iſt, doch nicht gefährlich war, weil ſich eine große Menge Sand daſelbſt befindet.

Den zwanzigſten umfuhren wir das Vorgebürge Las Animas, welches von allen Seiten mit Klippen und Brandungen umgeben iſt. Seine zwey Spitzen liegen gen Südweſt und Nordweſt gegen einander. Dieſem Vorgebürge gegen Norden iſt eine niedrige Inſel, welche nebſt dem Felſen, die aus derſelben weit in das

Meer hervor gehen, eine dreyeckigte Geſtalt haben. Jenſeit giebt es viele Kanäle wo man für dem Südoſt und Nordwinde, die hier am meiſten zu fürchten ſind, ſicher lieget. Etwas weiter hin iſt ein ander Vorgebürge, welches die Figur eines Dreyzackes hat, ohnweit dem ſich eine Reihe Klippen befindet, die faſt eine halbe Meile in das Meer hervorgehet. Das Waſſer iſt daſelbſt ordentlicher weiſe ſehr unruhig. Die kleinen Schiffe, welche hinter dieſem Vorgebürge ankern, liegen für den Südoſtwinden ſicher. Nahe dabey iſt eine Bay, Los Angelos genant. Vor ihrem Eingange liegt eine Reihe Inſeln, welche viel zu ihrer Sicherheit beytragen. Ihre Anzahl iſt ſo gros, daß wir ſie weder auf der Hinreiſe noch auf der Herreiſe zählen konten. Die meiſten ſind ſehr hoch, aber nicht gros. Die Bay iſt ſo geräumig, daß auch die gröſten Schiffe darinnen ankern können. Das Meer erſtrecket ſich bis an den Fuß einer Anhöhe, welche einen Theil des Gebürges ausmachet; denn wenn man grade auf den Ort zufahren wil, wo ſüßes Waſſer iſt, ſo iſt das Zeichen ein ſchwarzer Felſen auf der rechten Hand, über welchen hinaus es noch einige andere weiße giebt. Auf der linken Seite iſt eine Sandbank, welche eine Meile in der Länge hat, und ſich bey der Küſte anfängt. Außer dieſem Zeichen erkennet man auch den Waſſerort an dem vielen Grünen, womit er umgeben iſt. Das Waſſer iſt ſehr gut, und weil es von einer Höhe herabfält, ſo kan man es an Bord nehmen, ohne daß man nöthig habe, aus dem Schiffe zu treten: es reichet für das Schifsvolk, aber nicht zur Bewäſſerung des Landes zu. Es befanden ſich hier verſchiedne Gemeinheiten von Indianern, welche alle wohl bewaſnet und außerordentlich hochmüthig waren, und wieder die Gewohnheit des Landes ihre Köcher voller Pfeile hatten. Außer der Nachricht, die wir von ihnen zu Las Animas eingezogen hatten, ſahen wir an ihren Geberden und Geſchrey, daß ſie ſehr böſe Abſichten hatten. Wir bemüheten uns, ſie durch Geſchenke und Freundſchaftsbezeugungen zu gewinnen, welches uns aber nicht gelang. Sie fuhren fort zu ſchreyen, und zeigten uns ihre Bogen, um uns gleichſam zum Streit auszufordern. Dieſes nöthigte uns, auf guter Hut zu ſeyn, denn ſie ſind ſehr ſchelmiſch, und bedienen ſich der Nacht ihre Streiche auszuführen. Sie nähern ſich in aller Stille, ſchießen

ihre Pfeile mit großem Geſchrey ab, und fliehen davon. Dieſe Indianer hatten ſich getheilt, um uns anzufallen. Einige hatten ſich ohnweit unſerm Lager gen Norden, und andre noch näher gegen Mittag geſtellet, um uns, ſo zu ſagen, zwiſchen zwey Feuer zu bringen, und uns den Rükweg zu verhauen. Die Einwohner der Bay Los Angelos waren nach denen an den Täuchern begangenen Mordthaten ſo kühn geworden, daß ſie ſich als unüberwindlich anſahen, zumal da von allen Gemeinheiten, die mit ihnen Freundſchaft hielten, Hülfsvölker zu ihnen geſtoßen waren, und ſie waren vielleicht niemals in ſo großer Anzahl als itzt beyſammen geweſen. Gott aber lenkte es ſo, daß dieſe fürchterliche Armee durch einen Ausmarſch von fünf Soldaten und dreyßig chriſtlichen Indianern zerſtreuet wurden. Dieſe rükten gegen drey Uhr Nachmittags wider das Corps, das gegen Norden lag, und das beträchtlichſte war, aus. Die grosprahleriſchen Feigen hatten kaum unſere Leute auf ſich losgehen geſehen, als ſie ohne Ordnung die Flucht ergriffen, und Weib und Kinder verließen, ohne das erſte Feuer zu erwarten. Sie machten nicht eher Halte als bis ſie die Höhe der Felſen erreicht hatten: und als ſie ſich außer Gefahr ſahen, ſo machten ſie allerley Sprünge, ſchrien und nahmen allerley drohende Geberden an, auf die wir nicht einmal Achtung zu geben uns die Mühe nahmen. Wir durchkrochen alle ihre Hölen und Schlupflöcher, fanden aber niemanden als Weiber und Kinder drinnen, denen wir allerley Freundſchaft erwieſen, und ſie verſicherten, daß wir ihnen nichts thun wolten: unſerer Verſprechungen aber ohngeachtet flohen ſie davon, und ließen uns ihre Kinder. Wir trugen für dieſelben, wie auch für einige zurükgebliebene Weiber Sorge, da unterdeſſen die andern den Flüchtigen nacheilten, um ſie zur Rükkehr zu bewegen: weil aber die Nacht einbrach und der Berg ſteil war, ſo kehrten ſie zurük, nachdem ſie einige Muſquetenſchüſſe gethan hatten, um die Indianer zu erſchrecken, welches ihnen auch ſo gut gelang, daß ſie, obgleich der übrige Berg ſehr ſteil war, dennoch mit einer unbeſchreiblichen Behendigkeit bis an den Gipfel hinan kletterten, und den andern Morgen kein einziger mehr zu ſehen war. Der andre Trupp, welcher ſich gegen Mittag gelagert hatte, machte keine Bewegung, und ob wir gleich überzeugt waren, daß ſie das Schikſal

S 2 ihrer

ihrer Bundesgenoſſen entweder durch einen Spion, oder durch irgend einen Flüchtling erfahren hatten; ſo bekam doch die Schildwache Befehl, von Zeit zu Zeit Feuer zu geben. Wir fragten die Weiber, welche zurük geblieben waren, warum ſich die Indianer in ſo groſser Menge verſamlet hätten, und ſie geſtunden uns aufrichtig, daß ſie zu den nördlichen Gemeinheiten gehörten, von denen ſich einige nicht an dem zur Verſamlung anberaumten Orte eingefunden hätten, daß ſie ſich alle dieſe Nacht verſamlen ſolten, und daß der Vater von einigen Mädgen, welche gegenwärtig wären, der Anführer der nordiſchen Rebellen, und ein Todtfeind aller derer ſey, welche mit Kähnen in das Land kämen. Sie ſezten hinzu, daß ſie ſich deswegen alſo in zwey Truppe getheilet hätten, damit wir ihnen nicht entwiſchen möchten. Sie baten uns um Waſſer, und wir gaben es ihnen nebſt einigen Lebensmitteln, auch ihren Kindern reichten wir etwas Confect und ſagten ihnen, ſie ſolten ſich zur Ruhe begeben, die Schildwache würde Sorge für ſie tragen. Wir erſtaunten darüber, daß ihre Töchter nackend gingen. Die Californerinnen von der Nation der Cochimies ſind außerordentlich arm, und tragen keine Kleider: inzwiſchen hat ihnen die Beſcheidenheit und die Schamhaftigkeit gelehret, eine Art von Vortüchern zu machen, die von dem Leibe bis an die Knie gehen, ein Beweis, wie hoch ſie dieſe Tugend, welche die Krone der Frauen iſt, ſchätzen. Sie thun noch mehr, wenn eine Frau mit einem Mädgen niederkomt, ſo bedekt ſie daſſelbe auf gleiche Art; bey den Völkern dieſer Bay ſahen wir aber dergleichen Gewohnheit gar nicht. Man muß hoffen, daß ſie dereinſt unter ihnen aufkommen wird, und daß das Licht des Glaubens ihnen die Schändlichkeit einer ſolchen Entblößung zu erkennen geben wird.

Den ein und zwanzigſten ließen wir die Indianerinnen mit ihren Kindern und Geräthe von uns, kaum aber hatten wir ihnen erlaubt zu gehen, als ſie eben ſo wie die erſten die Flucht ergriffen, und Kinder und Sachen im Stiche ließen. Wir ließen ſie zurük kommen und bemüheten uns ihnen Muth einzuſprechen, befahlen ihnen auch, ihre Männer und die übrigen Einwohner dahin zu vermögen, daß ſie ohne alle Furcht zu der Waſſerquelle zurük kämen, und ſagten ihnen, daß wir ſie

den

den Abend vorher nicht deswegen ſo verfolgt hätten, damit wir ihnen übels thun wolten, ſondern weil ſie die Chriſten zuerſt angefallen hätten, ſo hätten wir ihnen nur zeigen wollen, daß wir uns nicht fürchteten: wären wir ihre Feinde, ſo hätten wir ihre Weiber und Kinder getödtet; ſie ſolten Muth faſſen, wir wären Chriſten, und bekriegten als ſolche niemanden, wir bemüheten uns hingegen, die Menſchen dahin zu bringen, daß ſie unter einander in Friede und gutem Verſtändnis lebten; die Kähne und das Volk, das ſie ſähen, ſtünde unter der Oberherrſchaft eines Geiſtlichen, der die Indianer ſehr liebte. Dieſe Rede machten ihnen Herz, ſie nahmen ihre Kinder und ihr Geräthe und kehrten zu ihren Landesleuten zurük. Unterdeſſen wurden unſere Leute einen Spion gewahr, der von Süden herkam, ſie liefen ihm nach, um ihn anzuhalten, er entwiſchte ihnen aber, und als ſie ihn verfolgten, trafen ſie eine Frau an, welche ihnen eine andre Waſſerquelle zeigte. Alle Indianer hatten ſich nunmehro zerſtreuet, und unſre Leute fanden an dem Ort, den ihnen das Weib gezeigt hatte, eine große Menge erſt abgeſchnittene Salbey. Indes kamen doch einige nördliche Indianer zu uns, welche vermuthlich durch ihre Weiber dazu waren bewogen worden, oder die das Verlangen ihre Kinder und ihr Geräthe wieder zu haben trieb, oder vielleicht der Durſt zwang, weil in der ganzen Gegend kein ſüßes Waſſer war, als da, wo wir uns gelagert hatten. Auf den Abend als die große Hitze vorbey war, gingen drey Soldaten von denen Indianern, die wir bey uns hatten, begleitet, aus, um die Küſte gegen Mittag zu unterſuchen. Unterwegens erblikten ſie einige Indianer auf einem Berge, die aber bey Erblickung der Soldaten ſich mit einer bey den Europäern ſehr ſeltnen Behendigkeit auf den Gipfel begaben. Weil die Sonne ſchon untergegangen war, ſo konten ſie nicht bis zur Waſſerquelle gehen, und kehrten alſo zu den Kähnen zurük. Hier war der Landwind ſo ſtark, daß er früh das Zelt, unter dem Meſſe geleſen wurde, fortführte; und in der Nacht nahm er ſo zu, daß ein Kahn von ſeinem Anker losgeriſſen und an die Inſeln geworfen wurde, welche beym Eingange der Bay Los Angelos ſind.

Den zwey und zwanzigſten ſetzten wir unſere Reiſe mit günſtigem Winde fort,

auf welchem ein ſehr heftiger Wind von einigen Stunden folgte, der uns nöthigte an die Küſte zu fahren. An dem Ufer wurden wir viele Indianer, die mit Bogen und Pfeilen bewafnet waren, gewahr, die aber die Flucht ergriffen, ſo bald ſie uns ankommen ſahen. Wir verfolgten ſie bis auf den Abend, weil wir aber nicht wuſten, ob wir das Vorgebürge würden umfahren, und einen Ort finden können, wo wir für den Winden ſicher lägen, ſo fuhren wir in eine Krümmung ein, welche die Bay auf der Nordſeite machet, wo ſie groß genug iſt, um viele Schiffe zu faſſen, und ſich mit einem tiefen Kreek endiget, in dem ſich die Ebbe beſonders ſtark zeiget.

Den drey und zwanzigſten umfuhren wir das Vorgebürge Los Angelos, welches in Abſicht des andern Vorgebürges nach Nordweſt und Süſtweſt lieget. Die Spitze, ſo nordoſt liegt, beſtehet aus drey ſteilen Bergen, an deren Fuße es viele Klippen giebt, derer einige unter Waſſer ſtecken. Hier finden ſich zwey Hafen, worin man für den Stürmen ſicher liegen kan; wobey ich aber anmerken mus, daß es einer Inſel gegen über, die ſich aber den Gebirgen der Inſel Los Angelos hinaus befindet, ein Vorgebürge giebt, um welches herum lauter Klippen ſtehen. Die Küſte beſtehet bis nach Los Remedios aus Felſen und Kies. Die Bay Nueſtra Senora de Los Remedios fängt ſich bey einer kleinen Inſel und bey einem weislichten Ufer an. In dieſer Bay iſt ein Ort, der für dem Südoſtwinde ſicher liegt, ferner einige ſchwärzliche Anhöhen, die den Nordwind abhalten und endlich eine Perlenfiſcherey.

Den vier und zwanzigſten ſahen wir uns von dem Winde angehalten. Einige von unſern Leuten beſichtigten das Gebürge, ſie fanden aber nichts merkwürdiges. Sie glaubten, ſie hätten eine Bay entdekt, es war aber nur die Küſte, welche in Anſehung der Inſel Ange Gardien ſehr gros und einer Bay ähnlich iſt. Dieſe Inſel fängt ſich ein wenig über dem Vorgebürge St. Raphael an, und endigt ſich ein wenig diſſeits St. Johan und St. Paul. Sie iſt ſehr gebürgigt und hat viele Bayen und Vorgebürge. Sie erſtrekt ſich gegen Südoſt nicht ſo weit als gegen Norden. Der Canal zwiſchen ihr und der Küſte iſt ſo voller Walfiſche, daß

man

man ihn den Walfiſchcanal genennet hat. Während der Zeit da etliche von unſern Leuten das Land unterſuchten, fiſchten wir einige Perlen, und fanden, daß die Muſcheln am Ufer ſchöner waren, als die in der hohen See.

Den fünf und zwanzigſten, als wir eben bey einem Landwinde unter Segel gehen wolten, wurde derſelbe ſo heftig, daß wir uns nicht ins Meer wagten, endlich hörte er auf, und wir ſchiffeten den übrigen Theil des Tages bald mit Windſtille, bald mit wiedrigem Winde. Wir fuhren an der Küſte her, welche ſehr gebürgigt iſt. Das Meer iſt in dieſer Gegend ſo voller Klippen, daß unſre Kähne oft darwieder anliefen. Das Kahn, in welchem ich mich befand, ſties zweymal an, wodurch das Steuerruder beſchädiget wurde. Man ſchikte ein kleines Kahn ab, um alles zum Einnehmen des ſüßen Waſſers zuzubereiten. Als uns die Indianer des Landes gemerkt hatten, ſo liefen ſie zu den Waffen, und erhoben ein großes Geſchrey, wie ſie zu thun gewohnt ſind, wenn ſie einen Feind angreiffen. Dieſes Geſchrey war mit allerley Sprüngen und lächerlichen Geberden begleitet. Als ſie aber unſere Leute ausſteigen ſahen, und gewahr wurden, daß ſie bewafnet waren; ſo flohen ſie auf die Spitzen der Berge, wo ſie ſtille hielten. Unſere Leute ſchrien ihnen zu, ſie ſolten abſteigen, ſie waren aber ſo erſchrocken, daß ſie vielmehr noch weiter flohen. Bey Untergang der Sonne landeten wir an einem ebenen, und voller Kies liegenden aber unſichern Ufer an; da wir indeſſen höchſtnöthig Waſſer brauchten und das Land nicht kanten, ſo blieben wir der Gefahr ohngeachtet da.

Den ſechs und zwanzigſten begaben ſich einige von unſern Leuten in einen großen Kreek, um einen Ort ausfündig zu machen, wo man Waſſer einnehmen könte. Aus einigen friſchen Palmzweigen und Schwerdtlilien, die von den Indianern zurükgelaſſen worden waren, urtheilten wir, daß eine Waſſerquelle hier anzutreffen ſey; allem Anſehen nach aber mochten ſie dieſelbe wo anders her gebracht haben, weil unſre Leute nichts dergleichen an dieſem Orte antrafen. Diejenigen, welche den Indianern auf ihrer Spur nachgefolgt waren, fanden einige Meilen von da eine See. Die Kennzeichen, nach welchen diejenigen, die zu Waſſer dahin kommen, merken müſſen, wenn ſie ſüßes Waſſer finden wollen, ſind dieſe. Das

Ufer

Ufer iſt niedrig, mit weißen Sande bedekt, und endigt ſich mit einem freyſtehenden röthlichen Hügel. Wir weyheten dieſen Ort dem heiligen Johan und Paullus, weil wir ihn an dem Feſte dieſer zwey Märtyrer unterſuchten.

Den ſieben und zwanzigſten gingen wir mit einem Landwinde unter Segel, und nachdem wir vor einigen Hügeln, die längſt der Küſte hin ſtehen, vorbey gefahren waren, ſo erblikten wir auf einem benachbarten Berge zwey Indianer, die uns ruften, wegen der Entfernung aber konten wir nicht verſtehen, was ſie zu uns sagten. Indeſſen ſchloſſen wir aus dem Orte, wo ſie waren, und aus ihren Geberden, daß ſie uns zum Streite herausforderten. Als ſie gewahr wurden, daß wir auf ſie Achtung gäben, ſo ſchüttelten ſie ihre Bogen und Pfeile mit großem Geſchrey, und ſprangen zu gleicher Zeit mit ſehr großer Behendigkeit herum. Einer von ihnen that ſich beſonders durch ſeine Geſchwindigkeit unter ſeinen Cameraden hervor, es ſey nun, daß er es aus Prahlerey oder zu Bezeigung ſeines Haſſes gegen uns gethan habe. Er bewegte ſich mit einer außerordentlichen Geſchwindigkeit, er tanzte und drehete ſich auf einem Fuße herum, zuletzt aber, da er ſich gar zu ſehr auf ſeine Behendigkeit verlies, und nicht auf den Abſchus des Berges an der Seite Achtung gab; ſo fuhr ihm der Fus aus, und er kollerte wie ein Stein [illegible] Berge herunter. Zu unſerm gröſten Erſtaunen kletterte er doch den Berg [illegible] hinan, ob er es gleich nicht mit der vorigen Behendigkeit that, und ſeine Cameraden zu Hülfe rufen muſte. Dieſer Zufal beluſtigte unſere Leute ſehr, die Indianer hingegen ſchämten ſich ſo drüber, daß ſie ihres Weges gingen, ohne ſich mehr ſehen zu laſſen. Gegen Mittag entdeckten wir eine Bay, die uns ſehr ſicher vorkam, worinnen wir uns aber irten, weil wir nur allein hinter der erſten Spitze ſicher liegen konten, welche aus einem Felſen beſtehet, um den ein ſehr enges Ufer iſt, das in der Fluth ganz vom Waſſer bedeckt wird. Die Berge, welche um dieſe Bay herum liegen, ſchienen ſehr reichhaltige Erzgänge zu enthalten. Unterdeſſen als die andern die Küſte unterſuchten, unterſuchten wir den übrigen Theil der Bay. Wir trafen allenthalben Felſen an, und weil ſich die Sonne zum Untergange neigte, begaben wir uns wieder dahin, wo wir uns vor Anker legen wolten.

Den

Den acht und zwanzigſten ſegelten wir mit einem Landwinde weiter, es erhob ſich aber zwiſchen den Bergen ein Windſtos, der einen von unſern Maſtbäumen umſchmis, wodurch einer von unſern Matroſen verwundet, zwey andere aber beynahe getödtet wurden. Wir fuhren vor einigen ſteilen Anhöhen vorüber, welche weit in das Meer hinaus gehen. Nachdem wir um ein Vorgebürge voller Klippen und Felſen herum gefahren waren, ſo kamen wir in eine Bay von mittelmäßiger Größe, die wie ein G geſtaltet war. Zwiſchen dem Vorgebürge und einem großen Felſen, der am Ufer ſtehet, iſt ein ſehr guter Ankergrund, wo ein Schif, das dem Felſen entgegen ſtehet, für dem Südoſtwinde ſicher liegt. In der Ebbe ragen viele Felſen aus dem Meere hervor. Die andere Spitze würde einen ſichern Ort für dem Nordwind geben, wenn auf dem Grunde nicht Felſen verſtekt wären, und wenn die Ebbe nicht ſo reiſſend wäre. Ohngefehr eine Viertelmeile von dem Eingange iſt eine See, welche trübes und ſchlechtes Waſſer hat. Wir gaben dieſer Bay den Namen St. Peter und Paul, weil wir an dem Feſte dieſer Apoſtel daſelbſt anlandeten.

Den neun und zwanzigſten wurde eine Windſtille, und wir ruderten aus der Bay. Nachdem wir das weiße Vorgebürge umfahren hatten, kamen wir in eine andere, welche weſt und ſüdweſtwärts lieget. Sie iſt von einer beträchtlichen Ausdehnung, hat viele Inſeln und ſchließet die kleine Bay St. Ludwig von Gonzague in ſich. Diſſeits macht das Ufer viele Buchten, in deren einer wir eine Menge Muſcheln ſahen, die zwar nicht von Perlenmutter, dennoch aber ſehr ſchön und denjenigen Muſcheln ſehr gleich waren, welche weiſſe Perlen enthalten. Wir verſchoben ihre Unterſuchung, bis wir auf der andern Seite geweſen ſeyn würden: das Wetter aber war uns erſt bey unſerer Rükreiſe günſtig, und als wir ſie unterſuchten, fanden wir, daß ſie groß genung war, um jede Anzahl von Schiffen zu faſſen. Sie iſt von der andern durch einen kleinen Canal abgeſondert, und beyde ſind gleich ſicher. Sie hat viele Kreeks, die von Fiſchen wimmeln, daher ſich auch viele Indianer aus den benachbarten Gemeinheiten daſelbſt einfinden. Es fehlt ihr aber ein wichtiger Vortheil, denn das Waſſer iſt daſelbſt ſo ſalzigt, daß man es gar nicht

trinken kan. Man findet zwar ſechs Meilen davon gutes Waſſer, aber in geringer Menge. Wir wolten ſehen, ob in dieſe Häfen nicht ſüßes Waſſer zu bekommen ſey, und gruben auf neun Fuß tief Brunnen, ohne jedoch Waſſer finden zu können.

Der Mangel an Waſſer nöthigte uns, den dritten Tag dieſen Ort zu verlaſſen, um an andern Orten Waſſer zu ſuchen. Dieſe Häfen werden durch eine Inſel gemacht, die ſo gros iſt, daß man ſie für feſtes Land anſiehet. Ueber dieſer Bay hinaus iſt das Ufer zwiſchen zwey Bergen, welche St. Sebaſtian heißen, wie ein halber Mond geſtaltet, und wir trafen auf derſelben einen Flus an, der mit Seewaſſer vermiſcht war. Die Indianer benachrichtigten uns, daß es in dem jenſeitigen Gebürge beſſer Waſſer gäbe, und wir fulden, daß ſie uns wahr geſaget hatten; inzwiſchen half es uns nichts. Wir fuhren um drey andre Vorgebürge herum, und kamen des Abends in einem kleinen Kreek an, der vor dem Südoſtwinde ſicher lieget, aber voller Klippen iſt. Wir fanden hier eine Rheede, ſahen aber keinen Menſchen zum Vorſchein kommen.

Den dreyßigſten ſahen wir vor Anbruch des Tages Licht am Ufer, und ſchloſſen daraus, daß in der Nähe ſüßes Waſſer ſeyn müſte. Es begaben ſich daher einige von unſern Leuten ans Land, fanden das Waſſer, und kehrten nebſt einem Greiſe um, welcher einen irdenen ſehr wohlgemachten Krug trug, worüber wir uns nun deſto mehr verwunderten, weil wir dergleichen weder bey den nördlichen Indianern, noch bey den Chriſten, die jenſeit in eben der Linie wohnen, eher geſehen hatten, als bis ſie von den Einwohnern der andern Seite der Bay die Verfertigung derſelben gelernet hatten. Als wir erfahren hatten, daß an dieſem Orte Waſſer und eine gute Küſte ſey, ſo ſegelten wir um eilf Uhr mit dem Südoſtwinde fort, da derſelbe aber ſtark und dem Strome zuwider war, ſo ſchwol das Meer ſo auf, daß wir ſehr ſpät in den Hafen kamen, ob er ſchon nicht weit entfernt war. Wir fanden viele Indianer von verſchiedenen Gemeinheiten daſelbſt, deren Mundart wir kaum verſtehen konten. Sie zeigten in ihrer ganzen Aufführung viel Härte und Wildheit, ja einer von ihnen wolte heimlicher weiſe nach mir ſchie-

ſchießen, ich kam ihm aber zuvor, ſtelte mich als ob ich ihn nicht ſähe, und verän-derte meine Stelle. Wir begegneten ihnen ſehr höflich, theilten ihnen Lebensmit-tel aus und beſchenkten ſie außerdem mit vielen Spielſachen, worüber ſie ſehr vergnügt zu ſeyn ſchienen, und uns wiederum mit Federn beſchenkten, womit ſie ihre Häupter putzen. Sie nöthigten uns dieſelben als ein Unterpfand ihrer Freundſchaft anzunehmen; es war aber nur Verſtellung, denn ſie gaben uns ihr zankſüchtiges Gemüth dadurch zu erkennen, daß ſie die Pfeile belekten, welches bey ihnen eine Art der Zubereitung zur Schlacht iſt. Wir ſtiegen hierauf von ei-ner Anhöhe herab, auf welche wir uns begeben hatten, um den kühlen Wind zu genießen, indem die Hitze auf der Küſte unerträglich war: die Indianer fuhren aber immer noch fort, uns mit Springen und großem Geſchrey heraus zu fordern. Ein junges chriſtliches Kind, welches gern lachte, nahm einen alten Lappen in die Hand, und fing an die lächerlichen Geberden der Wilden nachzuthun, wodurch ſie ſo aufgebracht wurden, daß ſie denjenigen unter ſich, deſſen Sprache wir am beſten verſtehen konten, zu uns ſchikten, welcher uns zum Streit herausfordern und hinzu ſetzen muſte, daß ſie in großer Menge vorhanden wären, und uns einen Hinterhalt gelegt hätten. Wir ſahen wohl ein, daß dieſe Nachricht nicht ſo wohl von ihrer Dumheit herrührte, ſondern daß ſie uns vielmehr in Furcht jagen wol-ten, und antworteten ihnen, wir würden uns ſchon ſtellen. Sogleich ſchikten wir ſechs Soldaten und ſechs und zwanzig bewafnete Indianer ab. Die Hitze, mit wel-cher dieſe die Anhöhe beſtiegen, und der Muth und die Geſchicklichkeit, mit welcher ein Chriſt den Pfeil eines Indianers auffing und ihn zerbrach, jagte den Wilden ſo ein Schrecken ein, daß ſie ohne Verzug die Flucht ergriffen. Ein Trupp In-dianer aber kam mit den Soldaten zum Handgemenge, welche einige Gefangene machten, und dieſelben zurük brachten. Inzwiſchen hatten zwey Soldaten dem Feinde unvorſichtiger weiſe nachgeſetzt, welchen ich ſogleich, als ich es erfuhr, die noch um mich vorhandenen Leute nachſchikte. Die Indianer hatten ſich an einen Ort begeben, wo viele Gemeinheiten verſamlet waren, um uns anzufallen: als nun unſere zwey Soldaten die Gefahr, in der ſie ſich geſtürzt hatten, erkanten, ſo

ſchrie der eine mit ſehr zuverſichtlichem Tone, gleich als wenn er an der Spitze eines Corps Truppen wäre. Einige marſchiretem hierher, und die andern dorthin! geſchwind! macht einen Creys, damit wir über dieſe Wilden herfallen, ehe ſie uns entwiſchen können. Die Indianer ſtunden in Schlachtordnung, und hatten ihre Pfeile in der Hand; kaum hatten ſie aber dieſe Worte gehört, als ſie ſich nicht weiter vorzurücken getrauten. Indem ſie ſo unentſchlüßig waren, langten die an, welche ich nachgeſchikt hatte, und nun dachten die Indianer in der That, daß man ſie angreifen wolte, ſie nahmen daher die Flucht, und ließen ihre Weiber, Kinder und Lebensmittel im Stiche. Wir gingen mit den Gefangenen ſo ſorgſam und gütig um, als es die Religion und vornemlich alsdenn verlangt, wenn ihre Ausbreitung dadurch entweder erleichtert oder verhindert werden kan. Viele gefangene Indianer, welche noch Heiden waren, und die chriſtlichen Gewohnheiten nicht wuſten, boten ihre Weiber und ihre Güter zum Löſegelde dar. Mitlerweile fiel die Nacht ein, und wir ſtelten eine Wache aus, welche für die Gefangenen Sorge tragen ſolte. Unſre Leute fanden in einer Gemeinheit einen Hund, welches vielleicht in Californien der erſte war, ehe die Miſſionsprediger dergleichen ins Land brachten.

Den erſten des Heumonats ließen wir die Gefangenen los, nachdem wir ihnen anbefohlen hatten, daß ſie, fals ein Kahn anlandete, demſelben nichts zuwieder thun ſolten. Zwey von ihnen behielten wir zurük, um uns einen Ort zu zeigen, wo man ſüßes Waſſer fände. Es war ſchon ſpät als wir abreiſeten, denn wir hatten auf einen Kahn warten müſſen, welcher ſich entfernt hatte, obſchon die Küſte niedrig, gefährlich und voller Klippen war. Indeſſen nöthigten uns die Winde, die von allen Seiten her blieſen, unſere Kähne ans Ufer zu ziehen, und beſſer Wetter abzuwarten. Die Entfernung der Waſſerquelle verhinderte uns, ſo viel Waſſer einzunehmen, als wir nöthig hatten, da zumal dieſer Seeſtrich nicht ſicher war. Einige von unſern Leuten gingen ans Land, um die Küſte zu unterſuchen, ſie hörten ein Geſchrey von einem Haufen Indianer, die in Gebürgen wohnen, und weil ſie ſich fürchteten, abgeſchnitten zu werden, ſo kehrten ſie um, und winkten dem-

demſelben, daß ſie bald wieder bey ihnen ſeyn würden. Hierauf erhoben die Indianer ein neues Geſchrey, zeigten ihnen den Waſſerort mit dem Finger, und flohen davon. Wir fanden in dieſem Fluſſe einige Palmbäume, die der Strom mit ſich fortgeriſſen hatte. Die Kennzeichen, an welchen man den Waſſerort St. Stanislaus erkennet, ſind ein röthlicher Felſen, welcher nahe an der Kette von Bergen ſteiget, und einige Mauern von der nemlichen Farbe, welche unten am Ufer längſt der Küſte hin ſtehen. Ehe man zu dieſen Mauern komt, findet man einen ſchönen Weg, welcher zum ſüßen Waſſer führt. Wir blieben bis an den Mittag daſelbſt, und ſetzten nach dieſem unſern Weg fort; der Wind war aber ſo heftig und das Meer ſo ſtürmiſch, daß wir erſt zu Mitternacht an den Ort hinkamen, auf welchen wir zuſchiffeten.

Den zweyten fuhren wir in die Bay la Viſitation ein, und fanden an dem einen Ende derſelben einen ſehr guten Ankergrund. Die daſelbſt befindlichen Indianer begegneten uns nichts beſſer, als ihre andern Landsleute. Einer von ihnen, der nach St. Stanislaus gehörte, zeigte uns einen Waſſerort, der in einer großen Entfernung lag. Wir hielten es dennach für gut, einen Kahn nach St. Stanislaus zurük zu ſchicken, um Waſſer einzunehmen, und unterdeſſen beſſerten wir ein anderes aus, welches viele Ritzen hatte, durch die das Waſſer hineindrang. Hier endigt ſich die Bay, welche zu St. Ludwig von Gonzague anfängt. Um St. Stanislaus und la Viſitation herum findet man viele Perlenmuſcheln. Wir trafen auf unſerer Rükreiſe um Mitternacht ... an, und ſchloſſen aus der Menge Feuer, die wir ſahen, daß der Ort ſehr bevölkert und alſo das ſüße Waſſer nicht ſo weit entlegen ſeyn müſſe, als uns der Indianer geſagt hatte. Wir thaten unſer möglichſtes, um mit einem Einwohner reden zu können, und zu erfahren, wo ſüßes Waſſer ſey. Bey frühem Morgen beſuchten uns viele Familien, und ſagten uns eben das, was uns der erſte geſagt hatte. Die Weiber gingen ganz nackend, und hatten nicht einmal das Vortuch, welches die Weiber weiter gegen Norden zu tragen pflegen. Hier hört die Kette von Inſeln, die in der Bay iſt, auf; denn das Vorgebürge la Viſitation liegt faſt von der Inſel, wo wir uns vor Anker

ker legten, nordwärts. Diſſeits dieſes Vorgebürges, wenn man eine niedrige und ſandige Erdſpitze umfahren hat, trift man eine kleine Bucht für die Kähne an. Auf der linken Seite giebt es viele Felſen, welche meiſt unter dem Waſſer ſind, und zur rechten Hand iſt ein ſehr niedriges Vorgebürge, und zwiſchen dieſen zwey Vorgebürgen ſind zwey kleine Häfen.

Den dritten kehrte das nach ſüßem Waſſer abgeſchikte Kahn zurük, und binnen der Zeit war der beſchädigte Kahn wieder ausgebeſſert worden, und wir waren im Begrif unter Segel zu gehen.

Den vierten reiſeten wir mit einem Landwinde ab, welcher ſich auf einmal nach Südoſt wendete. Wir umfuhren das Vorgebürge la Viſitation, deſſen Ufer niedrig, der Erdboden thonartig und voller Felſen iſt. Wir ſezten unſern Weg bis Nachmittage fort, da uns der Wind zuwider war, und wir nahe bey einem Haufen Muſcheln, den das Meer ſeit kurzen zuſammen geſchwemmt hatte, Anker warfen. Den Abend waren wir im Begrif unſern Ankergrund zu verlaſſen, weil die Kähne wider die unter Waſſer verſteckten Klippen anſtießen, als wir in eine Bay einfuhren, die bey der Ebbe trocken bleibt. Unſere drey Kähne wurden durch die Geſchwindigkeit der Ebbe auf dem Sande ſitzend gelaſſen, und wir dadurch verhindert, unſer Vorhaben auszuführen.

Den fünften ſetzten wir, weil uns der Wind zuwider war, unſern Weg nur mit den Rudern fort, und wurden viele wilde Ziegen und californiſche Hammel anſichtig. Viele von unſern Leuten traten ans Land, um eine derſelben zu erhaſchen. Sie trafen eine Gemeinheit von Indianern an, und fragten ſie, wo man ſüßes Waſſer anträfe. Dieſe zeigten ihnen einige tiefliegende Oerter, und gingen ſogleich davon. Dieſes Waſſer iſt ſo heis, daß es einen Braden von ſich giebt, und einen ſchweflichten Geruch hat. Diejenigen, welche den Ziegen nachgegangen waren, gingen dem Ufer nach und unterſuchten es. Sie fanden auch einen ſehr tiefen, aber mit Salzwaſſer vermiſchten Brunnen, bey welchem wir beym Untergang der Sonne ankamen. Einige, welche ſich tiefer ins Land hinein gewagt hatten, trafen zwey Familien an. Ein Indianer fragte ſie, ob ſie Freunde wären, und als ein Chriſt drauf

drauf antwortete, ſie wären ihre und des ganzen menſchlichen Geſchlechts Freunde; ſo begleiteten die Indianer dieſelben bis in ihre Kähne. Dieſes waren die letzten Indianer, mit denen wir uns unterredeten, und noch hatten wir viele Mühe, ſie zu verſtehen, denn ihre Mundart iſt von der Mundart der Cochimies ganz und gar unterſchieden, von welcher ſie nur einige Worte in ihrer Sprache haben. Hier hören meiner Meynung nach die Perlenbänke auf, weil wir weiter hin gar keine angetroffen haben.

Den ſechſten begaben ſich dreyzehn Perſonen von den unſern ans Land, um daſſelbe zu unterſuchen, und zu ſehen, ob Waſſer da ſey. Wir warfen in einer Bay auf der Südſeite Anker, und hatten zur rechten Hand eine Ecke von einem Felſen, der ſehr weit in die See hervor ging. Gegen Norden iſt eine Sandbank, welche mit einer niedrigen Spitze ſich anfängt, und wenn das Waſſer niedrig iſt, mehr als eine Meile in das Meer hinein zu gehen ſcheinet. Eines von unſern Kähnen ſties auf dieſelbe, und weil ſie viele Aerme hat, ſo wurden wir einigemal genöthigt, wieder zurük zu fahren. Das Vorgebürge, von dem dieſe Sandbank in die See heraus gehet, macht nebſt einem andern gegen Norden liegenden Vorgebürge eine Bay, welche ſehr ſeichte iſt, und in der die Schiffe nicht ſicher liegen. Nachdem wir dieſes lezte Vorgebürge mit vieler Mühe umfahren hatten, ſo ſchienen meine Leute Luſt zu haben, dies Land zu unterſuchen, und dann wieder an dieſen Ort zurük zu kehren. Wir ſtiegen ans Land, um uns an den Waſſerort zu begeben, welches eben der Flus iſt, von dem ich geredet habe. Das Land iſt faſt ſo tief, daß es mit der Fläche des Seewaſſers einerley Höhe hat, denn die umliegende Gegend wird von der Fluth im Frühlinge überſchwemmet. Die Kähne waren ſo glüklich, daß ſie alle ihre Fäſſer mit Waſſer füllen konten. Beym Eintrit der Nacht kamen unſre ausgeſchikten Kundſchafter wieder, und ſagten uns, daß das Land unbebauet und unfruchtbar ſey, und daß es einige Meilen weiter hin gutes Waſſer, aber nicht in gnugſamer Menge gäbe.

Den ſiebenden blieb eines von unſern Kähnen, das nicht beladen war, und ſich nicht für den Indianern fürchtete, an dieſem Orte zurük, die andern ſtachen

in

in die See, ſahen ſich aber bald genöthiget wegen des ſchlechten Wetters zurük zu kehren. Das Meer blieb dieſen ganzen Tag und die folgende Nacht in beſtändiger Bewegung, und wir konten denen, die am Lande geblieben waren, keine Lebensmittel zuführen.

Wir begaben uns an einen andern ſicherern Ort, welcher St. Firmin hies, und zwiſchen zwey Sandbänken liegt. Drey von unſern Kähnen kamen glüklich durch, das vierte aber ſties an, blieb ſitzen, und konte nicht eher flot gemacht werden, als bis die Fluth kam. Wir muſten eines ausladen, damit wir es ausbeſſern könten, denn es ſchöpfte ſo ſehr Waſſer, daß die mehrſten Lebensmittel naß wurden. Das Waſſer iſt hier ſehr gut, großen Schiffen aber wird es ſchwer, jenſeit la Viſitation Waſſer einzunehmen. In dieſer Bay St. Firmin ſind zwey lange Sandbänke, die nach Norden und Süden zu liegen, und in der Ebbe auf zwey Meilen weit trocken werden, wie wir ſolches bey unſerer Rükkunft ſahen.

Den neunten um drey Uhr Nachmittags als die Fluth eintrat, ſegelten wir ab, um uns nach der Bay St. Philip de Jeſus zu begeben, deren Vorgebürge einander nord und ſüdwärts gegen über liegen. Das nordliche hat an ſeiner Spitze einige ſchwarze Berge, weil wir uns aber den Wind zu Nutze machen wolten, ſo ſetzten wir unſern Weg in der Abſicht fort, daß wir ſie auf unſrer Rükreiſe unterſuchen wolten. Wir fanden, daß ſie für dem Nordwinde geſichert iſt, und daß auch ſogar große Schiffe in derſelben ſicher liegen können; weil ſie aber ſehr weit von der Küſte entfernt iſt, und viele Sandbänke hat, ſo kan man nur mit der Fluth in dieſelbe einfahren. Das Ufer iſt ſandigt, und hat an der Nordſeite einen Kreek, welcher ſich im Volmond und im Neumond Waſſer genug für die Schiffe befindet, die aber außerdem ganz trocken iſt. Am Fuße einer platten Anhöhe findet man eine Quelle, deren Waſſer dicke, unangenehm, übelriechend, ja ſo gar ſchädlich iſt. Es verurſachet bey denen, die es trinken, eine Krankheit, die dem Scharbocke ähnlich komt. Auf der Rükreiſe blieben wir bey dieſer Quelle etliche Tage liegen, wir erblikten aber keinen einzigen Indianer; weil auch außerdem meine Leute krank, und von der Reiſe bis zum Flus Colorado abgemattet waren, ſo

konten

konten wir nicht in das Land hinein gehen. Von la Viſitation an bis an dieſen Hafen ſahen wir längſt der Küſte hin viel Hammel und wilde Ziegen. Wir fuhren um die nördliche Spitze, und obgleich die Fluth damals eingetreten war, ſo kam es uns doch vor, als wenn wir viele Buchten ſähen, die für dem Süd- und Südoſtwinde ſicher lägen, ob gleich an der Mittagsſeite nicht mehr als eine einzige zu finden iſt, die noch dazu nur für die Kähne zu gebrauchen iſt: in der Fluth hingegen, und wenn die Ankerſeile gut ſind, kan auch ein großes Schif in derſelben beym Süd oder Südoſtwinde Anker werfen, welches jedoch in der Ebbe nicht angehet, weil das Waſſer alsdenn nur eine oder eine halbe Meile vom Ufer die gehörige Tiefe hat. Von hier entdekten wir beym Auf- und Untergange der Sonne das Land auf der andern Seite, und von der nördlichen Spitze St. Philip entdekten wir diſſeits ein ander Vorgebürge, welches uns eine große Bay zu formiren ſchien, ob es gleich im Grunde mehr als eine war, indem die Spitze des Berges, welche in der Mündung des Colorado iſt, in das Land hinein gehet. Das Ufer an dieſem Orte iſt volkommen der Fläche des Waſſers gleich, bey der Fluth ſumpfigt und im Ungewitter überſchwemt. Von St. Philip bis an den Flus Colorado findet man weder Bayen noch ſüßes Waſſer.

Den zehnten konten wir wegen des Nordoſtwindes, der vom Lande her wehete und uns zuwider war, nicht weit kommen. Die Vorgebürge liegen hier Nordoſt- und Nordnordoſtwärts, und hier endiget ſich auch die Meerenge. Zu Mittage begaben wir uns mit vieler Mühe ans Land, weil das Waſſer ſehr niedrig und das Meer ſehr ſtürmiſch war. Dieſe Küſte iſt völlig unfruchtbar, die Reihe Berge iſt drey bis vier Meilen, und an manchen Orten noch weiter entfernt. Auf den Abend ſchiffeten wir an einem beſſern Orte aus, obgleich das Meer uſſerordentlich hoch war. Der Grund war hier mit Schlam vermiſcht.

Den eilften kamen wir nicht weit, und langten bey einigen Moräſten an, welche eine röthliche Farbe hatten, woraus wir urtheilten, daß wir nicht mehr weit vom Flus Colorado entfernt wären. Wir ſetzten unſern Weg bis auf den Abend fort, und verſuchten an vielen Orten vergebens anzulanden, weil uns die Moräſte hin-

hinderten. Wir warfen endlich einer Inſel gegen über Anker, welche an ihrem äuſſern Ende einen Kreek in Geſtalt eines Bogens hatte. Das hieſige Waſſer iſt ganz anders als das Meerwaſſer beſchaffen, und ſo bösartig, daß es die Haut an allen Orten, die es berührt, wegfriſt. Alle meine Leute wurden nas, und bekamen dadurch an den empfindlichſten Theilen des Körpers Inflammationen, welche erſt nach unſerer Zurükkunft aufhörten. Einige kamen mit den erſten Anfällen der Mundfäule noch weg, die andern aber hatten dieſelbe in ſo einem Grade, daß ſie während der ganzen Reiſe nichts mehr zu verrichten im Stande waren.

Den zwölften erhob ſich ein heftiger Südwind, welcher die Kahne trennete. Ein Kahn verſuchte vielmals durch Laviren die Spitze in dem Moraſte zu umfahren, wo ſich die Inſel, von der ich bey dem eilſten geredet habe, endiget, das Meer war aber ſo ſtürmiſch, daß es beynahe unter geſunken wäre. Ein ander Kahn ſahe ſich genöthiget, einen groſſen Theil der Ladung ins Meer zu werfen, die zwey andern aber waren, obgleich das Volk darauf blieb und die Ladung nas wurde, ſo glüklich, daß ſie nach Umfahrung des Vorgebürges jenſeit der Moräſte in einen ſichern Seeſtrich kamen.

Den dreyzehnten langte der Kahn, welcher auf der andern Küſte angefahren war, zwiſchen ſieben und acht Uhr früh zu St. Bonaventura an, nachdem er den gröſten Theil der Nacht auf der See zugebracht hatte. Man zog ihn bey Zeiten ans Ufer, und legte die Ladung an die Luft zum Troknen. Einige von den andern Kähnen fuhren aus, ihn zu ſuchen, dieſer Kreek aber verhinderte ſie, dahin zu kommen.

Den vierzehnten ging einer von unſern Leuten, während der Zeit, da man das Geräthe des Schifsvolks und die Lebensmittel troknen lies, ins Land um daſſelbe zu unterſuchen, und fand viel Fusſtapfen von Menſchen und Thieren. Die zu St. Bonaventura ſuchten anderthalb Tage lang ſüßes Waſſer, ohne es finden zu können. Der kleinſte Kahn begab ſich endlich zu ihnen, und hinterbrachte ihnen, daß die andern in eben der Mündung des Fluſſes Colorado lägen. Man fand etwas weniges gutes Waſſer, das aus dieſem Fluſſe kam.

Den funfzehnten und ſechszehnten half der kleine Kahn den andern Waſſer

einnehmen, und hierauf begaben ſie ſich den ſiebenzehnten an den Ort hin, wo der andere war.

Den achtzehnten kamen wir bey der Mündung des Fluſſes Colorado an, in welcher obgedachte Inſel liegt. Sie iſt wie ein Dreyek geſtaltet, und theilet den Flus in zwey Theile, deren einer, der zu Californien gehört, auf der Nordſeite, und der andre ihm gegenüber liegende auf der Nordweſtſeite iſt. Meine Leute ſetzten in der Inſel ans Land, und befanden ſich zwiſchen zwey ſehr reißenden Strömen. Das Waſſer des einen ſties mit ſolcher Heftigkeit zurük, und das Waſſer des andern ris mit ſolcher Geſchwindigkeit fort, daß ſie gewis untergegangen wären, wenn ſie nicht einen Theil der Ladung ausgeworfen hätten. Die Kähne begaben ſich auf die californiſche Küſte, um daſelbſt ſicher liegen zu können, und wurden in der Nacht einige Feuer gewahr, den Tag darauf aber lies ſich kein Indianer ſehen.

Den neunzehnten fuhren wir fort, den Flus zu unterſuchen, die Ströme wurden aber ſo reißend, daß die Ruder zu wenig waren, daſſelbe weiter zu bringen, und daß man ſich genöthigt ſahe, die Kähne fortzuziehen, auf welche Art man aber nicht weit kam. Eines konte man nicht fortziehen, weil man keine Stricke hatte, und es muſte daher einen andern Weg ergreifen, und ſich auf die andere Seite begeben, welche eine von den Seiten der drey Inſeln war, die unſere Leute bey dieſer Gelegenheit entdekten. Den achtzehnten entdekten ſie die erſte, welche den Flus in zwey Arme abtheilet, die zweyte ſo wie die dritte lieget mitten im Flusbette, und liegt in einiger Weite derſelben grade über, die dritte iſt den zwey andern zur Seite. Hier wirft ſich der Flus gegen das andere Ufer, und macht einen Arm, welcher in der Ebbe faſt ganz trocken iſt. Die Küſte Californiens iſt ſo niedrig, daß ſie vom Flus Colorado überſchwemmet wird, und man findet daher am Fus der Berge Stämme von Bäumen, Pflanzen u. d. g. Unſre Leute trafen hier eine Art von einer Tonne an, auf welcher die Einwohner eine Art Weitzen austrampeln, deren Körngen ſo klein, wie die Aniskörner ſind.

Den zwanzigſten blieben die Kähne auf dem Troknen ſitzen, die Fluth kam

reiſſend wieder, und das Meer ſchwol ſo auf, daß der Kahn, welcher ſich von dem andern getrennet hatte, Gefahr lief unterzugehen. Der kleinſte Kahn muſte ihm daher zu Hülfe eilen, um die Perſonen, ſo darauf waren, zu retten. Er kam eben zu rechter Zeit an, man verlohr aber die Lebensmittel und das Geräthe. Den Kahn ſelbſt verbrante man, um das Eiſen davon zu nehmen.

Den ein und zwanzigſten wurden die Kähne abgeſchikt, um zu ſehen, ob ſie einiges Geräthe am Lande finden würden, und ſie kamen mit zwey Pipen Waſſer zurük.

Den zwey und zwanzigſten konten wir wegen des ſchlechten Wetters nicht abreiſen, und unſere Leute unterſuchten an dieſem Tage das Land auf fünf Meilweges, bis an Cauzal und Fauceda.

Den drey und vier und zwanzigſten nöthigten uns der Wind und die Ströme, wieder an dem Orte anzufahren, wo wir abgefahren waren, nemlich in einer Bucht, die an einer Reihe von Bergen lag, welche ſich nach Oſten erſtrekten. Die Kähne konten nicht weiter kommen, und diejenigen, welche zur Unterſuchung ausgeſchikt worden waren, brachten die Nachricht, daß der Flus ſeinen Lauf längſt den Bergen an der Seite Californiens hin nähme.

Den fünf und zwanzigſten ſezten wir unſern Weg fort, nachdem wir den californiſchen Meerbuſen oder das californiſche Meer bis an d[illegible] äußerſte Ende deſſelben unterſucht hatten. Wir fuhren aber nicht grades Weges auf den Hafen los, aus dem wir ausgefahren waren, ſondern wir wolten noch einige andre unterſuchen, in welchen wir bey unſerer Ankunft anzulanden, von verſchiedenen Umſtänden verhindert worden waren. Funfzehn von unſern Leuten begaben ſich ins Land hinein, und unterſuchten die Lage deſſelben, wie auch die Lage des Kreeks in Anſehung der Spize, wo die Moräſte aufhören, deſſen Figur man in der Charte ſehen kan.

In dieſem Tagebuche habe ich nicht von der Breite der Oerter geredet, weil ſie in der Charte dazu genau angemerkt iſt.

Die Perlenfiſcher mus ich noch erinnern, daß ſie, wofern ſie nicht in großer Anzahl und wohl bewaſnet auf die Perlenfiſcherey gehen, Gefahr laufen, von den

Wilden umgebracht zu werden; denn ob ſie ſchon nach ihrer Taufe geſellig, aufrichtig und gütig werden, ſo ſind ſie doch vor derſelben treulos, herſchſüchtig und grauſam, und dies gegen die Fremden noch in einem höhern Grade als gegen ihre Landesleute, mit denen ſie Krieg führen. Ferner mus ich ſie warnen, daß wenn ſie auch den Indianern überlegen ſind, ſie ſich dennoch in Acht nehmen müſſen, dieſelben nicht aufzubringen, indem ſie ſelbigen entweder ſchlecht begegnen, ſie beſtehlen, ihre Kinder wegnehmen, oder ihre Weiber ſchänden, denn dies iſt die gröſte Beſchimpfung, die man einem Menſchen anthun kan, und da ſie von Natur unbändig ſind, ſo würden ſie durch eine ſolche Aufführung die unverſöhnlichſten Feinde aller Fremdlinge werden, die auf ihrer Küſte ankommen. Diejenigen ſo auf die Perlenfiſcherey ausgehen, ſollen ſich ſo aufführen, wie es Chriſten geziemet, und ſich eifrigſt bemühen der ſpaniſchen Nation Ehre zu machen, welcher ſie einen unauslöſchlichen Schimpf durch die erſtaunende Feigheit angethan haben, mit welcher ſie, als ſie voriges Jahr zu St. Raphael waren, zwey Täucher in ihrer Gegenwart tödten lieſſen, ohne es zu wagen, ſie zu vertheidigen. Wenn es ihnen ungerochen ausgehet, ſo werden ſie kühn, und ſie ſind allemal dergleichen Verbrechen wieder zu begehen fähig, wenn ſie das Glük haben, feige Perſonen anzutreffen.

Um dieſen Unglüksfällen zuvor zu kommen, und die Einnahme des Landes zu erleichtern, faßte man vor einigen Jahren den Entſchlus, den californiſchen Meerbuſen zu unterſuchen, um zu ſehen, ob man nicht einige Oerter finden würde, wo man Garniſonen, Hafen und Mißionen anlegen könte. Dieſer Entſchlus hat aber nicht eher als im Jahr 1746 befolgt werden können, da mir der P. Johann Anton Balthaſar, General Viſitator der Mißionen, einen Befehl des Provincials zu ſchikte, daß ich den californiſchen Meerbuſen unterſuchen, und eine Nachricht davon aufſetzen ſolte, die man an S. Majeſtät und an den Staatsrath überſchicken könte. Ich nahm dieſen Befehl mit der gehörigen Unterwerfung an, es wurde mir aber ſchwer, ihn auszuführen, weil mir die nöthigen Sachen zu einem dergleichen Unternehmen fehlten, und die Mißionen für ſich ſelbſt kaum ihren Lebensunterhalt hatten. Indeſſen überwog die Wichtigkeit dieſes Dienſtes

alle Bedenklichkeiten, und die Miſſionen bezeigten ſo viel Eifer für den Dienſt S. Majeſtät, daß ſie ohngeachtet des Mangels, in dem ſie ſich befanden, die Koſten für die Kähne, das Schifvolk und die Lebensmittel, die wir auf einer Reiſe nach unbekanten und von wilden Völkern bewohnten Küſten nöthig hatten, herga-ben. Sie lieſſen mir auch eine beträchtliche Anzahl von bekehrten Cochimies zu-kommen, denen ſie alles, ſo gar Waffen und Kleider gaben.

Der Hauptmann Don Bernhard Rodriguez von Rea, Commendant der königlichen Garniſon zu Loretto, legte gleicher Weiſe bey dieſer Gelegenheit eine Probe von ſeinem Eifer gegen die Religion und den Dienſt des Königes ab, in-dem er mir alles, was ich zu dieſer Reiſe nöthig hatte, auf das wilfährigſte verſchaf-te. Er gab mir einen Kahn, und einige Soldaten zu meiner und meiner Gefährten Sicherheit. Und ob ihn gleich ſein Poſten als Gouverneur nicht verband, ſich an die Spitze der Soldaten zu ſtellen, ſo hatte er doch die Gewogenheit, mich bis nach St. Charles zu begleiten, welches ein naher Hafen an der Gränze iſt, wo man die Kähne und die Soldaten ſich zu verſamlen angewieſen hatte; er hatte ſelbſt Acht auf die Zurüſtungen unſerer Reiſe, und blieb ſo lange da, bis wir abreiſeten. Ei-nige Tage darauf breitete ſich ein Geſchrey aus, daß uns die Heiden alle umge-bracht, und unſere Kähne in Stücken zerſchmiſſen hätten. Der Hauptmann lies hierauf einen Kahn ausrüſten, um ſich ſelbſt an den Ort hin zu begeben, die Wahr-heit zu unterſuchen, und die nöthigen Maasregeln zu ergreifen, um die Hinder-niſſe zu überwinden, welche der Teufel der Ehre Jeſu Chriſti, und dem Ruhme S. Majeſtät durch Vermittelung der Indianer entgegen ſezte. Man rieth ihm aber, nicht eher etwas zu unternehmen, als bis die Nachricht beſtätigt worden ſey, zumal da man die Neigung der Indianer zum Lügen kante, und wuſte, daß die Kähne im Stande wären, ſich zu vertheidigen. Die Nachricht wurde falſch befun-den, und der Hauptmann durfte alſo ſeine Unternehmung nicht ausführen. Gott gebe, daß dieſe Unternehmung, in welcher man ſich keinen andern Endzweck, als ſeinen Ruhm und das Heil der Seelen vorgeſezt hat, ſo wie man es wünſchet, zur Erweiterung der Beſitzungen S. Majeſtät und zum Ruhm und Glük ſeiner Staa-ten ausſchlage.

Vierter Zuſatz.

Beſchreibung Californiens durch den engliſchen Schifshauptmann Woods Rogers, nebſt der Erzählung ſeiner Reiſe nach der Südſee im Jahr 1710.

Es iſt unentſchieden, ob Californien eine Inſel oder eine Halbinſel iſt, und habe ich weder Zeit noch Luſt dieſe Frage zu entſcheiden. Ich habe von den Spaniern ſagen hören, daß etliche ihrer Nation an dieſer Halbinſel hinauf gefahren wären, und als ſie bis unter den 42 Grad nordlicher Breite gekommen, eine ſo große Menge von Untiefen und Klippen gefunden hätten, daß ſie ſich nicht weiter gewagt. Wenn dieſes ſich ſo verhält, ſo iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Californien etwas weiter nordwärts mit dem feſten Lande zuſammen hänget: denn dergleichen Untiefen und Klippen ſind ein gewiſſes Zeichen, daß das feſte Land nicht mehr weit iſt. Da die Spanier in dieſer Gegend aber mehr Land beſitzen, als ſie bebauen können; ſo geben ſie ſich keine ſonderliche Mühe neue Entdeckungen zu machen. Die philippiniſchen Schiffe, welche nach Acapulco gehen, ſind bis unter den 40 Grad an dieſer Küſte hinauf gekommen, ich habe aber niemals ſagen hören, daß eines von ihnen weiter nach Norden gekommen ſey. Einige alte Charten ſtellen dieſes Land ſo vor, als wenn es mit dem Lande Yeſſo zuſammen hienge, und ich glaube faſt, daß es alſo iſt, jedoch wil ich es nicht gewis behaupten, da zumal die Holländer vorgeben, ſie hätten in dieſem Meere ein ſpaniſches Schif weggenommen, welches um Californien herumgefahren ſey, woraus alſo folgen würde, daß es eine Inſel ſey. Seine Geſtalt und Größe iſt eben ſo wenig bekant, und der Leſer muß hierin die Charten zu Hülfe nehmen, und ſeine eigne Urtheilungskraft anwenden. Was denjenigen Theil des Landes anbetrift, den ich ſelbſt geſehen habe, denſelben habe ich gebirgigt, unfruchtbar und hier und da mit einigen kleinen Bäumen oder Sträuchern bedekt gefunden, auf welchen verſchiedene Arten von Beeren wuchſen. Die Leute, welche ich ans Land ſchikte, um die Küſte zu unterſuchen, giengen ohngefehr funfzehn Meilen gegen Norden, und trafen daſelbſt viele große

Bäume

Bäume an, ſie fanden aber den Hafen nicht, von welchem die Spanier ſagen, daß er bey dieſem Vorgebürge ſey. Es iſt wahr, daß wir an vielen Orten Rauch ſahen, woraus wir ſchloſſen, daß das Land ſehr bevölkert ſey, ob ſchon unter allen Orten, an die wir ſeit unſerer Abreiſe aus England ſtießen, dieſer am wenigſten im Stande war, ſeine Einwohner zu ernähren. In dieſem Seeſtriche herſchet dieſe ganze Jahrszeit hindurch ein Landwind, und man kan alſo längſt der Bay hin den Anker auf der linken Seite des Schiffes ſicher auswerfen, der beſte Ort iſt eine Sandbank, auf welcher eine Tiefe von zehen bis zu zwanzig Klaftern iſt, nahe am Felſen aber findet man keinen Grund.

Die ganze Zeit über, als wir uns da aufhielten, war das Wetter ſehr ſchön und angenehm, und wir hatten wenig Regen, zuweilen aber ſtarke Stöße von Winden, und die Nacht über einen reichlichen Thau, durch den die Luft ſehr abgekühlet wurde. Einsmals erblikten wir faſt dreyhundert Indianer, welche groß, ſtark und ſo grade gewachſen waren, wie die Fichten: die Sonne hatte ſie aber mehr verbrant als diejenigen, die wir im Südmeere geſehen hatten. Sie hatten langes ſchwarzes Haar, das ihnen bis an den Gürtel herab hing, und waren ganz nackend, die Weiber ausgenommen, welche eine Art von Wämſern trugen, die aus den Fibern einer gewiſſen Pflanze, oder aus Thierhäuten, oder von Vogelfedern gemacht waren. Diejenigen Weiber, welche wir ſahen, waren ſehr alt und außerordentlich runzlicht. Allem Anſehen nach muſten ſich die jungen Weiber verſtecken, damit wir nicht in Verſuchung fallen möchten. Sie hatten von uns aber nichts zu befürchten, denn wir waren nicht die Leute, die ſich von californiſchen Schönen zur Liebe reizen ließen. Ihre Ausſprache geſchiehet ganz und gar mit dem Gaumen, und ihre Sprache iſt ſo wenig reizend als ihre Geſichtszüge. Ihre Sitten ſchienen uns grob und unangenehm zu ſeyn. Ich hätte gerne zwey von ihnen mit mir genommen, um mehr Nachricht von dem Lande einziehen zu können: weil ich aber Mangel an Lebensmitteln hatte, ſo wolte ich die Zahl der Mäuler nicht vermehren. Einige Weiber hatten Armbänder, andere Halsbänder, noch andere zugleich Hals und Armbänder, die aus hölzernen Kügelgen, aus Stükgen Muſcheln,

ſcheln, rechen Beeren und Perlen gemacht waren, die ſie aber nicht zu durchlöchern wiſſen, ſondern nur eine Kerbe rund herum machen und ſie mit einem Faden anhängen. Sie ſind über dieſe Zierrathen ſo eiferſüchtig, daß ſie ſelbige nicht mit Halsbändern von Glas, die ich bey mir hatte, und die von vielerley Farben waren, vertauſchen wolten, ſie zogen Meſſer, Scheeren und andre Werkzeuge vor. Ich mus es zum Ruhm dieſer Indianer geſtehen, daß ſie uns niemals etwas geſtohlen haben, obſchon unſere Zimmerleute ihre Werkzeuge am Ufer liegen ließen.

Ich merkte, daß ſie den gröſten Theil der Werkzeuge, die wir in Europa haben, nicht kanten. Ihre Hütten ſind außerordentlich niedrig, und von Baumäſten und Baſt von Schilf gemacht, aber ſo ſchlecht bedekt, daß der Regen von allen Seiten eindringet. Sie kennen weder den Garten noch die Feldarbeit. Die ganze Zeit über, da wir uns hier aufhielten, lebten ſie nur von Fiſchen, woraus wir ſowohl als aus der ſchlechten Bauart ihrer Hütten ſchloſſen, daß ſie keine bleibende Wohnung haben, ſondern ſich nur in dieſer Jahrszeit auf die Küſte begeben, um Fiſche zu fangen. Ihre Fiſcher haben weder Netze noch Hahmen, ſondern nur eine Art eines hölzernen Spießes, den ſie mit außerordentlicher Geſchiklichkeit führen, und damit nach dem Fiſche ſchießen. Sie ſind auch vortrefliche Täucher. Einige von meinen Leuten ſagten mir, daß ſie einen Indianer geſehen hätten, der erſtlich einen Fiſch mit ſeinem Spieße geworfen, und ihn dann bis auf den Grund des Waſſers verfolgt, und ihn ſeinen Cameraden, der im Kahn war, gegeben hätte, ohne den Kopf aus dem Waſſer hervor zu ſtecken. Vielen Leuten wird dies fabelhaft vorkommen, die Sache iſt aber richtig, und ich habe ſelbſt einige von dieſen Täuchern geſehen, die, als ſie mich ein altes Meſſer ins Meer werfen ſahen, es auffingen, ehe es auf den Grund kam.

Ihr Brod, wenn man es anders Brod nennen kan, beſtehet aus einem kleinen ſchwarzen Körngen, welches ſie zerreiben und handvol weiſe in den Mund ſtecken. Einige Matroſen hatten etwas davon unter ihr Brod gethan, und ſagten mir, es käme dem Caffee am Geſchmak ziemlich gleich. Sie haben auch eine Wurzel, welche von der Wurzel Yam nicht ſehr unterſchieden iſt, und eine Art von Hülſen-

früchten, die in einer Schote ſtecket, und von unſern Leuten mit den Schoten verglichen wurden. Sie haben auch Beeren, die, wenn ſie am Feuer getroknet werden, faſt eben den Geſchmak haben, wie geröſtete Bohnen. Eine andre Art von Beeren, die ſie ſehr hoch ſchätzen, hat den Geſchmak wie Johannisbeeren: das Fleiſch hat aber eine angenehme Säure, und inwendig findet man einen Kern. Wir ſahen auch einige Feigenbäume, deren Frucht wie Johannisbeeren ſchmekt, und ſehr gut an das Fleiſch zu thun iſt. Das Land bringt viele Pflanzen hervor, die wir weder Zeit noch Luſt zu unterſuchen hatten.

Aus den Thieren, die ich zu Geſichte bekam, ſchlos ich, daß die Californier eine beſondere Jahrszeit zur Jagd haben. Ich bemerkte, daß die Einwohner einer Perſon, die den Kopf mit Federn geziert hatte, viel Hochachtung erwieſen, übrigens ſchienen ſie alles unter einander gemein zu haben. Wenigſtens bemerkte ich, daß, wenn ſie die alten Meſſer, die wir hatten, für Fiſche eingetauſcht hatten, ſie dieſelben dem erſten gaben, den ſie antrafen, und als ſie deren genug hatten, ſo wolten ſie uns keinen Fiſch mehr geben. Ihr herſchendes Laſter iſt die Faulheit. Sie denken allein aufs gegenwärtige. Sie unterhielten ſich mit unſern Leuten, indem dieſelben Holz und Waſſer holten, ſie boten ſich aber niemals an, ihnen zu helfen. Kurz, ich habe nie ein Volk geſehen, das ſo vielen Widerwillen gegen die Arbeit und Mühe bezeigt. Sie ſind mit Bogen und Pfeilen bewafnet, mit welchem ſie einen Vogel im Fluge tödten. Ihre Bogen ſind ohngefehr ſieben Fus lang, und von einem weiſſen Holze gemacht, das wir nicht kanten. Die Pfeile ſind aus Schilf, mit einer ſehr ſcharfen Fiſchgräte an der Spitze verſehen, und ohngefehr fünftehalb Fuß lang. Die meiſten ihrer ſcheinenden Werkzeuge ſind von den Zähnen der Seewölfe gemacht. Ich ſahe an ihren Halsbändern zwey bis drey große Perlen, und die Spanier, die wir zu Gefangnen gemacht hatten, verſicherten mich, daß dergleichen viele in dem californiſchen Meerbuſen wären, wo ſich die Miſſionsprediger niedergelaſſen hätten. Sie ſezten hinzu, das innere des Landes bis an das feſte Land von Mexico wäre ſehr fruchtbar, angenehm, und hätte einen Ueberflus an Vieh und mancherley Lebensmitteln. Als wir ſchon abgefahren waren, ſagten mir

einige von meinen Leuten, ſie hätten außerordentlich ſchwere und glänzende Steine geſehen, welche Metalle bey ſich zu führen ſchienen; ſie benachrichtigten mich aber zu ſpät davon, denn ſonſt hätte ich einige am Bord genommen und ſie unterſucht. Einige Indianer, welche mit uns Freundſchaft gemacht hatten, kamen am Bord, und waren über die Bauart des Schiffes ſehr erſtaunt. Sie haben nichts als Flöße, die ſie mit Rudern treiben. Wir gaben einem von ihnen ein Hemde, an ſtatt aber es anzuziehen, zerriß er es in viel Stüke, die er unter ſeine Cameraden austheilte, um die Körner hineinzuthun, aus denen ſie ihr Brod machen. Wie es mir ſcheint, ſo haben ſie kein Küchengeräthe, wenigſtens haben ſie keine andre Art, ihre Fiſche zuzurichten, als daß ſie ſelbige in den Sand vergraben, und Feuer darüber anzünden. Wenn er nun genung gebraten iſt, ſo holen ſie ihn wieder hervor, und eſſen ihn ohne alle andre Zubereitung. Wenn ſie Feuer machen wollen, ſo reiben ſie zwey trokne Stücken Holz an einander, welches auch die andern americaniſchen Indianer im Gebrauch haben, doch unterhalten ſie beſtändig Feuer in ihren Hütten. Das hieſige Waſſer iſt ſehr gut. Ich ſahe auch vielen Meerfenchel, aber kein rares Geflügel.

Den Eingang dieſes Hafens erkennet man, wenn man von Weſten herkomt, an vier weiſſen Felſen, welche denen an der Inſel Wight gleich kommen, und die zwey, die gegen Weſten ſtehen, haben die Figur wie zwey Zuckerhüte. Derjenige von dieſen Felſen, welcher zunächſt am Lande ſtehet, hat eine Oefnung, die wie ein Joch an einer Brücke ausſiehet, durch welche das Waſſer durchfließet. Wenn man in dieſen Hafen einfährt, ſo mus man den Felſen, der am weitſten ins Meer hervor gehet, ſo weit von ſich liegen laſſen, als ein Bakbordſeil lang iſt; und ſo bald man bey dieſem Felſen vorbey iſt, mus man grades Weges auf die Mitte der Bay zufahren, welche durchgängig ſehr ſicher iſt, und eine Tiefe von zehn bis zwanzig Klaftern hat. Ein Schif liegt daſelbſt für allen zwiſchen Nordoſt und Südoſt befindlichen Winden ſicher, die Rheede würde bey einem Südwinde nicht ſicher ſeyn, wir haben aber, ſo lange ich mich hier aufhielt, keinen dergleichen Wind gehabt.

Fünfter Zuſatz.

Auszug einiger Stellen aus der Reiſe des Admiral Anſon.

In dem letzten Kriege, der zwiſchen den Kronen England und Spanien vorfiel, ſchikte England im Jahr 1740 eine Eſcadre unter dem Commando des Admirals Anſon in die Südſee. Nachdem dieſer das Vorgebürge Horno, Peru und Neuſpanien umfahren hatte *), ſo richtete er ſeinen Weg nach den marianiſchen Inſeln, um die Gallion, welche aus den philippiniſchen Inſeln nach Acapulco zurükkehrt, aufzuheben; es gelang ihm auch, und er fand vier Millionen Piaſter am Bord. Dieſe reiche Priſe führte er nach China, und von da über das Vorgebürge der guten Hofnung nach Europa. Herr Richard Walter, der auf dieſer Reiſe mit war, gab aus den Tagebüchern und Papieren dieſes Admirals eine Reiſebeſchreibung heraus, welche ins franzöſiſche überſetzt, und im Jahr 1749 zu Amſterdam gedrukt worden iſt.

In dieſer Reiſebeſchreibung wird von Californien bey Gelegenheit des Handels nach den philippiniſchen Inſeln und der Gallionen, die ſich dahin begeben, geredet. Er handelt im vorbeygehen von dem Urſprunge und dem Zuſtande der Miſſionen. Da der Verfaſſer ein Proteſtant iſt, ſo kan man von ſeiner Feder nichts anders als eine Satyre wider die Jeſuiten erwarten, worinnen er einigen ſeiner Mitbürger nicht ähnlich iſt, welche in ihren Schriften die Wahrheit und den Wohlſtand wohl zu beobachten wiſſen. Er wolte den Einwohnern in London gefallen, und hat die Gelegenheit es zu thun nicht aus der Acht gelaſſen, wenn er ihnen die Jeſuiten ſo vorſtellet, wie er aber auf Koſten der Ehre und Wahrheit gethan hat. Ich würde die Walterſchen Beſchuldigungen verachten, wenn ich nicht aus Erfahrung wüſte, daß die Proteſtanten nichts wider die Geſelſchaft Jeſu vorgebracht haben, das nicht von Katholiken mündlich oder ſchriftlich gebilligt worden wäre, ſo gros iſt ihr Vergnügen, unſere Geſelſchaft zu beſchimpfen! Inzwiſchen iſt dieſe Geſelſchaft allezeit aufmerkſam auf die Erfüllung des Zweckes ihrer Gründung, ohne

*) Nachdem ſie die Stadt Payta geplündert, und viele Schiffe weggenommen hatten.

ohne ſich in ſonſt etwas anders zu miſchen, als nur in ſolche Sachen, welche ihnen die Religion auflegt, oder über welche ſie ihnen Recht und Gewalt ertheilet. Dieſes verbindet mich, meine Meinung über dieſe Nachrichten an den Tag zu legen, damit man mein Stilſchweigen nicht als eine heimliche Genehmhaltung deſſen, was Walter behauptet hat, anſehen möchte.

Walter wendet das zehnte Capitel des zweyten Buches dazu an, daß er die Art und Weiſe des Handels in der Stadt Manille, der Hauptſtadt der Inſel Luçon, und des Hafens Acapulco, auf der mexicaniſchen Küſte beſchreibt, und nachdem er weitläuftig von der Eroberung der philippiniſchen Inſeln, von den Anſprüchen, Streitigkeiten und Verträgen der Kronen Spanien und Portugal, von der Einwilligung des Pabſtes, von der magellaniſchen Reiſe, den Beſitzungen der Spanier, dem ehemaligen Handel nach Calao, und der Schwierigkeit in gerader Linie zu ſchiffen, geredet hat, ſo erzählet er, daß dieſe unbequeme Art zu ſchiffen auf den Rath eines Jeſuiten geändert worden ſey, welcher den Spaniern gelehrt hätte, daß ſie, wenn ſie von den philippiniſchen Inſeln zurük kommen, vor Eintrit des Muſſons nach Norden fahren ſolten, bis ſie die Nordweſtwinde träfen, die gemeiniglich alsdenn herrſchen, wenn man unter eine höhere Breite gekommen iſt, welche ſie in kurzer Zeit der californiſchen Küſte gegen über bringen würden. Dieſe Sache iſt wahr, es iſt aber falſch, daß ihnen ein Jeſuite dieſen Rath gegeben hat, und man kan ſich auf dieſe Erzählung ſo wenig, als auf die andern, die er vorbringt, verlaſſen. Er ſetzt hinzu, man habe dieſer Methode wenigſtens ſeit hundert und ſechzig Jahren gefolgt, indem Thomas Cavendish im Jahr 1586 ein Schif angegriffen hätte, welches von Manille nach Amerika gegangen wäre. Indeſſen gefält dem Admiral dieſer neue Plan in der Schiffarth nicht; und da es vielleicht den Spaniern, die dieſes Meer befahren, lieb ſeyn wird, die Meinung eines ſo erfahrnen Schiffers, wie der Lord Anſon war, zu wiſſen, ſo wil ich hier anführen, daß ſich Walter im achten Capitel des dritten Buches, wo er von der Reiſe der philippiniſchen Schiffe nach Acapulco redet, über die auſſerordentliche Vorſichtigkeit der manliſchen Gallion aufhält, und behauptet, daß die Reiſe zu lang ſey,

 und

und das Schifsvolk mehrern Krankheiten ausſetze. Der Hauptmann dieſer Gallion hat Befehl, nicht über den 30ſten Grad der nördlichen Breite hinaus zu fahren, ſetzte er hingegen, ſagt Walter, ſeine Reiſe bis zum 40 oder 45ſten Grade fort, ſo würden ihm die Paſſatwinde helfen, und er würde auf ſolche Weiſe die Hinderniſſe vermeiden, die ihm der Befehl, nicht weiter zu fahren, auferlegt. In dieſer Breite würde er ſtärkere und lebhaftere Weſtwinde finden. Nach ihren eignen Tagebüchern, ſind ſie oft fünf bis ſechs Wochen unterwegens, ehe ſie zum 30 Grade gelangen, nähmen ſie aber ihren Weg nach Norden oder Nordoſt, ſo würden ſie hin: vierzehn Tagen auf den 30ſten Grad der Breite ankommen, *) wo die Weſtwinde ſie in weniger Zeit auf die californiſchen Küſten treiben würden.

Voritzo iſt dies der Weg, den die Gallion nimt, ſie ſchiffet bis unter den 30ſten Grad der Breite, bis ſie die Weſtwinde antrift, die ſie in eben den Parallelcirkel bis zum 96ſten Grad der Länge des Vorgebürges des heiligen Geiſtes führen, bis ſie das Meer mit einem ſchimmenden Kraute bedekt antrift, welche man für Meergras hält, und die das Zeichen ſind, daß man nahe an Californien ſey. Alsdan ſinget man das Te Deum, die Gallion fährt aber nicht an die Küſte an, als bis ſie auf einen geringen Grad der Breite gekommen iſt, denn ſie iſt mit Inſeln und Untiefen umgeben. Hierauf nimt ſie ihren Lauf ſüdwärts, und nimt ſich in Acht, nicht eher ans Land anzufahren, als bis ſie bey dem Vorgebürge St. Lucas iſt, eine Vorſicht, die ſie deswegen beobachten, damit ſie nicht von dem rechten Wege abkomme, und damit ſie ſehen möge, ob ihr etwan ein Feind auflaure. Auf dieſer ſo groſsen Ueberfahrt giebt es keinen einzigen Hafen, in dem man anlanden könne. Das einzige Mittel, Waſſer zu bekommen, iſt, daß man ſich den Regen zu Nutze mache, welcher ordentlicher weiſe zwiſchen den 30 und 40ſten Grad zu fallen pflegt.

*) Die eigentlichen Worte des Hrn. Walter ſind folgende: „Es erhellet aus ihren Tagebüchern, „daß ſie oft vier bis ſechs Wochen unter Wegens ſind, ehe ſie unter dem 30ſten Grade ankom„men, nähmen ſie aber ihren Weg mehr nordwärts, ſo würden ſie in weniger als vierzehn Ta„gen daſelbſt anlangen können.„ Man wird hieraus ſehen, daß der Verfaſſer die franzöſiſche Ueberſetzung ausgeſchrieben hat, die ſich in vielen Stellen von dem Sinne des Hrn. Walters zu entfernen ſcheinet.

pflegt. Dieſer lange Aufenthalt auf dem Schiffe verurſachet eine Mundfäule, an der ein großer Theil des Schifsvolkes umkommet. Führen ſie aber nordwärts, ſagt Walter, bis zum 40 oder 45ſten Grad, ſo würden ſie nichts von der Mundfäule auszuſtehen haben; ſie würden auch Waſſer und Hafen antreffen, welcher Bequemlichkeit ſie ſich berauben, weil ſie ſich nicht der Heftigkeit der Winde und der Wellen ausſetzen wollen. Um ſeine Meinung zu beſtärken, führt Hr. Walter ein Beyſpiel an, welchem ich aber keinem Schifshauptmanne zu folgen rathen wolte, denn er würde es ſchlecht treffen. Er erzählt, daß ein franzöſiſches Schif auf dem von ihm angezeigten Wege im Jahr 1721 aus China zu Valle de Nanderas auf der mexicaniſchen Küſte innerhalb funfzig Tagen angelandet ſey, er ſezt aber hinzu, daß während dieſer Zeit die Mundfäule unter dem Schifsvolke ſo einen Ris gemacht habe, daß nur fünf bis ſechs Mann davon gekommen wären. Wenn dieſes unglükliche Schif, wie leicht zu vermuthen iſt, nirgends ans Land getreten iſt, ſo wundere ich mich gar nicht über dies ihm zugeſtoßne Unglük, da es ſich ſo weit gegen Norden gewagt hat. Man weis aus der Erfahrung, wie heftig der Scharbok iſt, wenn man in dieſe Gegend kommet, und man darf, um ſich davon zu überzeugen, nur die Reiſebeſchreibungen nach Norden, in die Hudſonsbay, in die Bay Baffin u. a. m. leſen. Das, was ich hier anführe, wird auch noch durch die Reiſen, welche die Ruſſen neuerdings in den nördlichſten Theilen der Nordſee gethan haben, und von denen ich oben geredet, ferner durch die Reiſen unſerer Landesleute, und endlich durch das Schikſal derer jenigen beſtätiget, welche Californien unterſucht haben, deſſen höchſte Breite nur 33 Grad iſt. Fände man aber in der Breite von 40 oder 45 Grade einen Hafen, in welchem die Schiffe neue Lebensmittel einnehmen könten, ſo würde es leicht ſeyn, den Fortgang dieſer Krankheit durch die Veränderung der Luft, durch die Genießung bitterer und ſaurer Früchte und Pflanzen, friſchen Fleiſches u. d. g. zu hemmen. Kurz, wenn ein Schif Waſſer und Lebensmittel finden könte, ſo würde es dem Scharbocke nicht ſo ausgeſezt ſeyn, als man es auf der itzigen Rükreiſe aus den philippiniſchen Inſeln iſt. Meinem Bedünken nach hätte man alſo, wenn man des Herrn Walters Abſicht gehabt hät-

te,

te, welcher die Meinung ſeines Admirals geltend machen wolte, an ſtatt des Beyſpieles von jenem unglüklichen franzöſiſchen Schiffe ein anderes geben ſollen, das aller Welt bekant iſt, welchem er das Beyſpiel des Schifs St. Antonius von Padua, welches Hr. Frondal commandirte, hätte beyfügen können. Dieſer ſegelte auf ſeiner Reiſe im May, Brach- und Heumonat 1708 aus China nach Amerika, und kam unter den 45ſten Grad nördlicher Breite, und den 197ten der Länge, von der Inſel Ferro an zu rechnen, welches beynahe der Mittagszirkel der Gegenfüßler von Paris iſt. Von hier trieben ihn die Weſtwinde nach Amerika. Indeſſen wurde ſein Schifsvolk nicht von dem Scharbocke angefallen, wie bey dem Schiffe, das zu Valle de Randeras anlangte, geſchahe, und noch weniger als das Schifsvolk von den philippiniſchen Gallionen auszuſtehen hatte. Die Urſache war dieſe, daß Hr. Frondal die Vorſicht gebrauchte, in Californien unterm 31ſten Grad anzufahren, welches ihn in Stand ſezte, ſeine Reiſe glüklich fortzuſetzen. Und wie gros würde das Glük nicht geweſen ſeyn, wenn er an dieſem Orte eine Pflanzſtadt gefunden hätte, wo er die nöthigen Arzney, Lebensmittel und Erfriſchungen bekommen können.

Aus dieſem angeführeten Beyſpiele ſchließe ich, daß die Meynung des Lord Anſon über den Weg der philippiniſchen Gallionen ſehr richtig iſt, daß man aber, um es in Ausübung zu bringen, in den Hafen St. Diego, Monte Rey, am Vorgebürge Mendocino u. an andern Orten mehr eine ſpaniſche oder indianiſche Pflanzſtadt, die mit uns allürt iſt, oder eine Garniſon und Pflanzſtadt zugleich haben mus, damit die aus den philippiniſchen Inſeln kommenden Gallionen daſelbſt anlanden könten. Da eine ſolche Anlegung einer Garniſon oder Pflanzſtadt dieſen Inſeln ſehr vortheilhaft iſt, ſo iſt es nicht ſchwer, dieſelbe auszuführen, wenn man gewiſſe Maasregeln und Vorſichtigkeit dabey anwendet. Vor hundert und funfzig Jahren bat man den König Philip den 3ten um Erlaubnis, es zu thun, und er gab ſeine Einwilligung.

Walter ſetzt hinzu, daß die Ladung der Gallion, welche, ob ſie gleich auf 600, 000 Piaſters geſchäzt wird, dennoch allzeit mehr beträgt, allezeit unter die

Neu-

Neubekehrten in Manille ausgetheilt wird, und daß die Jeſuiten den beſten Theil davon bekommen. Allem Anſehen nach hat der Lord Anſon dies von einem Enterlopper erfahren, der von den Spaniern war aufgehaſcht worden, und alle geiſtliche Orden in den philippiniſchen Inſeln, vornemlich aber die Jeſuiten, haſſete. Ich ſtelle mir aber vielmehr vor, daß er die Abſicht gehabt hat, die Londner auf Koſten der Ordensgeiſtlichen zu erluſtigen. Dieſe Sache iſt viel zu abgeſchmakt, als daß man ſie förmlich widerlegen darf. In Spanien, Amerika und den philippiniſchen Inſeln iſt niemand, der nicht wiſſen ſolte, wie dieſer Handel getrieben wird, und was man in Abſicht auf ihn für Befehle und Verordnungen gegeben hat. Der gröſte Theil der Ladung der Gallionen gehört den Kaufleuten dieſer Inſeln, und ſie ziehen alſo bey Zurükkunft derſelben den Profit. Es iſt wahr, daß die Jeſuiten ein gewiſſes Recht daran haben, und wenn dieſes nicht wäre, wie könten ſie denn die europäiſchen und amerikaniſchen Waaren, deren ſie nöthig haben, eintauſchen? Dieſes Recht aber ſteht jederman offen, und die Jeſuiten haben alſo keinen beſondern Vorzug, ja ſie ſind ſo weit entfernt, daſſelbe zu misbrauchen, daß ich unzähliche Fälle anführen könte, daß ſie ſich beklagt haben, man bevortheile ſie an dem, was man ihnen bewilligt habe. Walters Vorgeben iſt demnach falſch, und in Amerika und den philippiniſchen Inſeln lachet jederman darüber. Er hat dieſe Erzählung aber mit dem Anſehen des Admirals unterſtützen müſſen, um den Engländern glaubend zu machen, daß die Jeſuiten und andere catholiſche Ordensleute, die nach Weſtindien gehen, keine andere Abſicht als die Engländer haben, wenn ſie nach ihren Pflanzſtädten reiſen, und daß ſie ſich ſtat des Unterrichtes und Bekehrung der Indianer nur mit dem Handel beſchäftigen.

Nicht genug, daß man die Jeſuiten als die Inhaber des maniliſchen Handels vorſtellet, ob ſie gleich in dieſen Inſeln tauſendmal armer ſind als an andern Orten; die proteſtantiſchen Engländer ſind ſo aufgebracht gegen ſie, daß es ihnen noch zu wenig iſt. Walter nimt von der Verbindung, die zwiſchen den philippiniſchen Inſeln und Californien iſt, Gelegenheit her ihrem Willen ein Gnüge zu thun, und glaubt verbunden zu ſeyn, von den daſelbſt angelegten Miſſionen, und von ihrem gegenwärtigen Zuſtande zu reden. Er ſagt, daß ſich zwar ſeit der Entdeckung Californiens von Zeit zu Zeit einige Jeſuiten in dieſes Land begeben hätten, daß ſie aber nichts ausgerichtet, als bis ſie ſich daſelbſt niedergelaſſen, und vermittelſt einer Schenkung des Marquis von Valero eine anſehnliche Miſſion daſelbſt angelegt hätten. Aus dem von mir oben Erzählten ſcheint es, daß Walter die Art und Weiſe der Anlegung der Miſſionen in Californien gar nicht gewuſt habe, ob es ihm gleich leicht geweſen wäre, es zu erfahren, ohne aus Europa zu gehen, w[illegible] nur die erbaulichen Briefe (lettres édifiantes) in dem Dictionair des Morery u. ſ. w. hätte leſen wollen. Die Miſſionen waren ſchon angelegt, als der Marquis von Valero

zur Würde eines Viceköniges erhoben wurde, und ohne ſeiner Freygebigkeit und Frömmigkeit Abbruch zu thun, wage ich es zu ſagen, daß er niemals etwas von dem Seinigen zu den californiſchen Miſſionen gegeben habe, wie ſein Vorgänger, der Herzog von Linares, gethan hatte. Walter ſetzt hinzu, daß der vornehmſte Aufenthalt der Jeſuiten am Vorgebürge St. Lucas iſt, wo ſie eine beträchtliche Anzahl von Indianern verſammelt hätten, die ſie ſo ſorgfältig in dem Ackerbau und den mechaniſchen Künſten unterrichten, daß ſie heut zu Tage eine beträchtliche Menge Wein pflanzen, der am Geſchmacke dem maderiſchen Weine gleich käme. Dies iſt falſch, denn die Miſſionen des Vorgebürges St. Lucas wurden erſt nachher gegründet, als man im Jahr 1736, nach dem Tode der Pater Carraneo und Tamaral eine neue Garniſon angelegt hatte, und überdies ſind dieſe Miſſionen in Anſehung der Anzahl und der Gemüthsart der Indianer für ſehr geringe zu achten. Ihre Weinberge ſind nicht der Rede werth, denn Wein, den man daſelbſt hinbringt, iſt verboten, weil der Gebrauch dieſes Getränkes den Indianern ganz und gar unterſagt iſt.

Es hat Herr Waltern beliebt zu ſagen, daß die Jeſuiten völlig Meiſter von Californien wären, daß ſie nur für das Wohl ihrer Geſellſchaft arbeiteten, und daß die Miſſionsprediger nur mit der manilliſchen Gallion beſchäftiget wären, deren vornehmſte Eigenthümer und Intereſſenten die Klöſter dieſer Stadt wären. Er ſetzt hinzu, daß dies eben die Urſache ſey, warum ſie für dieſes Schif Lebensmittel in Bereitſchaft hielten, und warum allezeit am Vorgebürge St. Lucas eine Schildwache gehalten wird, welche die feindlichen Schiffe ausſpüret, die ſich etwa da herum aufhalten möchten, um die Gallion bey ihrer Zurükkunft von den philippiniſchen Inſeln wegzunehmen, weil hierzu dieſes die allerbequemſte Station iſt. Vermöge der zwiſchen den Jeſuiten zu Manilla und denen in Californien abgeredeten Maasregeln hat der Hauptmann der Gallion Befehl, an der nördlichen Seite des Vorgebürges St. Lucas anzulanden. So bald nun die Einwohner dieſelbe gewahr werden, zünden ſie Feuer an, auf welches gegebne Zeichen der Hauptmann ſeine lange Barke, die mit zwanzig wohlbewehrten Perſonen beſetzt iſt, ans Land fahren läſt, welche von den maniliſchen Jeſuiten Briefe an ihre Brüder in Californien überbringen, die alsdenn die für ſie beſtimten Lebensmittel an Bord ſchaffen, und dem Hauptmann von den Feinden Nachricht geben, die etwan auf der Küſte ſeyn möchten. Hat er nun nichts zu befürchten, ſo hat er Befehl ſich an das Vorgebürge St. Lucas, und von da nach dem Vorgebürge Corrientes zu begeben, von daher er ſeinen Weg an der Küſte hin bis nach Acapulco fortſetzet.

Dieſes iſt demnach die Erzählung des Hrn. Walters, welche in dem glaubwürdig iſt, was die Aufmerkſamkeit betrift, mit welcher die Miſſionsprediger des Vorgebürges St. Lucas für die philippiniſche Gallion Lebensmittel in Bereitſchaft

hal-

halten, er hätte noch können hinzuſetzen, für die Aufnahme, Erquickung und Heilung der Kranken. Die Jeſuiten ſind die einzigen, welche für dieſen Liebesdienſt keine Gegenerkäntlichkeit verlangen, und iſt derſelbe nicht ſo wie er ſeyn ſolte, ſo muß man es der Unfruchtbarkeit ihres Vaterlandes zurechnen. Inzwiſchen ſol man wiſſen, daß dieſe Hülfe, die gehaltne Schildwache und dieſer Befehl, den die Gallion hat an das Vorgebürge St. Lucas auszutreten, nicht von den Maasregeln der Jeſuiten, ſondern von einer weiſen Vorſicht der ſpaniſchen Könige herkomt, welche beym erſten Anfange des philippiniſchen Handels einſahen, daß die Schiffe nothwendiger Weiſe einen Zufluchtsort in Californien haben müſten. Dieſes war der Hauptbewegungsgrund, welcher ſie verband, auf die Unterwerfung dieſer Halbinſel, und auf Anlegung der Pflanzörter und Garniſonen ſo viel Koſten und Ausrüſtungen zu wenden. Ich wil noch hinzuſetzen, daß die Wache, die man auf dem Vorgebürge St. Lucas zur Beobachtung der Küſte und Gebung der obbemeldten Signale hält, aus den Soldaten der neuen zu St. Lucas angelegten Garniſon beſtehet. Die Geſelſchaft verlangte dieſelbe zur Sicherheit ihrer Miſſionen, und ſie wurde in der Bay la Paz innerhalb des Meerbuſens, wo die Gallion nicht anlanden konte, und nicht auf dem Vorgebürge angelegt. Endlich legte man ſie an, und man hielt aus großer Klugheit dafür, daß die Gallionen nirgend ſicherer lägen, als an dieſem Vorgebürge. Die Geſelſchaft aber hatte keinen Antheil daran, ſondern die Einwohner der philippiniſchen Inſeln verlangten ſie, weil ſie die Nothwendigkeit derſelben einſahe. Ueberdies wurde ſie durch einen Vicekönig aufgerichtet, der, ob er gleich in dem Schooße der Geſelſchaft auferzogen worden war, dennoch keiner von den Maasregeln folgte, welche die Jeſuiten ergriffen, um ihren weltlichen Nutzen zu unterſtützen. Hätte man auch keinen andern Beweis von dem Nutzen Californiens und den Garniſonen dieſes Landes, ſo würde ſchon die Aufführung des Admiral Anſon einen ſtarken Beweis abgeben: denn ſeitdem Californien von den Spaniern unterworfen, bevölkert, und von Garniſonen vertheidigt worden iſt, ſo hat er ſich in demſelben nicht in Hinterhalt legen können, um die philippiniſche Gallion wegzuſchnappen, obgleich der Verfaſſer ſelbſt eingeſtehet, daß dies der beſte Seeſtrich iſt, in dem man derſelben aufpaſſen kan. Er hat lieber das Südmeer bis an die Inſel Tinian durchſchiffen, ſich tauſend Gefährlichkeiten ausſetzen, und wie andre ſchreiben, ſich zwiſchen die marianiſchen und philippiniſchen Inſeln ſtellen wollen, um ſie in der Meerenge St. Bernandin anzufallen.

Was den californiſchen Handel anbetrift, wovon ich die Perlenfiſcherey und den Perlenhandel ausnehme, von welcher ich geredet habe, und in den ſich weder die Soldaten noch die Jeſuiten miſchen, ſo geſtehe ich, daß der Handel der Halbinſel ganz und gar in den Händen der Jeſuiten iſt. Die Sache ſelbſt zeigt dieſes, wenn ich es auch leugnen wolte. Können ihn denn die Europäer treiben, da nur Jeſui-

ten im Lande ſind? Gönnet uns aber Hr. Walter dieſen Handel nicht, ſo wünſche ich von Herzen, aus Erkentlichkeit gegen ſeine Höflichkeit, daß England künftighin eben ſo einen Handel mit Spanien treiben möge. Der californiſche Handel beſtehet in etwas wenig Wein, den man in den Miſſionen ſamlet, und in Neuſpanien verkauft, dies iſt die einzige Sache, welche das Land hervorbringt, außerdem hat das Land weder Lebensmittel noch Waaren, noch Manufacturen, ja man darf nicht einmal hoffen, daß das Land jemals mit dergleichen werde verſehen werden. Im Gegentheil hat man an allen Dingen Mangel, und wenn es ſich zuträgt, daß die Lebensmittel zu lange auſſenbleiben, ſo ſieht es mit den Miſſionspredigern eben ſo ſchlecht aus wie mit den Indianern, und ſie müſſen ſich von Wurzel, Kräutern und wilden Früchten ernähren. Das einzige Schif, das binnen etlichen Jahren in Californien angefahren iſt, iſt die philippiniſche Gallion, wie aus obgemeldtem erhellet. Der Hauptmann hat den Miſſionspredigern zur Vergeltung der ihm von denſelben verſchaften Lebensmittel einige Kleinigkeiten geſchenkt, die er am Bord hatte. Dies iſt der ganze Handel, den die Jeſuiten in Californien treiben, und von dem ſie völlig Meiſter ſind. Wenn es nun Herrn Waltern jemals einkäme, den Himmel zu bitten, daß der engliſche Handel ſich auch ſo ſehr ausbreiten möchte, würde es ihm wohl lieb ſeyn, wenn ſeine Bitten in Erfüllung gingen?

Endlich ſagt Hr. Walter aus offenbarem Eifer für das Glük der Spaniſchen Nation, deren Feind er iſt, und gegen die er Feindſeligkeiten ausübet, daß der philippiniſche Handel Spanien Schaden bringe, weil die ſeidnen Zeuge, die man aus China und Coromandel nach Amerika bringt, die Ausfuhre der Zeuge und Tücher aus Valenz und andern ſpaniſchen Städten hindern, und daß Don Joſeph Patricho denſelben im Jahr 1725 unterdrukt haben würde, wenn die Jeſuiten nicht wegen des Nutzens, den ſie dabey haben, dieſen Streich abgewendet hätten. Wäre ich ein Mann, der ſich durch ſchlechte Betrachtungen hinreißen ließe, wenn es den Nutzen ſeiner Nation betrift, ſo würde ich dieſen Punct mit Stilſchweigen übergehen, damit man nicht vermuthen möchte, daß meine Schutzſchrift für den philippiniſchen Handel keine andre Quelle hätte als den Nutzen, den, wie Walter wil, die Jeſuiten daraus ziehen. Vielleicht fürchtete er ſich, die Jeſuiten möchten ſich, wenn er von ihren Miſſionen redet, daran erinnern, und die Eiferſucht der Spanier wieder zu erregen ſuchen, um ſich alle Vortheile zu verſchaffen, die ihnen der oſtindiſche Handel anbietet, und möchten ſich dieſes politiſchen Kunſtgriffes bedienen, um ſie zu hintergehen. Es ſey ihm nun, wie es wolle, dieſer Bewegungsgrund iſt zu niedrig, als daß er mich rühren ſolte. Es ſind in Aſien, Amerika und Europa Dinge vorgefallen, die man nicht verheelen kan, und von denen ſich jeder zu unterrichten Gelegenheit hat. Die Meinung des Hrn. Walters wird nie das Uebergewicht über die Meinung der Welt erhalten, beſonders, wenn es Dinge betrift, die er nicht ſelbſt

ſelbſt geſehen hat. Auf der andern Seite wird der billig denkende Theil meiner Nation, für den ich ſchreibe, meiner Aufrichtigkeit und meinen guten Abſichten Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und wenn er auch von meiner Meinung abginge, ſo ſchmeichle ich mir doch, daß er nicht argwohnen wird, daß ich eine andere Abſicht, als Gott zu dienen und der Welt zu nutzen, habe.

Es gehört mir nicht, zu entſcheiden, ob der philippiniſche Handel auf dem Fuße, wie er itzo iſt, Spanien Vortheil oder Schaden bringet, ich kan aber nicht glauben, daß man eine andre Methode ausfündig machen könne, um ihn ſo einzurichten, daß er weder überhaupt der Krone, noch insbeſondere Spanien ſchade. Welches aber dieſe Maasregeln ſind, weis ich nicht, und bin auch nicht im Stande es zu entſcheiden. So viel weis ich, daß ſich Spanien unter der Regierung Carls des 5ten auf dem höchſten Gipfel ſeines Glüks ſahe. Es hatte unendlich mehr Städte und Einwohner, und nicht nur dieſe Städte, ſondern auch die kleinſten Dörfer wimmelten von Menſchen und Manufacturen. Seine Produkte waren doppelt ſo gros als heut zu Tage, und die Thiere waren in eben ſo großer Menge vorhanden. Spanien trieb mit ſeinen Waaren nach Italien, Frankreich, England, Flandern und die Nordländer Handel, und hatte allenthalben ſeine Kaufleute und Agenten, wie man aus den Verordnungen des Conſulats oder der Verſamlung der Kaufleute zu Burgos ſehen kan. Es ſchikte Ladung nach Indien, welche in den Produkten ſeiner Ländereyen und Manufacturen beſtand, und wovon Toledo gleichſam die Niederlage oder das Hauptmagazin war. Auf ſolche Art blieb der Nutzen des Handels, das Geld und die Reichthümer Indiens im Lande, oder es ging wenigſtens ein ſehr kleiner Theil in fremde Länder. Damals hatten noch die weiſen Verordnungen, welche die rechtgläubigen Könige zu Gunſten des ſpaniſchen Handels und der Schiffart gegeben hatten, ihre völlige Stärke; Verordnungen, welche im Grunde eben die ſind, denen andere Nationen ihre Handlung und ihre Seemacht zu verdanken haben. Dieſe Verordnungen betrafen die Errichtung neuer Bauhöfe, die Aufmunterung des Seeweſens, die Belohnungen für diejenigen, welche Schiffe baueten, die Mittel, ſich Holz und Tauwerk anzuſchaffen, die Privilegien, welche denen ertheilt wurden, welche die größten Schiffe hielten, die Ladung der Schiffe u. d. g. Sie zielten dahin ab, daß die Misbräuche und Bedrückungen in den Zöllen und Abgaben abgeſchaft, und daß über den innern Handel des Reiches billige Verordnungen getroffen würden, daß man ſie genau beobachtete, die unnöthigen Gerichte abſchaffete, die Landſtraßen vermittelſt der Santas Hermandades *) ſicher hielt, oft die Münzen unterſuchte und berichtigte, die den Unterthanen be-

*) Alſo nennt man ein Corps Häſcher, das man in den unruhigen Zeiten in Spanien aufrichtete, um den Diebſtälen auf den Landſtraßen zuvorzukommen. Es beſtehet noch heut zu Tage, und iſt in ganz Spanien ausgebreitet, und hält die Wege ſicher.

ſchwerliche, und dem Staat eben nicht vortheilhafte Auflagen aufhob, ſie ſo ſehr als möglich verringerte, und gewiſſe Taxen draus machte, um dem Betruge und den Bedrückungen zuvor zu kommen, daß man den Zoll ſolcher Waaren, die in das Land eingeführt wurden, um die Hälfte verringerte, die rohen Waaren ausgenommen, daß man in einigen Häfen Befehl ausſtelte, daß diejenigen, welche Waaren einführten, andere dagegen ausführen muſten. Man ſorgte davor, daß man in Anſehung des Handels den Städten und den Provinzen einerley Vortheil verſchaffen möchte, daß nüzliche Waaren in Ueberfluſſe vorhanden wären, indem man ihnen einen Preis beſtimte, daß die Vornehmſten der Nation, die Magiſtratsperſonen in Städten, und der Adel im Reiche genöthigt wurden, darauf zu ſehen, daß dieſen Verordnungen pünktlich nachgelebt würde, und viele andere die Policey betreffende Dinge; wodurch ſich auch dieſer Staatscörper viele Jahre lang in einem Glanze und Macht erhielt, welche ganz Europa mit Neid und Eiferſucht anſahe. So ſahe die Staatsverfaſſung unter der Regierung Carls des 5ten aus, und ſie ſetzte das Land eben im Stande, die großen Unternehmungen und erſtaunlichen Koſten, die zuweilen aus Nothwendigkeit, zuweilen auch freywillig von dieſem unternehmenden Monarchen gemacht wurden, mit Ruhm zu unterſtützen. Ohngeachtet aber damals Spanien ſo ſehr beglükt war, ſo bemühete es ſich doch mehr als jemals einen Theil des oſtindiſchen Handels mit Weſtindien an ſich zu bringen. Man hielt es damals nicht für eine dem ſpaniſchen Handel in dieſem Welttheile nachtheilige Sache, die Specereyen und andre Produkte der Jnſeln und öſtlichen Gegenden Aſiens in dieſes Reich zu führen, obgleich Spanien mehr davon hatte, als es brauchte, und ob es gleich ſeine Gallionen und Caravallen mit ſeinen Produkten und verarbeiteten Waaren beladen, in alle Theile der Welt ſandte. Warum ſolte man dies nicht eben noch heut zu Tage thun, wenn Spanien auch gleich mehr Waaren hätte, als es würklich hat? Warum ſolte es nicht lieber ſeine eigne, als fremde Schiffe beladen wollen, wie man itzo thut? Damals war Amerika nicht ſehr bevölkert, und Spanien konte den Nothwendigkeiten ſeiner Einwohner leicht abhelfen, heut zu Tage iſt es mehr bevölkert, und kan es nicht: damals hatte Spanien viele Manufacturen und Lebensmittel, heut zu Tage hat es deren wenig: damals kam das Gold und Silber den ſpaniſchen Handwerksleuten in die Hände, heut zu Tage geht beydes in fremde Länder; damals hatte unſer aſiatiſche Handel keine Mitbuhler, außer die Portugieſen, welche unſere Freunde, und gleichſam unſere Brüder waren; und heut zu Tage wollen ihn alle Nationen mit uns theilen. Und aller dieſer Vortheile ohngeachtet, beſchäftigten ſich doch die Spanier mit dem oſtindiſchen Handel. Oder ſol ich etwan glauben, daß man ihn nicht wieder auf den vorigen Fus ſetzen könne, daß er ihnen voritzo nachtheilig ſey, und daß man ihn, weil er ſo geringe iſt, vernachläßigen, und den Nutzen, den er vielleicht bringen möchte, aus der Acht laſſen ſol.

So denkt Hr. Walter, und ich glaube, er ſähe es gerne, wenn die Spanier ſeiner Meinung beypflichteten. Ich habe angemerkt, daß er, wenn er von ſeiner Nation redet, den Vortheil ſehr erhebt, den ſie aus dem chineſiſchen und oſtindiſchen Handel ziehet, und daß er feſte drauf beſtehet, daß ſie in dieſe Gegenden eine viel größere Menge Pflanzſtädte ſchicken ſol. Auf der andern Seite weis man, was ſich die Engländer für Mühe gegeben haben, einen kürzern Weg dahin zu finden, und was ſie für Vortheil draus ziehen würden, wem es ihnen jemals gelingen ſolte. Ich wil noch hinzu ſetzen, daß die Nacheiferung, die zwiſchen der engliſch- und franzöſiſch Oſtindiſchen Compagnie herrſchet, beweiſt, wie weit dieſe zwey Nationen davon entfernt ſind zu glauben, daß dieſer Handel dem europäiſchen Handel ſchade.

Iſt nun dem alſo, wer wird ſich denn überreden können, daß der außerordentlich ſtarke Handel der Engländer nach Oſtindien der Krone England vortheilhaft ſey, welche die Welt mit Lebensmitteln, Zeugen und Manufacturen von aller Art überſchwemt, und zu gleicher Zeit glauben können, daß der itzige Handel Spaniens mit dem einzigen philippiniſchen Schiffe der Krone deswegen nachtheilig ſeyn ſolte, weil die chineſiſchen Seidenwaaren und die Cattune aus Coromandel den Abgang der voritzo zu Valenz und in andern ſpaniſchen Städten verfertigten ſeidnen Waaren und Zeugen ſchade, und daß man für den Oſtindiſchen Handel, der über die philippiniſchen Inſeln geführt wird, nicht ſolche Maasregeln treffen könne, daß derſelbe dieſem Reiche nicht ſchade? England, Holland, Frankreich, Schweden, Dännemark und Preuſſen arbeiten alle Tage an Ausbreitung ihres Handels, und demohngeachtet merkt man nicht, daß die ſeidnen Zeuge und Cattune, die ſie aus Oſtindien ziehen, ſie verhindern, ihre Stoffe und Zeuge los zu werden, denn ſie bringen dieſelben ſtets nach Spanien, um ſie für das Geld, ſo wir aus Amerika erhalten, los zu werden. Portugal, welches einen Theil von Spanien ausmachet, unterhält einen vortheilhaften Handel mit Oſtindien, es könte ihn aber noch höher treiben. Es hat ſo wie Spanien, große Beſitzungen in Amerika, wo es die Waaren, die es aus Aſien ziehet, wohlfeiler hinſchaffen kan, als die europäiſchen Waaren. Iſt denn aber die Krone Spanien allein unvermögend, dieſes Beyſpiel nachzuahmen, und eben die Maasregeln zu ergreifen, denen andere Nationen, die nicht ſo beträchtlich ſind, folgen?

Ich weis gewis, daß es Hr. Walter ſehr gerne ſehen würde, wenn die Spanier den manilliſchen und ſelbſt den philippiniſchen Handel aufgäben, weil er weis, daß ſie ſich ohne Handlung weder in Europa noch Amerika behaupten können, und daß die Engländer, wenn ſie zugleich einen Durchgang durch Nordamerika und Nordkalifornien in das Südmeer fänden (und ein ſolcher Durchgang iſt nicht unmöglich, er kan vielleicht einmal gefunden werden) und ſich erſt von allen Seiten feſtge-

feſtgeſezt hätten, alsdan ihre Herrſchaft aus dem nördlichen Amerika bis in das ſüdliche ausbreiten, und ihre Beſizungen bis an die unſrigen erweitern könten. Wenn jemals die Engländer auf der Küſte des Südmeeres über dem Vorgebürge Mendoza, oder ſelbſt in Californien Pflanzſtädte und Garniſonen anlegten, ſo würde ihre Nation alsdenn die Beherrſcherin dieſes Meeres und des Handels auf demſelben ſeyn, ſie würde Spanien ſowohl zu Waſſer als zu Lande furchtbar werden, ſie würde ſich der Beſizungen deſſelben nach Nord, Weſt, Oſt und Süd bemächtigen, und es von allen Seiten einſchließen: aber Dank ſey der göttlichen Barmherzigkeit, und dem neuen Leben, das die Regierung über die ganze Nation ausgebreitet hat, man hat Anlas zu hoffen, daß man in dem ſüdlichen und nördlichen Amerika ſo gute Anſtalten treffen wird, daß dadurch die Abſichten anderer Nationen vereitelt werden, welche ihre Macht und Größe einzig und allein unſerer Faulheit und Nachläßigkeit zu verdanken haben.

Dasjenige, was Hr. Walter von dem Don Joſeph Patinho ſagt, iſt ganz und gar falſch, und ich zweifle, daß ſich die Engländer, die ſo viel Gelegenheit gehabt haben, die Geſinnungen des Miniſters kennen zu lernen, leicht überreden können, daß er im Jahr 1725 den Handel nach den philippiniſchen Inſeln völlig habe abſchaffen wollen. Um dieſe Zeit erhoben ſich große Streitigkeiten zwiſchen den Kaufleuten in den philippiniſchen Inſeln und denen in Neuſpanien über die Ladung, die Menge und Güte der Fracht der Gallionen. Dieſer Miniſter aber war zu weiſe und zu klug, als daß er ſich hätte nach den Verſicherungen einiger Kaufleute in ſolchen Dingen richten ſollen, wo es auf den Nuzen der Krone ankam, und man hat ohne Grund behauptet, daß er dieſen Handel habe unterdrücken wollen. Und es iſt noch viel weniger wahr, daß die Jeſuiten dieſen Streich wegen des für ſich daraus erhaltenen Vortheils abgewendet hätten. Don Joſeph von Patinho war nicht der Mann, der ſich in einer ſo wichtigen Sache nach der Denkungsart anderer Leute richtete. Es würde mir überdies leicht ſeyn zu beweiſen, daß die Geſelſchaft an dieſer Streitigkeit keinen Theil hatte. Kurz, wenn man ſich überzeugen wil, daß dieſer Miniſter in Anſehung des oſtindiſchen Handels nie dergleichen Gedanken gehabt habe; ſo darf man nur dieſe Denkungsart mit der Denkungsart des Cardinal Alb *) vergleichen, welcher einige Jahre vorher eben dieſe Stelle bey eben dieſem Prinzen bekleidet, und dem der Don Patinho ſeine Ehrenſtelle und ſein Glük zu verdanken hatte.

*) Theil 3. Abſchn. 13.

Ende des ganzen Werks.

ꝛh=
in
en-
rde
ſel-
ſie
en,
eit,
at,
gu-
ltelt
und

ganz
t ge-
kön-
habe
den
ung,
r zu
ſteute
und
ollen.
es für
atinho
ngsart
aß die
) über-
vergleiz
Den-
er eben
ho ſeine